

Basierend auf dem PC-Game Bestseller

DIABLO®

DER SÜNDEKRIEG

BUCH I



GEBURTSRECHT

RICHARD A. KNAAK



DER SÜNDEKRIEG

BUCH I
GEBURTSRECHT

RICHARD A. KNAAK

Ins Deutsche übertragen von Ralph Sander

PANINI BOOKS

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Ein Titeldatensatz für diese Publikation ist bei der Deutschen Bibliothek erhältlich.

Dieses Buch wurde auf chlorfreiem, umweltfreundlich hergestelltem Papier gedruckt. In neuer Rechtschreibung.

Amerikanische Originalausgabe: »DIABLO The Sin War, Book 1: Birthright« by Richard A. Knaak, published by Simon and Schuster, Inc., October 2006.

Deutsche Übersetzung © 2007 Panini Verlags GmbH, Rotebühlstraße 87, 70178 Stuttgart. Alle Rechte vorbehalten.

Copyright © 2007 Blizzard Entertainment, Inc. All Rights Reserved. »DIABLO The Sin War, Book 1: Birthright«, DIABLO, Blizzard Entertainment are trademarks or registered trademarks of Blizzard Entertainment in the U.S. and/or other countries. All other trademarks are the property of their respective owners.

No similarity between any of the names, characters, persons and/or institutions in this publication and those of any pre-existing person or institution is intended and any similarity which may exist is purely coincidental. No portion of this publication may be reproduced, by any means, without the express written permission of the copyright holder(s).

Übersetzung: Ralph Sander
Lektorat: Manfred Weinland
Redaktion: Mathias Ulinski, Holger Wiest
Chefredaktion: Jo Löffler
Umschlaggestaltung: tab indivisuell, Stuttgart
Cover art by Glenn Rane
Satz: Greiner & Reichel, Köln
Druck: Norhaven Paperback A/S, Viborg, DK
Printed in Denmark
ISBN 978-3-8332-1553-7 1. Auflage, März 2007

www.paninicomics.de/videogame

PR⊕L⊕G

Die Welt war zu jener Zeit noch jung, und nur wenigen war sie als Zuflucht bekannt. Ebenso wussten nur wenige, dass Engel und Dämonen nicht nur existierten, sondern dass einige von ihnen die Entstehung des Sanktuariums, der Zuflucht, überhaupt erst herbeigeführt hatten. Die Namen Inarius, Diablo, Rathma, Mephisto und Baal – um nur einige Mächtige und oftmals Gefürchtete zu nennen – waren noch keinem Sterblichen über die Lippen gekommen.

In jener Zeit also, da man nichts vom ewigen Streit zwischen den Hohen Himmeln und den Brennenden Höllen wusste, mühte sich der Mensch, einfach nur zu leben, um dann irgendwann den Weg alles Irdischen zu nehmen. Er ahnte nichts davon, dass schon zu jener Zeit beide unsterblichen Seiten ein Auge auf ihn und das in ihm schlummernde Potenzial geworfen hatten und dass darüber ein Konflikt entflammen sollte, der viele Jahrhunderte andauern würde.

Von allen, die so schrecklich ignorant waren, was das furchtbare Schicksal des Sanktuariums anging, war Uldyssian ul-Diomed – Uldyssian, der Sohn des Diomedes – der Blindeste von allen. Und er war zugleich auch derjenige, der sich inmitten all der Wirren wiederfand, die spätere Verfasser der geheimen Weltchronik den Sündenkrieg nannten.

Es war kein Krieg im herkömmlichen Sinne. Natürlich gab es Kämpfe, Schlachten, aber in erster Linie war er geprägt von Seelenqual und Seelenraub. Ein Krieg, der auf ewig die Unschuld des Sanktuariums befleckte und derer, die es bevölkerten. Ein

Krieg, der alle veränderte, am schlimmsten jene, die sich dessen gar nicht bewusst waren.

Ein Krieg, der gewonnen und zugleich auch verloren wurde.

Aus den Büchern von Kalan

Erster Band, zweites Blatt

E I N S

Der Schatten schob sich über Uldyssian ul-Diomedes Tisch und tauchte nicht nur einen großen Teil der Fläche in Dunkelheit, sondern auch seine Hand und das noch nicht getrunkene Ale.

Der Bauer mit dem sandblonden Haar musste nicht aufblicken, um zu sehen, wer ihn in seiner kurzen Pause vom Tagwerk störte. Er hatte den Fremden mit anderen im Boar's Head sprechen hören, der einzigen Taverne des abgelegenen Dorfes Seram, und er hatte gebetet, der Mann möge nicht auch an seinen Tisch kommen.

Es war blanke Ironie, dass ausgerechnet der Sohn des Diomedes betete, der Fremde möge ihn in Frieden lassen, denn wer da vor Uldyssian stand, war kein Geringerer als ein Missionar der Kathedrale des Lichts. In seinem silbrigweißen Gewand und dem hohen Kragen gab er ein imposantes Bild ab – wenn man den Saum übersah, der deutlich erkennbar mit dem Morast von Seram in Berührung gekommen war, und zweifellos schaffte er es, bei vielen Dorfbewohnern Ehrfurcht zu wecken.

Bei Uldyssian jedoch wühlte seine Anwesenheit nur schreckliche Erinnerungen auf, und der Bauer zwang sich voller Ärger, seinen Blick nicht von dem vor ihm stehenden Krug abzuwenden.

»Habt Ihr das *Licht* gesehen, mein Bruder?«, fragte der Fremde endlich, als deutlich geworden war, dass der potenziell zu Bekehrende beabsichtigte, ihn auch weiterhin zu ignorieren. »Hat das Wort des großen Propheten Eure Seele berührt?«

»Sucht Euch einen anderen«, murmelte Uldyssian und ballte

die freie Hand unwillkürlich zur Faust. Er trank den letzten Schluck Ale aus, in der Hoffnung, seine Bemerkung würde der unerwünschten Unterhaltung rechtzeitig ein Ende setzen.

Der Missionar jedoch wollte sich damit nicht zufrieden geben. Stattdessen legte er seine Hand auf den Unterarm des Bauern, womit er das Ale davon abhielt, Uldyssians Lippen zu erreichen. Dann sagte der junge Mann: »Wenn Ihr nicht an Euch denken wollt, dann denkt an diejenigen, die Ihr liebt! Wollt Ihr deren Seelen im Stich lassen und ...«

Der Bauer stieß einen Schrei aus, und sein Gesicht wurde rot vor Zorn, den er nicht länger beherrschen konnte. Er sprang auf und packte den erschrockenen Missionar am Kragen. Als der Tisch umkippte, fiel der Krug zu Boden, das Ale spritzte auf den Holzboden, ohne dass Uldyssian Notiz davon nahm. Ringsum verfolgten die übrigen Gäste – darunter auch einige Reisende, die hier eher selten zu finden waren – die Auseinandersetzung mit einer Mischung aus Besorgnis und Interesse. Aus Erfahrung wussten alle, es war besser, sich aus solchen Konfrontationen herauszuhalten. Einige Dorfbewohner, die den Sohn des Diomedes kannten, schüttelten den Kopf und tuschelten untereinander darüber, welche unglückliche Wahl an Gesprächsthemen der Fremde getroffen hatte.

Der Missionar war noch eine Handbreit größer als Uldyssian, der mit seinen etwas mehr als sechs Fuß selbst schon nicht zu den kleinen Männern zählte. Doch der breitschultrige Bauer wog eineinhalb mal so viel wie er, und das Gewicht verteilte sich vollständig auf Muskeln, die er der Arbeit auf dem Feld und dem Umgang mit den Tieren verdankte. Uldyssian war ein bärtiger Mann mit kantigem Kiefer und grobschlächtigen Gesichtszügen, die typisch waren für diese Region westlich des großen Stadtstaa-

tes Kehjan, dem Juwel der östlichen Hälfte der Welt. Tiefbraune Augen brannten sich in die blasser gefärbten des hageren und überraschend jungen Priester der Kathedrale.

»Die Seelen der meisten Mitglieder meiner Familie können vom Propheten längst nicht mehr eingesammelt werden, *Bruder!* Sie starben vor fast zehn Jahren an der Pest!«

»Ich w-werde für ... für sie alle beten ...«

Seine Worte machten Uldyssian nur noch zorniger, hatte er doch monatelang unablässig für seine Eltern, seinen älteren Bruder und seine beiden Schwestern gebetet, als sie leiden mussten. Tag und Nacht hatte er oftmals völlig ohne Schlaf zu der Macht gefleht, die über sie wachte – zuerst damit sie sich erholten, später dann, als es keine Hoffnung mehr gab, damit ihr Tod schnell und schmerzlos käme.

Keines seiner Gebete war erhört worden. Aufgewühlt und hilflos hatte Uldyssian zusehen müssen, wie einer nach dem anderen qualvoll starb. Nur er und sein jüngster Bruder Mendeln hatten überlebt, um alle anderen zu beerdigen.

Schon da waren Missionare unterwegs gewesen, die von den Seelen seiner Familie sprachen und davon, dass ihre jeweilige Konfession die Antwort auf alles hatte. Alle hatten sie Uldyssian zugesichert, er werde Frieden mit dem Verlust seiner Liebsten schließen, solange er dem jeweiligen Glaubenspfad folgte.

Doch Uldyssian, einst ein gottesfürchtiger Mann, hatte jeden Einzelnen von ihnen sehr lautstark bloßgestellt. Ihre Worte klangen hohl und leer, und seine Weigerung erschien ihm nach einer Weile berechtigt, erwies sich doch die Existenz dieser Konfessionen als so flüchtig wie die Jahreszeiten.

Aber nicht alle Glaubensrichtungen verschwanden wieder so schnell, wie sie kamen. Die Kathedrale des Lichts war zwar jün-

geren Ursprungs, doch sie wirkte weitaus stärker als alle Vorgänger. Sie und der vor etwas längerer Zeit gegründete Tempel der Triune schienen sich recht schnell zu den beiden vorherrschenden Institutionen zu entwickeln, die es auf die Seelen der Bewohner von Kehjan abgesehen hatten. Für Uldyssian kam der beharrliche Eifer, mit dem sie neue Anhänger zu gewinnen versuchten, einem emsigen Wettkampf gleich, der in einem krassen Gegensatz zu ihren spirituellen Botschaften stand.

Das war ein weiterer Grund, weshalb Uldyssian mit keiner von beiden Seiten etwas zu tun haben wollte.

»Betet für Euch selbst, aber nicht für mich und die Meinen«, knurrte er. Die Augen des Missionars traten hervor, als Uldyssian ihn am Kragen packte und ihn mühelos hochhob, bis die Füße in der Luft baumelten.

Der gedrungene Mann mit dem schütterten Haupthaar hinter der Theke kam in den Schankraum, um einzugreifen. Tibion war ein paar Jahre älter als Uldyssian und konnte es körperlich nicht mit ihm aufnehmen, doch er war ein guter Freund von Diomedes gewesen, und mit seinen Worten verschaffte er sich Gehör bei dem wütenden Bauern. »Uldyssian! Wenn du dich schon nicht beherrschen kannst, dann verschone wenigstens meine Taverne, ja?«

Der Angesprochene zögerte, als die Worte des Wirts seine Wut durchdrangen. Sein Blick wanderte von dem fahlen Gesicht vor ihm zu Tibions rundlicher Miene und wieder zurück. Mit einem misshagigen Ausdruck ließ er den Mann los, der in einer unwürdigen Haltung auf dem Boden zusammensank.

»Uldyssian ...«, begann Tibion, doch der Sohn von Diomedes wollte sich nicht noch mehr anhören. Mit zitternden Händen und ausholenden Schritten verließ er die Schenke, wobei seine schwe-

ren, abgetragenen Stiefel ein hartes Geräusch auf den ausgetretenen Dielen verursachten.

Draußen angekommen, atmete Uldyssian die kalte, klare Luft ein, die seinen Zorn milderte. Fast sofort bedauerte er, wozu er sich in der Taverne hatte hinreißen lassen. Er bedauerte nicht seine Gründe dafür, aber dass er vor so vielen, die er kannte, ein solches Verhalten an den Tag gelegt hatte – und das nicht zum ersten Mal.

Es änderte nichts daran, dass die bloße Anwesenheit des Akolyten der Kathedrale in Seram ihm einen Stich ins Herz versetzte. Uldyssian war mittlerweile ein Mann, der nur noch das glaubte, was er mit eigenen Augen sah oder was er mit seinen Händen berühren konnte. Er konnte die Veränderungen am Himmel sehen und daran erkennen, wann er sich mit der Feldarbeit beeilen musste und wann ihm noch genug Zeit blieb, um seine Arbeit in einem gemächlicheren Tempo abzuschließen. Das Getreide, das sein Schuften aus dem Boden hervorbrachte, ernährte ihn und die anderen. Dies waren Dinge, auf die er sich verlassen konnte, nicht aber die gemurmelten Gebete der Kleriker und Missionare, die seiner Familie nichts als falsche Hoffnungen gemacht hatten.

Seram war ein Dorf mit ungefähr zweihundert Einwohnern und damit für manche klein, für andere von passabler Größe. Uldyssians Hof lag zwei Meilen nördlich davon. Einmal in der Woche begab er sich hierher, um alle notwendigen Vorräte zu besorgen, wobei er sich immer eine kurze Pause gönnte, um in der Taverne etwas zu essen und zu trinken. Seine Mahlzeit hatte er gegessen, sein Ale war verschüttet worden, und nun galt es für ihn nur noch, seine übrigen Aufgaben zu erledigen, ehe er sich auf den Heimweg machte.

Von der Taverne abgesehen, die zugleich als Herberge diente, gab es nur noch vier andere wichtige Gebäude in Seram – das Versammlungshaus, das Handelshaus, die Quartiere der Dorfwache und die Schmiede. Alle waren von der gleichen einfachen Bauweise wie der Rest der Häuser in Seram. Sie hatten spitze, strohgedeckte Dächer und darunter ein Bauwerk aus Holzbrettern auf einem Unterbau, der aus mehreren Schichten Stein und Lehm bestand. Typisch waren für die meisten Gebiete, die unter dem Einfluss von Kehjan standen, nach oben in einem Spitzbogen auslaufende Fenster, die an jeder Hausseite in einer Dreiergruppe angeordnet waren. Aus einiger Entfernung war es sogar unmöglich, die Gebäude voneinander zu unterscheiden.

Morast blieb an seinen Stiefeln kleben, als Uldyssian weiterging. Seram war zu provinziell, als dass die Straßen gepflastert oder zumindest mit Steinen bedeckt gewesen wären. Es gab einen schmalen, trockenen Weg auf der gegenüberliegenden Seite jener Straße, auf der sich Uldyssian gerade voranbewegte. Doch er verzichtete darauf, dorthin zu wechseln. Als Bauer war er es gewöhnt, eins zu sein mit dem Boden.

Am östlichen Rand des Dorfes – der damit Kehjan am nächsten war – befand sich das Handelshaus. Neben der Taverne war es der Ort in Seram, an dem es am geschäftigsten zugeht. Hierher kamen alle Einwohner mit ihren Waren, um sie gegen etwas anderes einzutauschen oder sie an durchreisende Händler zu verkaufen. Wenn neue Waren vorrätig waren, wurde ein blaues Banner an der Tür aufgehängt. Als Uldyssian näherkam, sah er, dass Cyrus' schwarzhaarige Tochter Serenthia genau damit gerade beschäftigt war.

Cyrus und seine Familie betrieben das Handelshaus schon seit vier Generationen, und sie gehörten zu den wichtigsten Familien

im Dorf, ohne dass sie sich edler kleideten als sonst jemand. Der Kaufmann sah nicht auf seine Kunden herab, die zum größten Teil zugleich seine Nachbarn waren. Serenthia beispielsweise trug ein schlichtes braunes Kleid, das am Mieder dezent geschnitten war und dessen Saum über den Knöcheln verlief. So wie die meisten im Dorf trug sie zweckmäßige Stiefel, die sich zum Reiten ebenso eigneten wie dazu, die morastige, von Furchen durchzogene Hauptstraße entlangzugehen.

»Gibt es etwas Interessantes?«, rief er Serenthia zu, um auf andere Gedanken zu kommen.

Cyrus' Tochter drehte sich um, als sie den Klang seiner Stimme vernahm. Ihr volles, langes Haar flatterte im Wind. Bei ihren leuchtend blauen Augen, der elfenbeinfarbenen Haut und den von Natur aus kräftig roten Lippen war sich Uldyssian sicher, dass sie nichts weiter benötigte als ein entsprechendes Kleid, um es mit den schönsten blaublütigen Frauen von Kehjan aufnehmen zu können. Das schlichte Kleid verbarg nicht die Kurven ihres Körpers, und es lenkte auch nicht ab von der anmutigen Art, mit der sie sich in gleich welcher Umgebung bewegte.

»Uldyssian! Bist du schon den ganzen Tag hier?«

Etwas an ihrem Tonfall ließ den Bauern das Gesicht verziehen. Serenthia war mehr als ein Jahrzehnt jünger als er, und er hatte mit ansehen können, wie sie vom Kind zur Frau wurde. Für ihn war sie fast wie eine der Schwestern, die er verloren hatte. Doch umgekehrt war Uldyssian für sie eindeutig sehr viel mehr als nur eine Art Bruder. Sie hatte die Avancen der jüngeren und wohlhabenderen Bauern abgewiesen, ganz zu schweigen vom Kokettieren durchreisender Händler. Der einzige andere Mann, an dem sie Interesse zeigte, war Achilios, Uldyssians guter Freund und der beste Jäger von ganz Seram.

Es war allerdings schwierig zu sagen, ob das vielleicht nur an dessen Verbindung zu Uldyssian lag.

»Ich bin gleich nach der ersten Stunde des Tages eingetroffen«, erwiderte er. Als er näherkam, konnte er hinter Cyrus' Gebäude mindestens drei Wagen erkennen. »Eine recht große Karawane für Seram. Was ist los?«

Sie war damit fertig, das Banner zu hissen, und band das Seil fest. Mit einem Blick über die Schulter, hin zu den Wagen, erwiderte sie: »Sie haben sich verirrt. Sie wollten eigentlich durch Tulisam reisen.«

Tulisam war die nächstgelegene Siedlung, eine Stadt, die mindestens fünfmal so groß war wie Seram. Sie lag auch mehr auf dem Weg von Kehjan zur See, wo sich die großen Häfen befanden.

»Der Lenker muss ein Neuling sein«, brummte Uldyssian.

»Nun, welcher Grund auch dazu geführt haben mag, auf jeden Fall haben sie sich entschlossen, einiges zu tauschen. Vater versucht, seine Begeisterung im Zaum zu halten. Sie haben einige sehr schöne Dinge, Uldyssian.«

Für den Sohn von Diomedes waren schöne Dinge in erster Linie entweder gute, robuste Werkzeuge oder auch ein neugeborenes Kalb, das gesund zur Welt gekommen war.

Er wollte etwas sagen, da bemerkte er eine Frau bei den Wagen. Sie war so gekleidet wie eine Edelfrau aus einem jener Häuser, die sich darum bemühten, die Lücke in der Führung zu schließen, die von den jüngsten Kämpfen der herrschenden Magierclans gerissen worden war. Ihr volles goldblondes Haar hatte sie hinter dem Kopf mit einem silbernen Band zusammengebunden, sodass der Blick auf ihr erhabenes, elfenbeinfarbenes Gesicht durch nichts gestört wurde. Mit funkelnden grünen Augen be-

trachtete sie ihre Umgebung. Die schmalen, vollkommenen Lippen öffneten sich einen Spaltbreit, als die Frau die Landschaft östlich von Seram in Augenschein nahm. Über den Schultern ihres wallenden smaragdfarbenen Kleides trug sie einen Pelz, das Mieder war eng geschnürt, und auch wenn ihre Kleidung das Sinnbild der herrschenden Kasten war, ließ sie keinen Zweifel daran, dass ihre Trägerin eine überaus weibliche Figur hatte.

Gerade als dieses faszinierende Geschöpf in Uldyssians Richtung schauen wollte, fasste Serenthia ihn völlig unerwartet am Arm. »Du solltest mit nach drinnen kommen und es dir selbst ansehen, Uldyssian.«

Während sie ihn zu der hölzernen Doppeltür zog, sah der Bauer sich noch einmal kurz um, konnte die Edelfrau aber nirgends entdecken. Hätte er nicht von seiner Unfähigkeit gewusst, seine Fantasie spielen zu lassen, wäre Uldyssian fast auf den Gedanken gekommen, die Frau sei nur ein Produkt seiner Einbildung gewesen.

Serenthia zerrte ihn förmlich nach drinnen und zog die Tür hinter ihnen mit einem auffallend lauten Knall zu. Drinnen war ihr Vater ins Gespräch mit einem Kaufmann vertieft und blickte nur kurz auf, als er sie hereinkommen hörte. Die beiden älteren Männer schienen um etwas zu feilschen, das Uldyssian für einen recht edlen purpurfarbenen Stoff hielt.

»Ah! Der gute Uldyssian!« Der Kaufmann setzte vor jedermanns Namen ein »gut«, ausgenommen bei seinen eigenen Angehörigen. Es war eine Angewohnheit, die Uldyssian stets zum Lächeln brachte. Cyrus selbst schien es gar nicht zu bemerken. »Wie geht es Euch und Eurem Bruder?«

»Wir ... wir sind wohlauf, Meister Cyrus.«

»Gut, gut.« Mit diesen Worten widmete sich der Ladenbesit-

zer wieder seinen Geschäften. Mit dem Ring aus silbergrauem Haar um seinen ansonsten kahlen Schädel und seinen klugen Augen wirkte Cyrus auf ihn mehr wie ein Kleriker – wie jene, die sich in entsprechende Gewänder hüllten. Außerdem hatte Uldyssian aus dem Mund dieses Mannes schon sehr viel weisere Worte gehört. Er empfand großen Respekt vor Cyrus, was zum Teil auch damit zusammenhing, dass der Kaufmann – der gebildeter war als die meisten anderen Einwohner von Seram – Mendeln unter seine Fittiche genommen hatte.

Beim Gedanken an seinen Bruder, der mehr Zeit in den vier Wänden hier als auf dem Hof verbrachte, sah Uldyssian sich um. Auch wenn Mendeln ähnlich wie er selbst gekleidet sein würde – Stoffhemd, Kilt und Stiefel – und die Brüder einander hinsichtlich der Augen und der breiten Nase ähnlich sahen, genügte ein Blick auf ihn, um bei jedem Betrachter die Frage aufzuwerfen, ob er tatsächlich ein Bauer war.

Obwohl er auf dem Hof aushalf, war das Bestellen der Felder eindeutig nicht Mendelns Berufung. Er interessierte sich schon immer mehr dafür, Dinge zu *studieren* – ob es Käfer waren, die sich in den Boden eingruben, oder Worte auf irgendeinem jener Pergamente, die Cyrus ihm auslieh.

Uldyssian konnte ebenfalls lesen und schreiben, und darauf war er auch stolz. Doch er sah nur die praktische Seite dieser Fertigkeiten. Es gab Gelegenheiten, bei denen ein Vertrag geschlossen werden musste, und da war es notwendig, Dinge niederzuschreiben und Gewissheit zu haben, dass sie auch das aus sagten, was alle Beteiligten meinten. Das verstand der ältere Bruder durchaus. Doch lesen um des Lesens Willen oder um etwas zu erfahren, was für die täglichen Arbeiten nicht von Bedeutung war ... einen solchen Wunsch konnte Uldyssian nicht

nachvollziehen.

Seinen Bruder, der diesmal mit ihm ins Dorf geritten war, konnte er nirgends entdecken, doch dafür wurde er auf etwas anderes aufmerksam. Es war ein Anblick, der auf schmerzhaft Weise wieder die Erinnerung an den Vorfall im Boar's Head wach werden ließ.

Im ersten Moment glaubte er, die Gestalt sei eine Gefährtin des Missionars, der an ihn herangetreten war. Doch als sich die junge Frau etwas mehr in seine Richtung drehte, erkannte der Bauer, dass sie völlig andere Gewänder trug. Sie waren von einem tiefen Azurblau, auf der Brust befand sich ein stilisierter goldener Widder mit großen gewundenen Hörnern, und darunter sah Uldyssian ein schillerndes Dreieck, dessen Spitze genau bis zu den Hufen des Tieres reichte. Ihr Haar trug die Frau schulterlang. Ihr Gesicht war rund, jugendlich und äußerst attraktiv. Doch ihr fehlte es an etwas – und das war der Grund, weshalb Uldyssian für sie keinerlei Verlangen verspürte: Es war, als sei sie lediglich eine leere Hülle, kein lebendiger Mensch.

Solchen wie ihr war er früher schon begegnet. Sie war eine absolute Anhängerin ihres Glaubens. Er kannte auch diese Gewänder, und die Tatsache, dass sie allein dort stand, veranlasste ihn dazu, sich voller Angst umzusehen. Sie reisten *niemals* allein, sondern immer zu dritt, je einer für jeden ihrer Orden ...

Serenthia wollte ihm irgendeine Spielerei zeigen, doch Uldyssian hörte sie nur reden, ohne ein Wort wahrzunehmen. Er überlegte, ob er den Raum verlassen sollte.

Dann gesellte sich eine zweite Gestalt zu der Frau, ein Mann mittleren Alters von kraftvoller Statur und mit aristokratischen Gesichtszügen, der mit seinem Kinngrübchen und der ausgeprägten Stirn auf das schwache Geschlecht die gleiche Wirkung haben

musste, wie das Mädchen auf Männer. Er trug ein goldenes Gewand mit engem Kragen. Auf dem Stoff war ebenfalls das Dreieck zu sehen, diesmal jedoch über einem grünen Blatt.

Der Dritte aus der Gruppe war noch immer nirgends zu sehen, doch Uldyssian wusste, er konnte nicht weit weg sein. Die Diener des Tempels der Triune blieben nie lange voneinander getrennt. Während die Missionare der Kathedrale des Lichts oftmals allein wirkten, handelten die Akolyten der Triune im Einklang miteinander. Sie predigten den *Pfad der Drei*, der lenkenden Geister Bala, Dialon und Mefis, die angeblich wie liebevolle Eltern oder freundliche Lehrer über einen Sterblichen wachten. Dialon war der Geist der Entschlossenheit, was der starrsinnige Widder versinnbildlichte. Bala stand für die Schöpfung, dargestellt als Blatt. Mefis, dessen Diener momentan fehlte, verkörperte die Liebe. Die Akolyten dieses Ordens trugen einen roten Kreis auf der Brust, das übliche kehjanische Symbol für das Herz.

Da er die Predigten aller drei Orden längst kannte und er das Debakel aus der Taverne nicht wiederholen wollte, versuchte Uldyssian sich in den Schatten zurückzuziehen. Unterdessen war Serenthia endlich aufgefallen, dass er ihr längst nicht mehr zuhörte. Sie stemmte die Hände in die Hüften und warf ihm einen Blick zu, der ihn, als sie noch ein Kind gewesen war, immer hatte einlenken lassen. »Uldyssian! Ich dachte, du wolltest dir ansehen, was ...«

»Serry«, unterbrach er sie und benutzte ihren Kosenamen. »Ich muss mich auf den Weg machen. Hat mir dein Bruder zusammengestellt, um was ich ihn bat?«

Während sie nachdachte, schürzte sie die Lippen. Uldyssian betrachtete aus dem Augenwinkel die beiden Missionare, die in eine Unterhaltung vertieft waren. Beide machten einen verwirr-

ten Eindruck, so als sei etwas entgegen ihren Vorstellungen verlaufen.

»Thiel sagte mir nichts, sonst hätte ich davon gewusst, dass du in Seram bist. Ich werde ihn suchen und fragen.«

»Ich komme mit.«

Alles war besser, als den Jagdhunden der Triune ausgeliefert zu sein. Der Tempel war einige Jahre vor der Kathedrale gegründet worden, doch inzwischen schien der Einfluss von beiden gleich groß zu sein. Es hieß, der Hohe Magistrat von Kehjan sei mittlerweile ein Bekehrter des Tempels, während der Lord-General der kehjanischen Wache angeblich Anhänger der Kathedrale war. Der Zwist zwischen den Magierclans – der inzwischen oftmals an kriegerische Auseinandersetzungen grenzte – hatte viele dazu veranlasst, bei einer der beiden Religionen Zuflucht zu suchen.

Ehe Serenthia ihn in den hinteren Teil des Gebäudes führen konnte, wurde sie von Cyrus zu sich gerufen. Mit einem entschuldigenden Blick in Uldyssians Richtung ging sie hinüber zu ihrem Vater.

»Warte hier, ich bin gleich zurück.«

»Ich werde allein nach Thiel suchen«, schlug er vor.

Serenthia musste bemerkt haben, wie er flüchtig zu den Missionaren schaute. Ihre Miene nahm einen ermahnenden Ausdruck an. »Uldyssian, nicht schon wieder.«

»Serry ...«

»Uldyssian, diese Leute sind Gesandte eines heiligen Ordens! Sie wollen dir nichts Böses! Wenn du dich doch wenigstens dazu durchringen könntest, sie anzuhören! Ich sage ja nicht, dass du dich gleich einem von ihnen anschließen sollst, aber die Botschaften, die beide predigen, sind es wert, gehört zu werden.«

Sie hatte ihn schon einmal so ermahnt, gleich nachdem er in der Taverne den Missionar der Triune zurechtgewiesen und nachdem er lang und breit darüber gesprochen hatte, dass das gewöhnliche Volk *keinen* von ihrer Art brauchte. Boten die Acolyten sich etwa an, die Schafe zu scheren oder die Ernte einzubringen? Halfen sie, die von Schlamm und Morast verschmutzte Kleidung zu reinigen, oder gingen sie zur Hand, wenn ein Zaun repariert werden musste? Nein. Uldyssian hatte bei dieser und bei späteren Gelegenheiten klar und deutlich gesagt, dass sie alle nur eines konnten: den Menschen eintrichtern, *ihre* Konfession sei besser als jede andere. Und das, obwohl diese Menschen kaum etwas mit den Vorstellungen von Engeln und Dämonen anfangen konnten, geschweige denn an sie glaubten.

»Sie können noch so schöne Worte wählen, Serry, aber ich sehe nur, wie sie sich gegenseitig zu übertrumpfen versuchen und wer mehr Narren für sich gewinnen kann, als würde das einen von ihnen zum Sieger machen.«

»Serenthia«, rief Cyrus erneut. »Komm zu mir, Mädchen!«

»Vater braucht mich«, erklärte sie mit bedauerndem Blick.

»Ich bin gleich zurück. Bitte, Uldyssian, rei dich zusammen.«

Der Bauer sah ihr nach, wie sie davoneilte, dann versuchte er sich auf einige der Objekte zu konzentrieren, die im Handelshaus zum Verkauf oder Tausch standen. Es gab Werkzeuge aller Art, die auf dem Hof von Nutzen sein konnten, unter anderem Hacken, Schaufeln und eine Auswahl an Hämmern.

Uldyssian strich mit dem Finger über die Klinge einer neuen Eisensichel. Handwerklich stellte sie das Beste dar, was man in einem Dorf wie Seram finden konnte. Allerdings hatte er davon gehört, dass auf einigen Hfen nahe Kehjan manche Lords ihre Arbeiter bereits mit Sicheln arbeiten ließen, deren Kanten aus

Stahl waren. Eine solche Entwicklung war für Uldyssian weitaus bedeutender als irgendwelche Worte, die sich dem Geist und der Seele widmeten.

Plötzlich ging jemand zügig an ihm vorbei in den hinteren Teil des Gebäudes. Uldyssian sah goldblondes, hochgebundenes Haar und den Anflug eines Lächelns, bei dem der Sohn des Diomedes hätte schwören können, es habe ihm gegolten.

Ohne sich dessen im ersten Moment bewusst zu sein, folgte Uldyssian der Adelsfrau, die durch die Hintertür verschwand, als sei sie hier zuhause.

Er durchschritt die Tür nur einen Augenblick später, und zunächst konnte er von der Frau keine Spur entdecken. Was er stattdessen sah, war sein Wagen, der tatsächlich beladen war. Thiel konnte er nirgends ausmachen, doch das war nichts Ungewöhnliches. Wahrscheinlich half Serenthias Bruder bereits einem anderen bei dessen Arbeit.

Da er die Ware bereits bezahlt hatte, begab Uldyssian sich zu seinem Wagen. Als er näher kam, sah er neben seinem Pferd etwas Grünes aufblitzen.

Es war sie, die Edelfrau. Sie stand auf der anderen Seite neben dem Tier, sprach leise mit ihm und streichelte mit ihrer schlanken Hand das Maul. Uldyssians Pferd schien von ihr wie gebannt zu sein und stand völlig reglos da. Der alte Gaul war ein Sturkopf, und nur, wer ihn gut kannte, konnte sich ihm nähern, ohne Gefahr zu laufen, gebissen zu werden. Dass diese Frau genau das schaffte, war für den Bauern eine bemerkenswerte Tatsache.

Sie bemerkte ihn und lächelte ihn an, was ihr ganzes Gesicht strahlen und ihre Augen aufleuchten ließ.

»Verzeiht mir ... ist das Euer Pferd?«

»Das ist es, Mylady ... und Ihr habt Glück, noch immer beide

Hände zu besitzen. Es beißt gern zu.«

Wieder strich sie über das Maul, und das Tier zeigte nach wie vor keine Regung. »Oh, mich würde er nicht beißen.« Sie beugte sich vor, bis ihr Gesicht auf gleicher Höhe mit dem Maul war. »Stimmt's? Das würdest du nicht, oder?«

Uldyssian machte unwillkürlich einen Satz nach vorne, da er fürchtete, sie könnte sich irren. Aber auch jetzt geschah nichts.

»Ich besaß einmal ein Pferd, das diesem hier sehr ähnlich war«, fuhr sie fort. »Es fehlt mir sehr.«

Auf einmal wurde ihm bewusst, wo sie beide sich befanden, und er sagte: »Herrin, Ihr solltet Euch nicht hier aufhalten, sondern bei der Karawane bleiben.« Manchmal waren Reisende mit Händlern unterwegs, weil sie so den Schutz der Wachen des Händlers genossen.

Uldyssian konnte nur vermuten, dass dies auch auf diese Frau zutraf, wenngleich es so schien, als sei sie ohne Eskorte unterwegs. Selbst im Schutz einer Karawane war eine junge Frau, die allein reiste, Gefahren ausgesetzt. »Ihr wollt doch nicht hier zurückgelassen werden.«

»Aber ich reise nicht mit der Karawane«, erwiderte die Edelfrau. »Ich reise überhaupt nirgendwohin.«

Er wollte nicht glauben, dass er richtig gehört hatte. »Mylady, Ihr beliebt zu scherzen! An einem Ort wie Seram gibt es nichts für Euch ...«

»Es gibt auch sonst nirgends etwas für mich. Warum also nicht Seram?« Sie verzog den Mund zu einem zaghaften Lächeln. »Und Ihr müsst mich auch nicht ›Mylady‹ oder ›Herrin‹ nennen, sagt Lylia zu mir ...«

Uldyssian wollte etwas darauf erwidern, doch in diesem Augenblick hörte er, wie hinter ihm die Tür aufging und Serenthia

ihm zurief: »Da bist du ja! Hast du Thiel gefunden?«

Er schaute über die Schulter. »Nein, aber es ist alles hier, Ser-ry.«

Plötzlich schnaubte sein Pferd und wollte vor ihm zurückweichen. Uldyssian bekam das Zaumzeug zu fassen und gab sich alle Mühe, das widerborstige Tier zu bändigen. Die Augen waren weit aufgerissen, die Nüstern aufgebläht, und er bekam den Eindruck, dass sein Pferd erschreckt oder verängstigt war. Das ergab keinen Sinn, denn sein Gaul konnte Serenthia besser leiden als ihn. Und die Edelfrau ...

Sie war nirgends zu sehen! Uldyssian suchte verstohlen die Umgebung ab, während er sich fragte, wie sie spurlos hatte verschwinden können. Er vermochte ziemlich weit zu schauen, doch überall entdeckte er nur weitere Fahrzeuge. Wenn sie nicht auf einen der abgedeckten Wagen geklettert war, konnte sich der Bauer ihren Verbleib nicht erklären.

Serenthia kam zu ihm, da sein Verhalten sie ein wenig neugierig machte. »Wonach suchst du? Fehlt doch noch irgendetwas?«

Er riss sich zusammen, um zu antworten: »Nein, nein ... wie gesagt, es ist alles da.«

Eine vertraute – und unerwünschte – Gestalt trat durch die Tür. Der Missionar sah sich um, als suche er etwas oder jemanden.

»Ja, Bruder Atilus?«, fragte Serenthia.

»Ich suche unseren Bruder Caligio. Ist er nicht hier?«

»Nein, Bruder, hier ist niemand außer uns beiden.«

Bruder Atilus musterte Uldyssian nicht mit dem üblichen religiösen Eifer, den der Bauer nur zu gut von anderen seiner Art kannte. Stattdessen war der Blick des Missionars geprägt von ... Argwohn?

Er deutete gegenüber Serenthia eine Verbeugung an, dann zog er sich zurück. Sie wandte sich wieder Uldyssian zu. »Musst du schon so früh aufbrechen? Ich weiß, du fühlst dich in der Gegenwart von Bruder Atilus und den anderen nicht wohl, aber ... könntest du nicht meinetwegen noch eine Weile bleiben?«

Aus unerklärlichen Gründen verspürte Uldyssian Unbehagen. »Nein ... nein, ich muss zurück. Aber wo wir gerade davon sprachen, dass jemand gesucht wird – hast du Mendeln gesehen? Ich war davon ausgegangen, ihn bei deinem Vater zu finden.«

»Oh, das hätte ich dir sagen müssen! Achilios war vor Kurzem hier, und er wollte Mendeln etwas zeigen. Die beiden haben sich dann auf den Weg zum westlichen Wald gemacht.«

Uldyssian brummte missbilligend. Mendeln hatte ihm versprochen, rechtzeitig fertig zu sein, um mit ihm nach Hause zu reiten. Normalerweise hielt sein Bruder Wort, aber Achilios musste auf etwas Ungewöhnliches gestoßen sein. Mendelns größte Schwäche war seine unstillbare Neugier, was der Jäger eigentlich hätte wissen und nicht noch anstacheln sollen. Wenn der jüngere Sohn des Diomedes sich erst einmal mit einer Sache beschäftigte, verlor er jegliches Zeitgefühl.

Auch wenn Uldyssian nicht ohne seinen einzigen noch lebenden Angehörigen aufbrechen wollte, stand ihm nicht der Sinn danach, sich in der Nähe der Anhänger der Triune aufzuhalten. »Ich kann nicht bleiben. Ich werde mit dem Wagen Richtung Wald fahren und hoffen, den beiden dort zu begegnen. Sollte Mendeln aus irgendeinem Grund zurückkehren, ohne dass wir uns begegnet sind ...«

»Werde ich ihm sagen, wo er dich finden kann«, versprach Serenthia, die aus ihrer Enttäuschung keinen Hehl machte.

Wieder fühlte sich der Bauer unbehaglich, nun aber aus einem

nachvollziehbareren Grund. Er drückte sie kurz – und lediglich *freundlich* – an sich, dann stieg er auf seinen Wagen. Cyrus' Tochter trat einen Schritt zurück, als er den alten Gaul antrieb, damit der sich in Bewegung setzte.

Er sah zu ihr zurück, als sich der Wagen voranbewegte, und sein eindringlicher Gesichtsausdruck sorgte dafür, dass sich ihre Miene ein wenig aufhellte.

Uldyssian nahm von ihrer Reaktion gar keine Notiz, denn seine Gedanken waren längst nicht mehr bei der schwarzhaarigen Tochter des Kaufmanns. Nein, das Gesicht, das sich in sein Gedächtnis eingebrannt hatte, gehörte einer Frau, deren Haar *gold-blond* war.

Einer Frau, die einer Kaste angehörte, die weit – sehr weit – über der eines gewöhnlichen Bauern stand.

ZWEI

Mendeln war sich durchaus der Tatsache bewusst, dass sein Bruder wütend auf ihn sein würde. Doch er stand vollkommen im Bann seiner Neugier. Außerdem war alles Achilios' Fehler, der es besser hätte wissen müssen.

Gut neun Jahre lagen zwischen den beiden noch lebenden Söhnen des Diomedes, was in mancher Hinsicht genügte, um die zwei nicht als Brüder anzusehen. Uldyssian benahm sich oftmals eher so wie Mendelns Onkel oder sogar wie sein *Vater*. Soweit Mendeln seinen Vater noch in Erinnerung hatte und in Zusammenhang mit allem, was Cyrus, Tibion und einige andere Ältere aus dem Dorf ihm über die Jahre hinweg erzählten, hätte Uldyssian in Aussehen und Verhalten gar als Diomedes' Zwillingsbruder durchgehen können.

Mendeln sah seinem Bruder ähnlich, war aber einen halben Fuß kleiner und nicht annähernd so kräftig, auch wenn er seinen Körper durch die auf einem Hof anfallenden Arbeiten gestärkt hatte. Doch sein Gesicht war schmaler und länger – ein Erbe seiner Mutter, wie man ihn wissen ließ –, und seine Augen waren so schwarz, dass sie wie dunkle Edelsteine funkelten. Von wem er diese Augen hatte, vermochte niemand im Dorf zu sagen. Schon früh hatte er allerdings herausgefunden, dass er bis auf seinen Bruder und Achilios fast jeden verängstigen konnte, wenn er ihn mit seinen Blicken förmlich durchbohrte.

»Was hältst du davon?«, murmelte Achilios hinter ihm.

Mendeln zwang sich, den Blick von der faszinierenden Entdeckung des Jägers abzuwenden. Achilios war ein blonder, drahti-

ger Mann, fast so groß wie Uldyssian und mit dem Gesicht eines Falken. Anders als Mendeln, dessen Kleidung fast identisch war mit der seines Bruder, nur etwas dunkler, trug der Jäger Wams und Hose in den Farben Grün und Braun, was es ihm erlaubte, mit dieser Umgebung zu verschmelzen. Seine weichen Lederstiefel dienten dem Zweck, sich so leise wie ein Tier durch den Wald zu bewegen. Sein schlanker Körperbau ließ seine Behändigkeit errahnen und auch die Kraft, die in ihm steckte.

Mendeln hatte einmal versucht, einen Pfeil mit dem großen Bogen abzuschießen, der Achilios ganzer Stolz war. Er war kläglich gescheitert. Achilios zählte in Seram nicht nur zu den Besten dieses Handwerks, er war auch – zumindest nach Mendelns Einschätzung – vielen Jägern aus anderen Dörfern überlegen. Schon oft hatte Mendeln zugesehen, wie sich Achilios mit den erfahrenen Wachleuten vorbeiziehender Karawanen gemessen und jedes Mal gewonnen hatte.

»Es ... es sieht sehr alt aus«, brachte Mendeln schließlich heraus.

Dass ihm diese banale Erkenntnis peinlich war, entging nicht einmal Achilios. Doch der Jäger nickte, als würde er einem Weisen zuhören. Obwohl er ein halbes Jahrzehnt älter war als Mendeln, behandelte er den jüngsten Sohn des Diomedes, als sei er der Quell allen Wissens dieser Welt. Das war einer der wenigen Punkte, die zwischen Achilios und Uldyssian für Missstimmung sorgten, da Letzterer fast nie einen praktischen Nutzen in dem sah, was sein Bruder lernte. Aber immerhin tolerierte er es.

»Merkwürdig ...« Der Bogenschütze strich sich durch seine dichte Mähne, die fast etwas von einem Löwen hatte. »Ich bin hier schon oft langgekommen, und ich schwöre dir, es war vorher nie da!«

Mendeln nickte nur, da er sich wieder auf den Fund seines Gefährten konzentrierte. Achilios hatte einen so scharfen Blick, dass er ihn darum nur beneiden konnte. Er selbst musste dagegen oftmals Pergamente aus nächster Nähe betrachten, um das geschriebene Wort darauf, das er so liebte, zu erkennen.

Bei diesem speziellen Fund ging er sogar noch dichter heran, da die in die Oberfläche geritzten Symbole an vielen Stellen von Wind und Wetter fast völlig abgeschliffen waren. Einige von ihnen hätte er nicht einmal mehr sehen können, selbst wenn er seine Nase gegen den Stein gepresst hätte. Das Objekt vor ihm war eindeutig über eine lange Zeit der Natur ausgesetzt gewesen. Doch wie sollte das möglich sein, wenn es nach Achilios' Aussage erst vor Kurzem hier aufgetaucht war?

Er kniete davor nieder und schätzte die Ausmaße. Die Grundfläche maß in Breite und Länge je einen Fuß, und das Objekt reichte – hätte er sich aufrecht hingestellt – bis etwa eine Handbreit unter seine Knie. Die flache Spitze besaß ungefähr die halbe Länge und Breite der Grundfläche, womit der Stein insgesamt Dimensionen hatte, die man unmöglich übersehen konnte.

Mendeln berührte den Boden davor. »Und in der unmittelbaren Umgebung gab es in letzter Zeit keine Veränderungen?«

»Nein.«

Mendeln strich fast ehrfürchtig mit den Fingern über einige der leichter erkennbaren Symbole. Erkennbar waren sie allerdings nur in dem Sinn, dass er sie sehen konnte, von einem Entziffern war er weit entfernt. Eine besonders auffallende Markierung verlief so, dass ihr Anfang und Ende sich trafen. Als Mendeln sie berührte, sprang das Gefühl auf ihn über, etwas von unglaublichem Alter vor sich zu haben.

Unwillkürlich schüttelte er den Kopf. *Nein, nicht alt*, dachte

er, *sondern zeitlos.*

Mendelns Verstand stockte angesichts dieses plötzlichen Gedankens, der ihm noch nie in den Sinn gekommen war. Zeitlos. Wie sollte so etwas möglich sein?

Der Stein selbst war schwarz, während die Symbole darauf silbern schimmerten. Auch das faszinierte ihn, da es nicht so aussah, als seien sie mit dieser Farbe überzogen worden. Das Geschick, mit dem dieser Stein bearbeitet worden war, deutete auf einen Kunsthandwerker, der begnadeter war als jeder, den man in Seram oder in einer der anderen größeren Siedlungen der gesamten westlichen Region hätte finden können.

Erst verspätet bemerkte Mendeln, dass Achilios ihn an der Schulter gepackt hatte und ihn schüttelte.

»Was ist?«, fragte er verwundert.

Der Bogenschütze beugte sich zögerlich über ihn, die Stirn hatte er in tiefe Sorgenfalten gelegt. »Als du ihn berührt hast, warst du mit einem Mal völlig reglos! Du hast nicht mal mehr mit der Wimper gezuckt, und ich hätte schwören können, dass du auch keinen Atem mehr geschöpft hast!«

»Ich ... das ist mir nicht aufgefallen.« Mendeln fühlte sich versucht, das Artefakt noch einmal zu berühren, um herauszufinden, ob sich das Phänomen wiederholen würde. Doch er vermutete, dass das Achilios nicht gefallen hätte. »Hast du ihn auch schon berührt?«

Erst nach kurzem Zögern antwortete er: »Ja.«

»Aber dir ist nicht das Gleiche widerfahren?«

Achilios wurde blass, als er an sein Erlebnis dachte. »Nein. Nein.«

»Was dann? Hast du irgendetwas anderes wahrgenommen?«

»Ich spürte eine ... eine Leere, Mendeln. Sie erinnerte mich an

den *Tod*.«

Als Jäger kam der Mann fast täglich mit dem Tod in Berührung, da er auf der einen Seite Tiere tötete, auf der anderen aber auch Wildschweinen, Wildkatzen und Bären in Berührung begegnete, für die *er* zur Beute hätte werden können. Doch die Art und Weise, wie er nun vom Tod sprach, verlieh dem Begriff eine neue und viel unheilvollere Bedeutung. Sie löste bei Mendeln aber keine Furcht aus, sondern – auf eine absonderliche Weise – Neugier.

»In welcher Beziehung?«, fragte Mendeln fast ungeduldig. »Kannst du es besser beschreiben? War es ...«

Achilios' Miene war schlagartig wie verschlossen, und mit einer knappen Handbewegung unterbrach er ihn. »Das ist alles. Danach habe ich mich sofort auf die Suche nach dir begeben.«

Es steckte eindeutig mehr dahinter, aber Mendeln bedrängte ihn nicht weiter. Vielleicht würde er die Information nach und nach seinem Gefährten entlocken können. Im Augenblick würde er sich stattdessen mit dem Artefakt begnügen.

Er griff nach einem abgebrochenen Ast und wischte damit über den Boden nahe dem Fuß des Objekts. Das mysteriöse Relikt schien tief im Grund eingelassen zu sein, doch wie tief? Steckte unter der Oberfläche womöglich mehr als darüber? Wieder war die Versuchung groß, es zu berühren, es diesmal sogar mit beiden Händen zu fassen. Wie viel hilfreicher es doch wäre, wenn er es mit auf den Hof hätte nehmen können, um sich in Ruhe damit zu befassen.

Mendeln zuckte zusammen. *Der Hof. Uldyssian!*

Er sprang auf und erschreckte damit den sonst so unerschütterlichen Achilios. Die Entdeckung dieses Steins schien den Bogenschützen in einer Weise aufzuwühlen, wie Mendeln es bei

ihm noch nie beobachtet hatte. Achilios war für seine Furchtlosigkeit bekannt, aber jetzt schien er Mendeln anzusehen, als wolle er sich bei ihm vergewissern, dass er nicht alles nur träumte. Das hatte es tatsächlich nie zuvor gegeben.

»Ich muss zurück«, erklärte er dem Jäger. »Uldyssian wird sich fragen, wo ich bin.« Er wollte seinen älteren Bruder nicht enttäuschen, auch wenn es diesem umgekehrt wohl weniger ausgemacht hätte. Doch Mendeln lebte mit der Erinnerung an die schreckliche Bürde, die Uldyssian auf sich geladen hatte, als ihre Angehörigen zunächst krank wurden und dann einer nach dem anderen starben.

»Und was ist *damit*?«, brummte Achilios und deutete mit dem Bogen auf das Artefakt. »Lassen wir das einfach so, wie es ist?«

Nach kurzem Nachdenken erwiderte Mendeln: »Wir werden den Fund verdecken. Komm, hilf mir dabei.«

Die beiden sammelten Zweige und Gestrüpp, und obwohl sie das Artefakt schnell den Blicken entzogen hatten, kam es Mendeln so vor, als müsse es von jedem Vorbeigehenden auch jetzt noch sofort bemerkt werden. Er überlegte, ob sie noch weitere Anstrengungen unternehmen sollten, es zu verbergen, entschied aber, dass es so genüge. Bei der ersten sich bietenden Gelegenheit würde er wieder herkommen.

Nun, da sich Mendeln auf den Rückweg konzentrierte, fiel ihm der abrupte Wetterumschwung auf. Der Tag war bislang recht sonnig gewesen, doch jetzt brauten sich im Westen dichte Wolken zusammen, als wollte ein Unwetter hereinbrechen. Auch der Wind war stärker geworden.

»Sonderbar«, murmelte Achilios, dem das offenbar auch erst jetzt bewusst geworden war.

»Das ist es wirklich«, bestätigte Mendeln. Er betrachtete Wind

und Wetter weniger in Bezug auf die Jagd, wie es sein Gefährte tat, sondern interessierte sich mehr für Luftströmungen und dergleichen. Auch wenn sein Bruder Uldyssian – der das Wetter nur unter dem Aspekt seiner Wirkung auf Ernte und Vieh beurteilte – deswegen immer wieder den Kopf schüttelte, konnte er nicht leugnen, dass Mendeln aufgrund seiner etwas anderen Sichtweise häufig Einfälle hatte, die ihnen ihre Arbeit etwas erleichterten.

Die Wolkendecke zog sich rasch zu. Zwar ließ er gegenüber Achilios keine Bemerkung über das seltsame Wetter fallen, doch als der Jäger einmal gleich mehrere Schritte vor ihm war, warf Mendeln einen Blick über die Schulter zu dem Stein.

Dabei begann er zu grübeln.

Auch Uldyssian bemerkte die Wetterveränderung, schob sie aber auf eine jener Launen der Natur, an die sich ein Bauer gewöhnen musste. Er hoffte, Mendeln würde bald von dort zurückkehren, wohin Achilios ihn geführt hatte. Aber selbst, wenn dies in Kürze der Fall sein sollte, sah es ganz danach aus, dass die Brüder zumindest einen Teil des Rückwegs im Regen würden zurücklegen müssen. Die rasch aufgezogenen Wolken deuteten auf ein besonders heftiges Unwetter hin. Doch Uldyssian hoffte, dass es wenigstens noch eine Weile dauern würde, ehe es mit aller Macht niederging. Wenn er und Mendeln es wenigstens noch bis zu der tiefer gelegenen Weggabelung schafften, die schnell überschwemmt wurde, dann würde der Rest des Weges kein Problem mehr darstellen.

Die Zügel fest umschlossen, saß er auf dem Bock und schaute in die Richtung, in die sich die beiden Serenthia zuzufolge begeben hatten. Mendeln und Achilios waren sicher vernünftig genug,

um zu verstehen, dass er ihnen ein Stück entgegenkam – und um entsprechend zu reagieren. Zumindest war das bei Achilios der Fall.

Während er wartete, kehrten seine Gedanken zu jenem Gesicht zurück, das von goldblondem Haar eingerahmt war. Auch wenn Uldyssian die Frau nur zweimal kurz gesehen hatte, wusste er, dass er ihren Anblick nicht so schnell wieder vergessen würde. Das lag nicht nur an ihrer Schönheit – die an sich schon unvergesslich genug war –, sondern auch an der Art, wie sie gesprochen und sich verhalten hatte. Etwas an dieser Edelfrau hatte sofort den Wunsch in Uldyssian geweckt, sie zu beschützen, stärker noch als er seinem Bruder hatte beistehen wollen, als ihre Familie so tragisch dezimiert worden war.

Lydia. Der Bauer ließ sich den Namen, der etwas Melodisches besaß, immer wieder durch den Kopf gehen. Ein lauter Donner riss ihn aus seinen Träumereien und er dachte wieder an Mendeln. Er stellte sich aufrecht hin, da er hoffte, so eine bessere Sicht zu bekommen. Die beiden mussten inzwischen doch fast wieder zurück in Seram sein.

Etwas Grünes erregte seine Aufmerksamkeit, aber es war nicht das Grün, das einen Jäger eins werden ließ mit dem Wald, sondern ein Smaragdgrün, das dafür sorgte, dass Uldyssian augenblicklich seinen Bruder und dessen Freund vergaß.

Lydia schlenderte soeben gemächlich in den Wald, womit sie die Sicherheit des Dorfs hinter sich gelassen hatte. Ihrem ausdruckslosen Gesicht nach zu urteilen, war ihr wohl gar nicht bewusst, welche Gefahr das aufziehende Unwetter für sie bedeuten konnte. In dieser Region kamen manchmal heftige Winde so plötzlich auf, dass sie Bäume entwurzelten.

Uldyssian sprang vom Wagen und lief ihr nach. Auch wenn es

vor allem Sorge um Lylia war, die ihn antrieb, verspürte er zugleich auch eine gewisse freudige Erregung. Er machte sich keine Illusionen, was seine Chancen bei einer Edelfrau wie ihr anging, aber sein Herz schlug schneller beim bloßen Gedanken, wieder mit ihr reden zu können.

Als sie in Sicht kam, tobte der Wind bereits um einiges stärker. Aber obwohl das Wetter immer schlechter wurde, schien Lylia davon keine Notiz zu nehmen. Sie hatte die Lippen geschürzt und den Blick zu Boden gerichtet.

So schnell Uldyssian auch lief, holte er sie doch erst ein, als sie bereits ein ganzes Stück in den Wald vorgedrungen war. Der hoch gewachsene Bauer wollte mit seiner fleischigen Hand nach ihr greifen, überlegte es sich dann aber anders. Schließlich sollte sie sich nicht mehr als unbedingt nötig erschrecken. Was immer ihr durch den Kopf ging, es musste schwer auf ihr lasten, wenn sie so in ihre Gedanken vertieft war.

Da ihm nichts Besseres einfiel, räusperte er sich.

Lylia straffte die Schultern und sah hinter sich. »Oh, Ihr seid es.«

»Verzeiht, Mylady ...«

Prompt lächelte sie ihn schüchtern an. »Ich sagte Euch doch schon, nennt mich Lylia. Was ich einst war, kann ich nie wieder sein.« Als er mit verwunderter Miene reagierte, fügte sie an: »Und wie nenne ich Euch, Sir Bauer?«

Ihm war bis dahin nicht aufgefallen, dass er sich ihr nie vorgestellt hatte. »Ich bin Uldyssian, der Sohn des Diomedes.« Ein grollender Donner erinnerte ihn daran, bei welchem Wetter sie beide unterwegs waren. »My... *Lylia*, Ihr solltet nicht hier unterwegs sein. Es zieht ein schweres Unwetter auf. Am besten ist es, wenn Ihr irgendwo Zuflucht sucht, zum Beispiel in der Ta-

verne. Sie ist das robusteste Gebäude in ganz Seram.«

»Ein Unwetter?« Sie sah zum Himmel und schien erst jetzt den Wetterumschwung zu bemerken. Die Wolkendecke war so dicht, dass der Tag fast so finster wie die Nacht anmutete.

Auch auf die Gefahr hin, sich ihren Zorn zuzuziehen, ergriff Uldyssian schließlich Lylias Handgelenk. »Im Moment sieht es noch nicht ganz so bedrohlich aus.«

Doch Lylia wandte sich ab und blickte in eine andere Richtung. Einen Moment später rang sie erschrocken nach Atem.

Uldyssian folgte ihrem Blick, konnte aber nichts sehen. Dennoch stand die Edelfrau wie erstarrt da, als habe sie etwas entdeckt, das sie über die Maßen entsetzte.

»Lylia ... Lylia, was ist?«

»Ich dachte, ich hätte gesehen ... ich dachte ... nein, ich muss mich geirrt haben ...«

Obwohl er nun nah bei ihr stand, wusste er noch immer nicht, was sie so sehr beunruhigte. »Wo ist es? Was meint Ihr gesehen zu haben?«

»Dort!« Sie zeigte auf einen Teil des Waldes, wo die Bäume besonders dicht standen. »Ich ... ich glaubte ...«

Er fühlte sich versucht, sie kurzerhand nach Seram zu bringen und später hierher zurückzukehren. Doch ihre Reaktion war so heftig, dass er sich Sorgen zu machen begann, was sich wohl dort vor ihnen befand. Mit einem Mal musste er an Mendeln denken, der noch immer nicht aufgetaucht war.

»Bleibt hier.« Uldyssian ging los und zog sein Messer.

Das Unterholz wurde dichter, und an manchen Stellen reichte ihm das Wildgras bis zur Hüfte. Wie Lylia hier noch irgendetwas hatte sehen wollen, war ihm zwar ein Rätsel, dennoch vertraute er darauf, dass er keinem Phantom nachjagte.

Als er schließlich die fragliche Stelle erreichte, bekam er eine Gänsehaut. Ein Angstgefühl, so stark, dass es den sonst so unerschrockenen Bauern fast zur Umkehr bewegt hätte, überkam ihn. Ein schwacher Geruch von Krankheit stieg ihm in die Nase und weckte Erinnerungen an die Pest und an seine Familie ...

Uldyssian wollte keinen Schritt mehr weitergehen ... und doch tat er genau das.

Der Anblick vor ihm ließ den Bauern auf ein Knie niedersinken. Es war das Einzige, was er tun konnte, wenn er die jüngste Mahlzeit in seinem Magen belassen wollte. Das Messer entglitt seinen Fingern und war im Angesicht dieser grässlichen Entdeckung vergessen.

Was einmal ein Mann gewesen war – zumindest ging Uldyssian aufgrund der Größe davon aus, dass es sich um einen solchen handeln musste –, lag zerfetzt am Fuß der ersten Bäume. Der komplette Rumpf des Toten war fachmännisch aufgeschnitten worden, so wie Uldyssian es mit einer Kuh nach dem Schlachten zu tun pflegte. In der unmittelbaren Umgebung war alles blutgetränkt, die Erde hatte sich stellenweise in einen tiefroten Morast verwandelt. Ein Teil des Gedärms war aus dem aufgeschlitzten Bauch des Opfers gequollen, und Fliegen machten sich bereits über diese reichhaltige Beute her.

Als sei es nicht genug gewesen, den Rumpf aufzuschneiden, war ihm auch die Kehle durchtrennt worden, und der Schnitt war so breit, dass eine Faust darin Platz gefunden hätte. Das Gesicht war rot vom Blut aus den Wunden, und Blätter klebten wie eine bizarre Dekoration daran. Nach genauem Hinsehen kam Uldyssian zu dem Schluss, dass er den Mann, den er da vor sich hatte und der etwa in seinem Alter war, nicht kannte.

Doch das, was von dem zerfetzten Gewand noch zu erkennen

war, genügte, um das Opfer zu identifizieren. Die Farbe des Stoffs an sich war schon ein ausreichender Hinweis, aber spätestens das Symbol des Ordens räumte jeden Zweifel aus.

Uldyssian hatte Bruder Caligio gefunden, den verschwundenen Akolyten der Triune.

Hinter dem Bauern rang jemand mühsam nach Luft, und als er herumwirbelte, stand Lylia da, die Augen weit aufgerissen. Sie wurde blass, verdrehte die Augen, bis nur noch das Weiße zu sehen war ... und sank dann zu Boden.

Uldyssian sprang auf und bekam sie gerade noch zu fassen, bevor sie hart aufschlagen konnte. Einen Moment stand er da und hielt ihren schlaffen Körper, ohne zu wissen, was er tun sollte. Jemand musste von dem Mord erfahren, am besten Hauptmann Tiberius, der Chef der Wache von Seram. Auch Dorius, der Dorfvorsteher, musste wissen, was sich hier zugetragen hatte.

Die Edelfrau in seinen Armen stöhnte leise auf, und für Uldyssian war damit klar, dass er sich zunächst einmal um sie kümmern musste.

Zum Glück bedeutete es für ihn nicht viel Mühe, Lylia zu tragen. Er ging so schnell durch den Wald, wie es seine kostbare Last erlaubte, und musste ständig darauf achten, wohin er trat. Sonst wäre er Gefahr gelaufen, dass sie beide stürzten.

Er empfand es als große Erleichterung, als er endlich den Dorfrand erreichte. Wieder klang Donnergerollen auf, doch das Unwetter hielt sich bislang noch zurück.

»Uldyssian!«

Als er seinen Namen hörte, stolperte er und hätte Lylia beinahe fallen lassen. Er fand sein Gleichgewicht wieder und sah nach, woher der Ruf gekommen war.

Seine Angst ließ augenblicklich nach, als er Mendeln und Achilios erblickte, die ihm entgegengeliefen kamen. Sie waren offenbar selbst eben erst eingetroffen. Mendeln war noch ein wenig außer Atem, und Achilios hatte ein blasses Gesicht, auch wenn der Jäger noch nichts von Uldyssians grausiger Entdeckung wissen konnte.

Die beiden kamen näher, und er rief ihnen zu: »Dort im Wald hinter mir liegt ein Toter. An der Stelle, an der der Wald dichter wird.«

Mit einem Blick auf die Frau in den Armen des Bauern fragte der Jäger: »Ein Unfall?«

»Nein ...«

Achilios machte ein finsternes Gesicht, während er nickte. Er zog einen Pfeil aus dem Köcher, setzte ihn an die Sehne seines Bogens und ging dann kommentarlos in die Richtung, die Uldysian ihm angezeigt hatte.

»Was ist mit ihr?«, wollte Mendeln wissen. »Wer ist sie? Wurde sie verletzt?«

»Sie ist ohnmächtig.« Uldysian verspürte eine ungewohnte Furcht. Er hoffte, Lylia würde endlich aufwachen, doch sie lag unverändert schlaff in seinen Armen. »Sie sah den Toten ebenfalls.«

»Sollen wir sie zu Jorilia bringen?« Jorilia war die Heilerin von Seram, eine ältere Frau, die von manchen für eine halbe Hexe gehalten wurde, die man aber ihres Könnens wegen respektierte. Sie war diejenige, die den Brüdern seinerzeit eine Kräutermischung gab, durch die die Schmerzen ihrer Familie wenigstens ein bisschen gelindert werden konnten. Für Uldysian und Mendeln hatte sie mehr geleistet als alle Gebete zusammen.

Uldysian schüttelte den Kopf. »Sie braucht nur Ruhe. Sie

muss ein Zimmer im Boar's Head haben.« Er zögerte. »Aber so können wir sie nicht durch die Vordertür ins Gasthaus tragen ...«

»Es gibt einen Hintereingang nahe der Treppe, die zu den Räumen im oberen Stockwerk führt.« Mendeln erwies sich in dieser Situation als so bedachtsam, wie man es nur von wenigen hätte erwarten können. »Du kannst sie dort hinein ins Haus bringen, während ich Tibion frage, welches ihr Zimmer ist.«

Der Vorschlag seines Bruders war perfekt, und Uldyssian atmete erleichtert durch. »So machen wir es.«

Mendeln musterte ihn eindringlicher, als ihm lieb war. Was den jüngeren Sohn des Diomedes anging, war Lylia eine völlig fremde Frau, doch für Uldyssian war sie das ganz offensichtlich nicht.

Anstatt ihm erst einmal alles zu erklären, trieb Uldyssian ihn zur Eile an. Mendeln schloss sich ihm an, und sie unterhielten sich nicht weiter. Wegen des bevorstehenden Wetterumschwungs begegneten sie keinem der Einwohner von Seram, die sie womöglich nur mit Fragen aufgehalten hätten. Für Uldyssian war das erfreulich und unerfreulich zugleich. Denn so sehr ihm daran gelegen war, Lylia schnell und sicher in ihr Quartier im Gasthaus zu bringen, wollte er doch auch, dass man an höherer Stelle von dem abscheulichen Mord an dem Akolyten erfuhr. Schließlich gab er sich aber damit zufrieden, dass Achilios gewiss die Wache oder den Dorfvorsteher informieren würde.

Als sie sich dem Boar's Head näherten, trennten sich ihre Wege. Uldyssian ging hinten um das Haus herum und fand den rückwärtigen Eingang. Mit ein wenig Fingerspitzengefühl gelang es ihm, die Tür zu öffnen, ohne Lylia loslassen zu müssen.

Im Gasthaus begab er sich sofort über die Holztreppe nach oben. Zum Glück waren die Blicke der meisten Gäste auf die Vor-

dertür gerichtet, da sein Bruder offenbar zur gleichen Zeit hereingekommen war wie er, um die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Während Uldyssian hinaufeilte, hörte er, wie Mendeln einige der Gäste, die ihn kannten, unüblich laut grüßte.

Am Kopfende der Treppe wartete er, und endlich folgte ihm sein Bruder nach. »Sie hat hier keine Unterkunft«, erklärte Mendeln. »Darum musste ich erst ein Zimmer mieten – auf unsere Kosten. War das richtig von mir?«

Uldyssian nickte und sah zu den fünf Türen. »Welche?«

»Diese hier«, sagte sein Bruder und zeigte auf eine einzelne Tür, die von den anderen ein Stück entfernt war. »Die ist etwas privater.«

Nach einem zustimmenden Blick öffnete Mendeln ihm die Tür. Da sie sich in Seram befanden, war die Unterkunft sehr nüchtern eingerichtet. Abgesehen vom Bett mit Daunendecke, einem Tisch und einem Stuhl nahe dem einzigen Fenster gab es keine Möbelstücke. An den Wänden waren Haken angebracht, um Mäntel und Ähnliches aufzuhängen, außerdem gab es Platz für die Tasche oder Truhe eines Reisenden.

Bevor Uldyssian etwas sagen konnte, meinte Mendeln: »Sie muss ihre Habseligkeiten bei der Karawane untergebracht haben. Soll ich zu Serenthia gehen und mich darum kümmern?«

Auch wenn es ihm missfiel, Cyrus' Tochter in diese Angelegenheit hineinzuziehen, sah Uldyssian keine andere Lösung. »Ja, tu das.«

An der Tür blieb Mendeln stehen und sah seinen älteren Bruder an. »Woher kennst du diese Frau?«

»Wir begegneten uns zufällig.« Mehr erwiderte Uldyssian nicht, und nach einem Moment verließ Mendeln dann wirklich das Zimmer.

Behutsam legte er die Edelfrau aufs Bett, dann hielt er inne und betrachtete sie. Wieder war er wie gefesselt von ihrem perfekt anmutenden Gesicht, und er fragte sich, was sie wohl dazu veranlasst haben mochte, allein durch die Welt zu ziehen. Sicherlich wäre es Lylia gelungen, einen reichen Edelmann zu finden, der sie geheiratet hätte. War sie womöglich blutsverwandt mit einem der unterlegenen Magierclans? Zumindest wäre es eine Erklärung gewesen.

Noch während er spekulierte, öffnete sie plötzlich die Augen und setzte sich erschrocken auf. »Was ... was ist geschehen?«

»Erinnert Ihr Euch an den Wald?«

Sie hielt entsetzt die Hand vor den Mund. »Das war alles ... das sah ich alles *wirklich*!«

Uldyssian nickte.

»Und Ihr ... Ihr habt mich hierher gebracht. Wo ist *hier*?«

»Das Boar's Head. Es ist das einzige Gasthaus in Seram, Herin ... Lylia. Wir dachten, Ihr hättet hier ein Zimmer.«

»Aber ich habe kein ...«

»Mein Bruder hat sich darum gekümmert«, meinte er beiläufig. »Und dann haben wir Euch hergebracht. Mendeln ist jetzt unterwegs, um Eure Sachen bei der Karawane zu holen.«

Lange sah sie ihn einfach nur an. »Mendeln und Euer Bruder ... das ist ein und dieselbe Person, verstehe ich das richtig?«

»Ja.«

Die Edelfrau nickte, dann fragte sie: »Und der ... Leichnam?«

»Ein Freund kümmert sich darum. Ihm kann ich vertrauen, dass er alles Notwendige veranlasst. Achilios wird die Wache verständigen, anschließend unseren Dorfvorsteher.«

Lylia zog die Knie an, bis sie das Kinn darauf abstützen konnte, und schlang die Arme um ihre Beine. Dass sie dabei ihr ele-

gantes Kleid völlig zerknitterte, schien sie nicht zu stören. »War der ... der Mann, den wir fanden, auch ein Freund von Euch?«

»Er?« Uldyssian schüttelte den Kopf. »Ein verdammter Missionar ... vom Tempel der Triune. Seine Gefährten hatten zuvor nach ihm gesucht.« Er dachte kurz nach. »Sie kamen mit der Karawane her. Habt Ihr ...«

»Ja, ich sah sie, aber ich sprach kein Wort mit ihnen. Ich habe nur wenig Vertrauen in ihre Lehren, und in die der Kathedrale ebenfalls nicht.«

Dieses Eingeständnis, das seine eigenen Ansichten über beide Konfessionen widerspiegelte, war für Uldyssian auf unerklärliche Weise eine Erleichterung. Doch dann rief der Bauer sich zur Ordnung, denn so sehr der Beruf dieses Mannes ihn persönlich auch störte, hatte er doch kein so grausames Ende verdient.

Beim Gedanken daran wurde Uldyssian klar, dass er gehen und sich um diese Angelegenheit kümmern musste. Als derjenige, der den toten Missionar zuerst gefunden hatte, war es seine Sache, dem Dorfoberen zu erzählen, was er wusste.

Er runzelte die Stirn, als ihm die Edelfrau in den Sinn kam. Er würde es nach Kräften vermeiden, die Sprache auf Lylia zu bringen. Sie hatte schon genug durchmachen müssen.

»Ich möchte, dass Ihr hierbleibt«, wies er sie an, während er sich innerlich wunderte, dass er fähig war, gegenüber einer Frau aus einer so hohen Kaste einen solchen Ton anzuschlagen. »Bleibt hier und ruht Euch aus. Ich muss mit denjenigen reden, die sich um den Leichnam kümmern werden. Ihr müsst nicht mitkommen.«

»Aber ich sollte dabei sein ... oder nicht?«

»Es ist nicht wirklich notwendig. Ihr habt nur gesehen, was ich auch sah, und Ihr habt den Mann ebenfalls nicht gekannt.«

Sie erwiderte darauf nichts, doch Uldyssian konnte sich des Eindrucks nicht erwehren, dass Lylija wusste, er setzte seinen Ruf aufs Spiel, wenn er sie auf diese Weise beschützte. Die Edelfrau lehnte sich auf dem Bett nach hinten. »Nun gut, wenn Ihr das wünscht. Ich werde hier warten, bis ich wieder von Euch höre.«

»Gut.« Er ging zur Tür und überlegte sich bereits, was er sagen würde.

»Uldyssian?«

Er sah sie an.

»Vielen Dank.«

Errötend ging der Bauer hinaus. Trotz seines massigen Körpers gaben die Stufen keinen Laut von sich, als er darauftrat. Am Fuß der Treppe angekommen, warf er einen Blick in die Taverne. Alle dort verhielten sich ganz normal, was bedeutete, dass sich der Leichenfund noch nicht herumgesprochen hatte. Er konnte Achilios für diese Verschwiegenheit nur danken. Seram würde noch früh genug einen Schock erleiden, immerhin lag der letzte Mord mehr als vier Jahre zurück, und der war die Folge einen Streits zwischen dem alten Aronius und seinem Stiefsohn Gemmel gewesen. Bei dem Streit, der in betrunkenem Zustand geführt wurde, ging es um Landnutzungsrechte, wobei Gemmel als Verlierer dastand. Als Aronius wieder nüchtern war, gestand er seine Schuld ein und wurde mit einem Wagen in die große Stadt gebracht, wo er für seine Tat büßen musste.

Doch jenes Gemetzel, das Uldyssian gesehen hatte, war nicht die Folge von zu viel Alkohol, sondern sah mehr nach der Tat eines Verrückten oder einer Bestie aus. Ganz bestimmt steckte niemand aus dem Dorf dahinter, schon eher ein Bandit, der auf der Durchreise war.

Mit jedem Atemzug fühlte Uldyssian sich sicherer, und er

nahm sich vor, den Dorfvorsteher oder den Befehlshaber der Wache auf diesen Punkt anzusprechen. Die Männer von Seram würden bereitwillig die Gegend nach diesem verfluchten Kerl absuchen. Diesmal würde das Verbrechen an Ort und Stelle gesühnt werden. Ein gutes, festes Seil würde der Angelegenheit ein Ende setzen. Das war das Einzige, was dieser Teufel verdient hatte.

Er öffnete die Hintertür und ging nach draußen.

»Da! Das ist der Mann, von dem ich sprach!«

Uldyssian zog sich erschrocken in den Hauseingang zurück. Vor ihm standen Tiberius – ein muskulöser Mann, mit dem sich der Bauer schon bei mehreren Dorffesten Ringkämpfe geliefert und weit öfter verloren als gewonnen hatte – und der grauhaarige, listige Dorius, der Uldyssian anstarrte, als hätte er ihn noch nie gesehen. Hinter ihnen standen mehr als ein Dutzend weiterer Männer, die meisten davon Angehörige der Wache, aber auch Achilios ... und die beiden anderen Akolyten des Tempels. Der ältere Mann war der, der auch gesprochen hatte und der nun anklagend einen Finger auf den verblüfften Bauern richtete.

Er sah den Jäger an. »Hast du ihnen alles gesagt?«

Ehe Achilios antworten konnte, warf Dorius ein: »Ihr werdet nicht mit ihm reden, Jäger. Noch nicht. Erst, wenn alle Fakten bekannt sind.«

»Die Fakten *sind* bekannt«, erklärte der Gesandte der Triune, während seine Gefährtin wiederholt zustimmend nickte. In diesem Moment hatte der Mann nichts Gottesfürchtiges oder Friedfertiges an sich. »Ihr seid dafür verantwortlich! Eure eigenen Worte brandmarken Euch! Gesteht, um Eurer Seele willen ...«

Uldyssian musste sich stark zusammenreißen, damit seine Ablehnung gegenüber diesem Akolyten nicht seinen Verstand trüb-

te. Wenn er richtig gehört hatte, unterstellte der Mann ihm jenen Mord, von dem er den anderen hatte berichten wollen.

»*Ich!* Ihr glaubt, *ich* war es? Bei den Sternen, ich sollte Euch ...«

»Uldyssian«, murmelte Achilios beunruhigt.

Der Sohn von Diomedes bekam sich noch zeitig unter Kontrolle. Dem Bogenschützen sagte er: »Achilios, ich habe dir gesagt, wo der Tote liegt! Du hast mein entsetztes Gesicht gesehen, und ...« Er hielt inne, da er Lylia nicht mit hineinziehen wollte. »Und du kennst mich. Dorius! Ihr wart mit meinem Vater befreundet! Ich schwöre bei seinem Grab, dass ich nicht der Teufel bin, der den Weggefährten dieses geschwätzigen Narren tötete!«

Er hätte noch mehr gesagt, doch der Dorfvorsteher bedeutete ihm zu schweigen, dann sagte Dorius: »Es ist nicht *er*, von dem wir im Moment sprechen, Uldyssian. Wir reden von dem anderen ... auch wenn ich glaube, dass wir zu Ersterem werden zurückkehren müssen, da ich nicht an Zufälle glaube.«

»Von dem anderen? Welchem anderen?«

Hauptmann Tiberius schnippte mit den Fingern. Sofort traten mehrere Männer vor, die Uldyssian noch aus der Kindheit kannte, und kreisten den Bauern ein. Achilios versuchte einzuschreiten. »Dorius, ist denn das nötig? Wir reden hier über Uldyssian!«

»Ich respektiere Euren Einwand, junger Achilios, aber dies hier ist meine Pflicht.« Der Dorfvorsteher nickte dem Mann im Kreis zu. »Ich bin davon überzeugt, dass sich alles aufklären wird, Uldyssian. Lasst uns nur das tun, was die Situation erfordert.«

»Aber *wieso?*«

»Wegen eines möglichen Mordes«, brummte Hauptmann Tiberius, der eine Hand auf das Schwert an seiner Seite gelegt hat-

te. In all den Jahren, in denen der Bauer den Hauptmann kannte, hatte er ihn nur ein paar Mal mit seinem Schwert gesehen, bis auf eine Ausnahme bei Dorffesten oder zu anderen besonderen Anlässen. Die Ausnahme war der Mord an Gemmel gewesen.

Der Bauer schüttelte den Kopf und fauchte: »Aber ich sagte Euch doch, ich habe seinen Gefährten nicht getötet!«

»Von ihm reden wir auch nicht«, erklärte Dorius. »Aber von jemandem mit einem ganz ähnlichen Beruf, was es noch schlimmer macht, junger Uldyssian. Es ist der Missionar der Kathedrale des Lichts, der tot aufgefunden wurde.«

»Der ...«, begann Uldyssian, ließ den Satz aber unvollendet, da sich seine Gedanken überschlugen. *Aber ich sprach doch erst noch mit dem Mann!*

Ja, er hatte mit dem Mann gesprochen ... und ihn vor Zeugen bedroht!

»Aye, wie ich sehe, erinnert Ihr Euch an ihn. Ja, junger Uldyssian, der ehrbare Gesandte der Kathedrale wurde mit aufgeschlitzter Kehle gefunden ... und es ist Euer Messer, das aus der Wunde ragt.«

DREI

Uldyssian hatte sich nie viele Gedanken über das Innere des Wachgebäudes gemacht. Es war einer der Bauten, an denen der Bauer regelmäßig vorbeikam, doch da man ihn nie wegen Trunkenheit oder einer Schlägerei festgenommen hatte, hatte es auch keinen Grund gegeben, es zu betreten.

Nun aber saß er in einer der beiden vergitterten Zellen im hinteren Teil des Gebäudes. Um dorthin zu gelangen, mussten Besucher wie Gefangene gleichermaßen zunächst eine schwere Holztür passieren und dann durch einen kurzen Korridor gehen. Uldyssian, der in der ersten Zelle saß, fühlte sich von der Außenwelt vollständig abgeschlossen. Eine abgenutzte Holzbank diente ihm ebenso als Sitzgelegenheit wie auch als Tisch und Bett. Seit vier Tagen war er nun hier, und an zweien davon war sein Hof völlig unbeaufsichtigt gewesen. Die Felder mussten vom Unkraut befreit und gewässert, das Vieh musste versorgt werden. Mendeln hatte versprochen, sich um alles zu kümmern, doch Uldyssian fürchtete, sein Bruder könnte einer solchen Aufgabe nicht gewachsen sein. Vor allem wenn er sich darüber hinaus auch noch um ihn, seinen älteren Bruder, sorgte.

Zwar hatte der Sturm sehr schnell an Heftigkeit verloren und kaum Schäden verursacht, doch die Wolken hingen seitdem unverändert über Seram. Nach Uldyssian Einschätzung war es durchaus möglich, dass ein weiteres, sogar schwereres Unwetter folgen könnte. Der Hof hatte beim ersten Mal noch Glück gehabt, doch ein zweiter Sturm drohte so viel Unheil anzurichten, dass das Anwesen sich davon nie wieder erholen würde.

Zugleich wusste er, dass dies eigentlich seine geringste Sorge sein sollte. Die Situation hinsichtlich der Morde hatte sich noch viel schlimmer entwickelt, als Uldyssian es sich je hätte vorstellen können.

Da beide Opfer, Angehörige der führenden Konfessionen waren, hatte sich Dorius veranlasst gefühlt, eine Nachricht nach Tulisam zu schicken, wo die Kathedrale und der Tempel feste Einrichtungen besaßen. Er hatte Repräsentanten von einer oder beiden Seiten darum gebeten, nach Seram zu kommen, um ein Auge auf die Angelegenheit zu haben. Die beiden überlebenden Missionare waren diejenigen, die mit diesen Botschaften heimkehrten, da sie wohl ihren jeweiligen Herren Rede und Antwort stehen mussten. Auch wenn der Dorfvorsteher Uldyssian wiederholt versicherte, es werde alles gut ausgehen, bestand er darauf, dass Hauptmann Tiberius den Sohn von Diomedes für diese Zeit inhaftierte, um keine Zweifel aufkommen zu lassen, wie man in Seram mit der Frage nach der Gerechtigkeit für die Opfer umging.

Uldyssian konnte noch immer nicht fassen, was dem zweiten Missionar widerfahren war. Laut einer genaueren Schilderung, die ihm später vom Befehlshaber der Wache zu Ohren gekommen war, war der Gesandte auf dem Rücken liegend gefunden worden, das Gesicht laut Tiberius zu einer Fratze »totaler« Angst und Panik verzerrt, das Messer eines Bauern – dessen Holzgriff Uldyssians Markierung aufwies – tief in den Brustkorb gerammt.

Verglichen mit dem Leichnam, auf den er gestoßen war, hatte man den zweiten Toten kaum berührt. Das machte das verübte Verbrechen aber nicht weniger schrecklich. Niemand im Dorf konnte sich daran erinnern, dass es seit den Tagen der Pest – die Uldyssians Familie fast vollständig auslöschte – jemals eine sol-

che Häufung von Grausamkeiten und Tragödien gegeben hatte.

Serenthia kam jeden Tag zu Besuch und richtete ihm hoffnungsvolle Worte von vielen aus, die nicht in der Lage waren, ihn aufzusuchen. Diejenigen, die ihn kannten, waren einhellig von seiner Unschuld überzeugt, und Achilios hatte bereits einem Mann ein blaues Auge geschlagen, der das Gegenteil behauptete.

Als Uldyssian dasaß und den Kopf auf die Hände stützte, dachte er nicht an sich selbst, sondern an Lylia. Seit seiner Festnahme war sie nicht ein einziges Mal zu ihm gekommen. Nicht, dass er das erwartet hätte. Vielmehr hoffte der Bauer sogar, sie würde sich fernhalten, da sie sonst nur in diesen Wahnsinn verwickelt würde. Bald, das sagte er sich, bald schon würde man ihn aus dieser Zelle entlassen, und dann konnte er sie wiedersehen.

Falls sie überhaupt noch in Seram war ...

Der Gedanke, ihr vielleicht nie mehr gegenüberzutreten zu können, nie mehr ihr bezauberndes Antlitz zu schauen, verstärkte noch Uldyssians ohnehin schon immense Angst. Sein ganzes Leben schien sich in einen Albtraum verwandelt zu haben. So hatte er nicht mehr empfunden, seit seine Familie gestorben war. Doch nun war zu dieser Bürde noch eine neue hinzugekommen. Es war nicht das erste Mal, dass er das Gefühl hatte, die Wände des winzigen Raums würden ihn erdrücken wollen.

Uldyssian war auf dem Bauernhof geboren und aufgewachsen, er hatte nie etwas anderes als Freiheit gekannt. Als seine Mutter starb, war er aufs Feld gelaufen, um seinen Schmerz hinauszuschreien. Er hatte gewusst, dass nur sein Bruder dort war, der ihn hören konnte.

Ich muss hier raus ... Ich muss hier raus ... Wieder und wieder zog dieser Gedanke eine Schleife durch seinen Verstand, und mit jeder Wiederholung wurde er eindringlicher. Uldyssian starrte

mit müden Augen auf die Zellentür, unfähig, die Gitterstäbe zu akzeptieren. Tiere hielt man in Käfigen, aber nicht ihn. Nicht ...

Ein leises Stöhnen und Klicken ließ ihn aufhören.

Dann öffnete sich knarrend die Zellentür.

Uldyssian drückte sich gegen die hintere Wand. Fassungslos sah er zu, wie die Zellentür krachend aufflog.

Sein Kerker stand weit offen, und doch bewegte sich Uldyssian nicht einen Schritt nach vorne. Er verstand nicht, was sich da gerade abgespielt hatte, und obwohl er den sehnlichen Wunsch verspürte, diesen Ort zu verlassen, war die plötzlich offene Tür alles andere als verlockend.

Wenig später wurde auch die Holztür am Ende des Ganges geöffnet, und Tiberius trat mit zwei seiner Wachleute in der Gefolgschaft herein.

Als der Hauptmann Uldyssians Zellentür sah, blieb er abrupt stehen. »Was ...«

Nachdem er sich vom ersten Schreck erholt hatte, schnippte er mit den Fingern, woraufhin die beiden Wachen vorauseilten und die Zelle betraten, um den Gefangenen an einem Fluchtversuch zu hindern.

In der Zwischenzeit musterte Tiberius eindringlich die Tür. »Kein Kratzer, nicht die kleinste Beschädigung«, stellte er schließlich fest und sah den Bauern an. »Durchsucht ihn nach allem, was er als Schlüssel benutzt haben könnte.«

Die Wachen befolgten den Befehl, konnten aber nichts finden, was Uldyssian ohnehin klar war.

Tiberius stellte sich zu seinem Gefangenen und winkte die Wachen fort, damit er sich vorbeugen und flüstern konnte: »Ich mag es genauso wenig wie du, dass du hier eingesperrt bist, Uldyssian. Auch wenn du es mir vielleicht nicht glaubst, alter

Freund, aber ich denke, du trägst an den Morden so wenig Schuld wie ich.«

»Warum muss ich ...«

»Wir sind hier zwar nur in Seram, aber ich befehle die Wache so, als wäre das hier Kehjan. Mein Vater diente dort drei Jahre lang, danach leitete er diese Wache. Und ich werde nicht sein Andenken beschmutzen, indem ich meine Pflichten vernachlässige. Wir handeln so, wie es beschlossen wurde, so verachtenswert das auch erscheinen mag.«

Zwar konnte Uldyssian Tiberius' Einstellung respektieren, aber das hieß nicht, dass er sich in sein Schicksal als Gefangener ergeben wollte. »Ich möchte nur, dass das alles bald vorbei ist! Denn ich habe niemandem etwas getan!«

»Und das wird auch bewiesen werden. Du wirst schon sehen.« Der Hauptmann deutete auf die Tür. »Aber das macht alles nur noch schlimmer ...«

»Das war ich nicht! Die Tür ging von allein auf.«

Tiberius sah ihn enttäuscht an. »Von dir hätte ich etwas Besseres erwartet, Uldyssian. Mit der Tür ist alles in Ordnung, ich habe sie selbst überprüft.«

»Ich schwöre es bei meinem Vater!«

Der Hauptmann runzelte die Stirn und seufzte, dann wandte er sich ab und verließ die Zelle. Die Wachen folgten ihm. Einer von ihnen schloss die Tür ab und rüttelte kräftig daran, um Gewissheit zu erlangen, dass sie auch wirklich verriegelt war.

»Fest verschlossen«, meldete er sodann dem Hauptmann, der es sich trotzdem nicht nehmen ließ, die Gitterstäbe mit den Händen zu umschließen und sein ganzes Gewicht ins Spiel zu bringen, um sich selbst davon zu überzeugen. Die Tür hielt stand.

Hauptmann Tiberius ließ los und warnte den Bauern: »Mach

das nicht noch mal. Sonst müsste ich einen Befehl erteilen, den ich ungern ausgeführt sähe. Sei nur geduldig, Uldyssian.«

Der eingeschüchterte und völlig fassungslose Gefangene konnte nur bestätigend nicken, woraufhin der Hauptmann zufrieden mit seinen Männern abzog.

Einige Zeit später kehrte eine der Wachen zurück und brachte ihm einen Napf mit Eintopf. Der Mann probierte zunächst erneut, ob die Tür auch ja sicher verschlossen war, dann schob er dem Bauern die Mahlzeit zwischen den Stäben hindurch in die Zelle.

Während Uldyssian anschließend aß, grübelte er wieder, warum alles so lange dauerte. Er war eindeutig unschuldig. Aber er fragte sich auch, wie der wahre Mörder so schnell hatte handeln können. Es war nur wenig Zeit vergangen zwischen dem Moment der ersten grausigen Entdeckung und dem Augenblick, als der Missionar der Kathedrale ermordet wurde. Der wahre Täter hätte fast fliegen müssen, nachdem er das Messer des Bauern an sich genommen hatte, um seine Untat zu begehen. Achilios konnte als möglicher Mörder ausgeschlossen werden. Er war ein viel zu guter Mensch, und zudem ein wahrer Freund. Außerdem waren er und Mendeln während des Vorfalls zusammen unterwegs gewesen.

Aber wer dann?

Schritte hallten durch den Korridor, die sich aber deutlich leichtfüßiger anhörten als der Lärm, den Tiberius und dessen Leute mit ihren Stiefeln verursachten.

Uldyssian blickte auf ... und erkannte Lylia, die sich seiner Zelle näherte.

»Ich musste Euch sehen«, murmelte sie und lächelte zaghaft. Es war nicht zu übersehen, dass sie fürchtete, er könne wütend

werden, weil sie sich nicht an seine ausdrückliche Weisung hielt.

Doch Uldyssian konnte nicht verärgert reagieren, immerhin hatte sie lange Zeit gewartet. Er war sogar dankbar, dass die Edelfrau Seram nicht verlassen hatte und ihn seinem Schicksal überließ.

Dennoch begann er seine Begrüßung mit den Worten: »Ihr solltet nicht hier sein ...«

»Ich konnte nicht länger in meinem Quartier bleiben. Das hier ist falsch! Es wiederholt sich alles!«

»Was meint Ihr damit?«

Sie drückte sich gegen die Gitterstäbe. Uldyssian stellte den Napf beiseite und trat zu ihr. Der Wunsch, Lylia in die Arme zu schließen und sie zu trösten, war beinahe übermächtig. Es kam ihm vor, als sei *sie* in Gefahr, nicht er.

»Ihr wart zu einer Fremden freundlich«, flüsterte sie und schob eine Hand zwischen den Stäben hindurch, um die des Bauern zu berühren. »Einer Fremden, die nicht weiß, wohin sie gehen soll. Und wisst Ihr, warum?« Lylia schaute zu Boden. »Es ist wegen des Spiels zwischen der Kathedrale und dem Tempel.«

»Des was?«

Sie sah ihn eindringlich an. Ihre Schönheit wurde ihm fast schmerzlich bewusst, und er wünschte sich nichts mehr, als in diesen Augen zu ertrinken. »Das *Spiel*. Für sie ist es nur ein solches, und Sieger ist, wer überlebt. Sie werden nichts und niemandem erlauben, sich ihnen in den Weg zu stellen. Und eines der Dinge, die beide Seiten verabscheuen, ist ein Ketzer.«

Uldyssian gefiel es nicht, in welche Richtung sich diese Unterhaltung bewegte. »Was ... was meint Ihr damit, Lylia?«

Für einen Moment schaute sie zur Tür, dann erwiderte sie im Flüsterton: »Dies alles trug sich schon einmal zu. Es widerfuhr

meiner Familie. Wir hatten Einfluss und Reichtum, beides Dinge, nach denen sie strebten. Aber wir wiesen sie in aller Öffentlichkeit zurück, und dann wurde unsere Welt mit einem Mal auf den Kopf gestellt! Es gab gewalttätige Auseinandersetzungen, ein kleiner Tempel wurde niedergebrannt, viele der Gläubigen wurden dabei schwer verletzt. Das Feuer sprang auf andere Gebäude in der Nähe über. Später stellte sich heraus, dass die Tragödie von Menschenhand ausgelöst worden war – und dass *meine* Familie in irgendeiner Weise darin verstrickt war.«

Er riss entsetzt den Mund auf.

»Es war alles gelogen!«, fügte sie rasch hinzu. Offenbar deutete sie seine Reaktion so, dass er auch an die Schuld ihrer Familie glaubte. Doch Uldyssian hätte niemals angenommen, Lylia könne zu so etwas Entsetzlichem fähig sein, und das galt auch für ihre Familie.

»Ich glaube Euch«, versicherte er ihr sofort. »Ich glaube Euch. Redet weiter.«

»Während wir sie abgewiesen hatten, gab es andere, weitaus Mächtigere, die sich der einen oder anderen Konfession angeschlossen hatten. Ohne dass es irgendeinen wirklichen Beweis für unsere angebliche Schuld gab, wurde meiner Familie dennoch alles weggenommen. Vater und Mutter wurden verschleppt, und wir sahen sie niemals wieder. Mein Bruder wurde in den Kerker geworfen, und meine Schwester musste einen der bekanntesten Anhänger der Kathedrale heiraten. Ein ähnliches Schicksal stand auch mir bevor, aber ich nahm alles Geld, das ich noch auftreiben konnte, und floh aus der Stadt ...«

»Und dann verschlug es Euch nach Seram?«

»Nicht direkt ... und ganz gewiss nicht in Begleitung derer, die ausgerechnet dem Bösen dienen, dem ich zu entfliehen versuch-

te!« Sie biss sich auf die Lippe. »Ich habe Euch so viel erzählt, dass ich plötzlich fürchte, Ihr könntet glauben, ich sei für das verantwortlich, was den beiden widerfahren ist.«

Uldyssian schüttelte den Kopf. »Das ist wohl kaum möglich! Diese Taten wurden von jemandem begangen, der so stark und so monströs ist, wie Ihr es niemals sein könntet! Es ist schon eher anzunehmen, dass sie *mich* verdächtigen werden.« Doch dann kam ihm ein unheilvoller Gedanke. »Aber sprecht zu niemandem sonst davon! Die anderen könnten glauben, ich hätte auf Euer Geheiß gehandelt.«

Erschrocken legte sie eine Hand vor den Mund. »Ich hatte nicht gedacht, dass ...«

»Macht Euch deshalb keine Gedanken. Das Beste wäre, wenn Ihr abreist und nie zurückkehrt. Es wird schon alles gut ausgehen ...«

»Nein, nein, das wird gewiss nicht der Fall sein! Ich hörte es im Gasthaus! Morgen treffen Inquisitoren der Kathedrale des Lichts ein, und jemand deutete an, die Friedenswahrer des Tempels seien ebenfalls auf dem Weg hierher! Es läuft genauso ab wie bei mir.«

Ihre Worte trafen ihn wie ein Blitzschlag. Niemand hatte ihm etwas davon gesagt, dass Inquisitoren und Friedenswahrer auf dem Weg nach Seram waren. Die Rechtshüter beider Konfessionen traten als Richter und Bewahrer gleichzeitig auf. Und auch wenn einer der Ihren ermordet worden war, fand Uldyssian ihre direkte Einmischung völlig überzogen.

Einen Moment lang stand er da und versuchte, einen klaren Gedanken zu fassen. Die Edelfrau war schließlich diejenige, die als Erste das Wort ergriff.

»Wir begingen den Fehler, sie zuerst handeln zu lassen, Ul-

dyssian! Ihr dürft das nicht zulassen! Sie werden alles ins Gegenteil verkehren, bis trotz Eurer Unschuld für jeden offensichtlich ist, dass Ihr schuldig sein müsst. Ihr müsst Euch gegen sie behaupten! Seid in Eurer Art so trotzig wie immer, dann werden sich Eure Freunde hinter Euch stellen! Dann sind weder die Kathedrale noch der Tempel in der Lage, Euren Hass gegen Euch zu verwenden!«

»Ich ...« Es gab das eine oder andere, was er dagegen hätte vorbringen können, doch angesichts der fesselnden Schönheit ihrer Augen verlor alles um ihn an Bedeutung. Schließlich gelangte er zu der Einsicht, dass Lylia Recht hatte. Uldyssian würde sich das Los ihrer Familie zur Warnung nehmen, um sich selbst zu retten ... sich selbst und auch Lylia.

»Ihr müsst es tun ...«, keuchte sie. »Bitte ... tut es für uns ...«

Ohne Vorwarnung packte sie ihn, zog ihn an das Gitter heran und küsste ihn. Als sie sich längst wieder von ihm gelöst hatte, stand der Bauer immer noch nur da, völlig überrumpelt. Mit hochrotem Kopf trat Lylia den Rückzug an.

Uldyssian sah ihr nach, wie sie davonging. Auf einmal erinnerte er sich an den Vorfall mit der Zellentür, packte die Gitterstäbe und rüttelte daran.

Die Tür war so sicher im Schloss, wie sie es hätte sein sollen.

Für Uldyssian gab es keinen Zweifel, dass Lylias Befürchtungen berechtigt waren. Er musste sich gegen jeglichen Vorwurf wehren.

Den Inquisitoren – und auch den Friedenswahrern, sollten sie tatsächlich hierher unterwegs sein – ging es darum, seine Schuld zu beweisen, nicht seine Unschuld.

Aber er würde alles tun, um sie zu enttäuschen.

Serenthia wich zurück, um nicht gesehen zu werden, als Lylia

das Gebäude verließ und an ihr vorbeiging. Eigentlich gab es gar keinen Grund, sich so zu verhalten, wäre da nicht dieses Gefühl gewesen, das sie für Eifersucht hielt. Immerhin hatte sich Uldyssian innerhalb lächerlich kurzer Zeit in diese blonde Frau verliebt, der mit ihrem bloßen Erscheinungsbild das gelungen war, was Serenthia seit Jahren zu erreichen gehofft hatte. Schon als Kind war sie von Uldyssians Beharrlichkeit, seiner inneren Kraft und der Art fasziniert gewesen, wie er die schrecklichen Todesfälle in seiner Familie verwunden hatte.

Lydia ging in Richtung des Boar's Head, und kaum dass sie außer Sichtweite war und Serenthia Gewissheit verspürte, diese Frau könnte nicht doch noch einmal umkehren, kam Cyrus' Tochter wieder hervor. Sie ging gerade um die Ecke des Hufschmiedgebäudes, als ... nun, als sie überraschend mit Achilios zusammenstieß.

»Serry!«, brachte er heraus. »Woher kommst ...«

»Es tut mir leid!« Serenthia spürte, dass sie errötete. Während sie so viel Zeit ihres Lebens damit verbracht hatte, auf Uldyssian zu hoffen, war es Achilios, was seine Gefühle für sie anging, nicht anders ergangen. Es schmeichelte ihr, da er gut aussah und respektiert wurde, und weil er sie so behandelte, wie Frauen gern behandelt wurden. Ihr Verstand sagte ihr, sie hätte sein Werben freudig annehmen sollen, aber auch wenn Serenthia die Gesellschaft des Jägers als angenehm empfand, konnte sie sich noch nicht von ihrem Traum lösen, Uldyssians Liebe zu erringen.

Aber natürlich war das die Situation *vor* Lydias Ankunft gewesen.

»Ich bin auf der Suche nach Mendeln«, brachte Achilios schließlich hervor, der ebenfalls rot im Gesicht geworden war. »Aber das ist ein schöner Zufall ...«

Seine gute Laune kam ihr in diesem Moment, solange Uldyssian wegen zweier Morde hinter Gittern saß, die er niemals begangen haben konnte, gar nicht gelegen. Ihre Verärgerung über Achilios' Worte schien ihr anzumerken zu sein, zumindest wurde der Jäger schnell ernst.

»Verzeih mir, ich wollte nicht unbeschwert klingen! Warst du auf dem Weg zu Uldyssian?«

»Ja ... aber ich wollte ihn nicht stören. Er hatte bereits Besuch.«

»Ach ja?« Achilios zog verstehend die Augenbrauen hoch. »Oh, die hübsche Lylia ...«

Für Serenthia wurde es nur noch schlimmer, wenn sie Achilios ebenfalls so über ihre Rivalin reden hörte. Ja, die Edelfrau war schön, doch Cyrus' Tochter brauchte sich auch nicht zu verstecken. Es gab einige Verehrer ... nur nicht jenen, den sie selbst wollte.

»Sie ist soeben gegangen. Ich glaube, sie war auf dem Rückweg zum Gasthaus.«

Achilios rieb sich das Kinn. »Ich frage mich, wie Uldyssian das aufgenommen hat. Er sagte, sie solle sich von ihm fernhalten, damit sie nicht mehr als unbedingt nötig in diese Angelegenheit hineingezogen wird.«

Serenthia verspürte einen Funken Hoffnung, dass Uldyssian sich vielleicht über Lylias Besuch geärgert hatte. Doch sie vermutete eher das Gegenteil. So wie die meisten Männer hatte er ihr, veranlasst durch ihr Lächeln oder einen Blick in ihre Augen, sicherlich verziehen.

Ihr fiel Achilios' ursprüngliche Frage ein. »Ich habe Mendeln nicht gesehen, bestimmt schon zwei Tagen nicht mehr. Hat er überhaupt seinen Bruder besucht?«

»Nach allem, was ich weiß, ist das mindestens drei Tage her«, erwiderte der Bogenschütze besorgt. »Als ich zum Hof ritt, war dort der junge Justivio – der zweite Sohn von Marcus ul-Amphed – mit der Feldarbeit beschäftigt. Er sagte, Mendeln habe ihn für diesen Dienst bezahlt, ohne ihn wissen zu lassen, wohin er gehen wollte.«

Serenthia konnte verstehen, warum Mendeln den Hof jemandem anvertraut hatte, der mehr davon verstand als er selbst. Doch dass er sich gleich anschließend nicht zu seinem Bruder begab und an dessen Seite blieb, war ihr unbegreiflich. Mendeln war Uldyssian gegenüber immer absolut loyal gewesen, und als er von der Festnahme seines älteren Bruders hörte, hatte er auch sogleich mit großem Nachdruck klar gemacht, dass er von dessen Unschuld überzeugt war.

»Ich mache mir Sorgen um ihn, Serry«, fuhr Achilios fort. »Ich bezweifle, dass er sich eine Welt ohne Uldyssian vorstellen kann – womit ich nicht sagen will, dass ihm ernsthaft droht, für diese abscheulichen Verbrechen verurteilt zu werden. Ich rede jetzt nur von Mendeln. Er ist nicht mehr er selbst, seit wir ... nun, seit jenem Tag eben.«

Für Serenthia klang es fast so, als habe Achilios von etwas ganz anderem als den Morden gesprochen, doch was mit diesen Gräueltaten vergleichbar sein sollte, vermochte sie nicht zu sagen.

»Vielleicht ist er ja bei Vater«, überlegte Serenthia. »Seit heute Morgen war ich nicht bei ihm.«

»Vielleicht, ja. Ich frage mich ...« Der Jäger ließ den Blick schweifen, als sei ihm etwas in den Sinn gekommen. Er schüttelte kurz den Kopf, dann fügte er hinzu: »Du solltest Uldyssian besuchen gehen, Serry. Ich werde nach Mendeln forschen und ihn

ganz sicher finden. Du darfst nur nicht ...«

Er brach mitten im Satz ab und sah beunruhigt auf etwas, das sich hinter Serenthia befand. Voller Angst, das zu sehen zu bekommen, was sie bereits ahnte, folgte die Frau seinem Blick.

Eine Gruppe von Reitern war soeben am Dorfrand angelangt. Sie ritten langsam und selbstbewusst weiter und betrachteten ihre Umgebung, als würde das alles ihnen gehören. Es gab keinen Zweifel an ihrer Identität, denn die glitzernden silbernen Gewänder und die Brustschilder waren unverwechselbar. Man musste nicht einmal erst das goldene Sonnenbanner auf dem Schild erkennen, um zu wissen, dass es sich bei ihnen um die Inquisitoren der Kathedrale des Lichts handelte. Bis auf eine Ausnahme trugen alle Reiter runde, mit einem Kamm versehene Helme. Davon ausgenommen war nur derjenige, der die Gruppe anführte. Sein volles graues Haupthaar schmückte eine goldene Haube. Hinter ihm wehte der schimmernde Umhang, dessen Saum fast das nachfolgende Pferd blendete, im Wind. Der Kleriker war frisch rasiert – so wie alle, die dem Propheten direkt dienten. Es handelte sich nicht um eine persönliche Entscheidung, sondern um eine bewusste Vorgabe. Immerhin trug der Prophet selbst auch keinen Bart, und falls die Gerüchte stimmten, sah er – auch wenn es hieß, er sei wesentlich älter – jung genug aus, um als der Enkel dieses Klerikers durchzugehen.

Es handelte sich um mindestens ein Dutzend Reiter, eine Zahl, die beide Zeugen ihrer Ankunft erschreckte. Dorius hatte erklärt, er rechne mit allenfalls zwei Inquisitoren, von denen keiner eine solche Autorität hätte sein sollen wie der Mann, der jetzt von seinem Pferd abstieg, es zweifellos war.

Der Großinquisitor – Serenthia spürte, dass er keine andere Funktion bekleiden konnte – sah sich in Seram um, als überlegte

er, ob dieses Dörfchen tatsächlich sein Ziel sein konnte. Dann bemerkte er die beiden Betrachter und gab ihnen sofort ein Zeichen, sich ihm zu nähern. Serenthia war sich durchaus bewusst, dass Uldyssians Schicksal in den Händen dieses Mannes lag, und so gehorchte sie ohne Zögern. Der Bogenschütze folgte ihr auf dem Fuße.

»Ich bin Bruder Mikelius!«, rief der Großinquisitor mit dröhnender Stimme, als wollte er diese Tatsache jedem im Umkreis von einer Meile verkünden. »Ist dies hier Seram, der Schauplatz grässlicher Geschehnisse?«

»Ja, Heiligkeit, dies ist Seram«, antwortete Serenthia leise und machte dabei einen Knicks. Anders als Uldyssian und Achilios glaubte sie an die Lehren der Kathedrale und des Tempels, nur war sie noch unentschlossen, wem sie den Vorzug geben sollte. Die Triune lehrten die Macht des Einzelnen, während die Kathedrale predigte, nur mit vereinten Kräften könne die Menschheit letztendlich ihre Bestimmung erfüllen.

»Wer hat hier das Sagen? Wir sollten empfangen werden.«

»Unser Dorfvorsteher ist Dorius, der ...«

Bruder Mikelius fiel ihr ins Wort: »Vergiss es! Du da!« Er zeigte auf Achilios. »Weißt du, wo der Leichnam unseres glücklosen Bruders liegt?«

So wie vor ihm Serenthia verbeugte sich nun auch der Jäger. »Ich glaube, ich weiß, wo er beerdigt wurde.« Als der Großinquisitor ihn verwundert ansah, fügte Achilios an: »Es ist bereits einige Tage her, Heiligkeit. Beide Leichname mussten beigesetzt werden, ansonsten ...« Er spreizte die Hände. »Ihr versteht schon.«

»Natürlich, mein Sohn, natürlich. Dann führe uns zu dem Grab.«

»Bei allem Respekt, Heiligkeit, wäre es angemessener, wenn Meister Dorius oder Hauptmann Tiberius Euch hinf...«

»Wir sind *jetzt* hier«, erklärte Bruder Mikelius mit Nachdruck. »Sie sind es nicht. Wir werden uns mit ihnen unterhalten, sobald sich dazu die Gelegenheit bietet ... und mit diesem barbarischen Ketzer ebenfalls.«

Serenthia musste sich zusammenreißen, als sie hörte, wie Uldyssian tituiert wurde. Sie fragte sich, wie Dorius' Gesandter wohl dem Großinquisitor den Vorfall geschildert haben mochte. Bruder Mikelius ließ es jedenfalls so klingen, als sei der wahre Mörder bereits dingfest gemacht.

»Eure Heiligkeit ...«, setzte sie an, doch der Mann stürmte bereits an ihr vorbei, gefolgt von vier Wachen. Indes verteilten sich die anderen, als wollten sie Seram angreifen. Obwohl sie in der Unterzahl waren, machten sie den Eindruck, fähig zu sein, in einem solchen Fall trotzdem den Sieg davonzutragen.

»Hier entlang«, sagte Achilios, als habe er bereits kapituliert.

Der Großinquisitor achtete nicht weiter auf Serenthia, hielt sie aber auch nicht davon ab, ihnen zu folgen. Cyrus' Tochter wollte zu Uldyssian laufen und ihn vor der Ankunft dieser Männer warnen. Doch zugleich wollte sie nichts von dem verpassen, was Bruder Mikelius tun oder sagen würde – selbst wenn Achilios davon ebenfalls Zeuge wurde.

Mehrere Dorfbewohner, die wohl durch die laute Stimme des Großinquisitors aufmerksam geworden waren, kamen aus ihren Häusern, um zu sehen, was hier vor sich ging. Bruder Mikelius grüßte sie, indem er hier und da winkte oder nickte, während er gebieterisch zu den Gräbern schritt.

Donner grollte, doch davon abgesehen war es an diesem Tag sonderbar ruhig. Es war völlig windstill, was sie als sehr unge-

wöhnlich empfand. Als sie der Gruppe folgend den Dorffriedhof betrat, kam es ihr so vor, als würden die Geister der Toten stumm Spalier stehen.

Eine hüfthohe Steinmauer umgab den Friedhof, hier und da zeugten Schäden im Mauerwerk von vernachlässigter Pflege. Es war kein Problem, die Ruhestätten der beiden Opfer zu finden, da es nicht nur die einzigen neuen Gräber waren, sondern sie lagen auch deutlich abseits der anderen. Alle Dorfbewohner teilten die unausgesprochene Hoffnung, dass die beiden Toten nur vorübergehend dort lägen und letztlich von den Vertretern der Kathedrale und denen des Tempels mitgenommen würden, damit man diese schrecklichen Ereignisse in Seram bald vergessen könnte.

Ob es tatsächlich zu diesem Vergessen kommen würde, wusste Serenthia nicht, doch sie sah, dass Bruder Mikelius tatsächlich etwas mit dem Leichnam des Akolyten vorhatte. Er zeigte auf zwei Schaufeln, die an einer Wand lehnten, und sofort griffen zwei seiner Begleiter danach.

»Dies ist für dich weit genug«, sagte der Großinquisitor zu Achilios und nebenbei auch zu Serenthia, die noch ein Stück entfernt war. »Ab jetzt ist es eine Angelegenheit, die allein die Kathedrale angeht.«

Der Jäger verbeugte sich wieder und wich zurück. In die hölzernen Grabmale waren die Zeichen eingeritzt, die die jeweilige Berufung des Opfers angab. Verächtlich betrachtete Bruder Mikelius kurz das Grab des Mannes der Triune, dann wandte er sich ab. Die beiden Wachen folgten ihm mit ihren Schaufeln.

Der Großinquisitor kniete vor dem Grabmal nieder, strich mit einem Finger über das Symbol darauf, dann murmelte er etwas, das Serenthia für ein Gebet hielt, und legte eine Hand auf den Erdhügel.

Fast sofort riss er seine Hand zurück, als hätten sich im Moment der Berührung in großer Zahl Skorpione aus dem Boden gegraben.

Seine Miene verfinsterte sich noch etwas mehr, dann beugte sich Bruder Mikelius wieder vor und nahm eine Halskette ab, die unter seinem Gewand verborgen gewesen war. Am Ende der Kette hing ein goldenes Medaillon. Es hatte die Form eines Sonnenbanners, dessen Mitte aus einem farblosen Edelstein bestand, der trotz des trüben Himmels funkelte.

Der Kleriker hielt das Medaillon über die fragliche Stelle, redete wieder leise, zog es zurück und wirkte ein weiteres Mal entgeistert.

Mit vor Wut funkelnden Augen wandte sich Bruder Mikelius den beiden zu. »Wer hat das getan? Wer hat ein solches Sakrileg gewagt?«

Achilios sah Serenthia an, doch die hatte auch keine Erklärung. Der Großinquisitor richtete sich auf und zeigte auf das Grab, während er Achilios ansah. »Du! Nach deiner Kleidung und diesem Bogen zu urteilen, musst du ein Jäger sein.«

»Das bin ich auch.«

»Dann verfügst du über ein geübtes Auge. Benutze es! Komm her und sag mir, was du siehst.«

Widerwillig folgte Achilios der Aufforderung und näherte sich unter dem wachsamen Blick des Inquisitors dem Grab.

»Sieh genau hin«, wies Bruder Mikelius ihn an.

Während Serenthia ihm zusah, kniete Achilios sich so hin wie zuvor der Großinquisitor, dann strich er über die gleiche Stelle des Grabes ... und zog genauso abrupt seine Hand zurück.

Offenbar benötigte der Inquisitor nichts weiter, um seinen Verdacht bestätigt zu finden. »Ja, du siehst es also auch, nicht

wahr, Jäger?«

Cyrus' Tochter wollte vortreten, doch eine der Wachen hielt sie zurück. Äußerst verwirrt verfolgte sie mit, wie sich Achilios langsam zu Bruder Mikelius umdrehte. »Vielleicht ... ein kleines Tier, Heiligkeit. Immerhin liegen rund um Seram Wälder ...«

»Dies war nicht das Werk eines Tieres!«, schnitt der Inquisitor ihm das Wort ab.

Serenthia kam ein Verdacht, worüber sich die beiden da unterhielten. Ihr stockte der Atem.

Bruder Mikelius wandte sich ihr zu. »Wer war das?«, wollte er von ihr wissen, als wüsste sie tatsächlich die Antwort. »Wer hat das getan?«

»Heiligkeit«, brachte Serenthia heraus. »Ich verstehe nicht ...« Achilios mischte sich ein. »Sie kann keinesfalls ...«

Der Großinquisitor wollte keinen ihrer Proteste gelten lassen. Mit dem Arm beschrieb er eine knappe Geste, während er die beiden mit einem herrischen Ausdruck betrachtete. »Ich werde diese Frage nur noch einmal stellen!« Die Wachen nahmen Positionen ein, als wollten sie das Paar umzingeln. »Wer hat das Grab und den Leichnam unseres ermordeten Bruders entweiht?«

VIER

Mendelns Kopf war von einem schrecklichen pochenden Schmerz erfüllt. Es war nicht das erste Mal, seit man seinem Bruder zu Unrecht die Morde an den Missionaren vorwarf. Mendeln lehnte sich gegen einen Baum tief im Wald nördlich des Dorfs. Eine Hand hielt er an seine Schläfe gepresst und versuchte, den Schmerz zu bekämpfen.

Schlimmer noch als das Pochen war jedoch die Tatsache, dass er in dieser Zeit bereits zum *dritten* Mal unter Gedächtnislücken litt. Das Letzte, woran er sich erinnerte, war, dass er sich auf dem Weg vom Hof befunden hatte, um seinen Bruder zu besuchen.

Er drückte die Finger auf den Nasenrücken und kniff die Augen zusammen, da er hoffte, so ein wenig den Druck in seinem Kopf lindern zu können.

Das Bild eines schreienden Mannes in einem Gewand tauchte in seinem Geist auf. Stöhnend stieß sich Mendeln vom Baumstamm ab und blickte sich um. Er war sich sicher, dass das, was er sah, in diesem Augenblick irgendwo geschah.

Aber der Wald war menschenleer. Allmählich wurde ihm bewusst, dass der Mund des Mannes weit aufgerissen war, doch ein Laut war ihm nicht über die Lippen gekommen. Mendeln erinnerte sich daran, das Rascheln von Gras und sogar Donner gehört zu haben – aber nicht den Schrei.

Ein flüchtiger Albtraum? Ein Produkt seiner überbeanspruchten Fantasie, durch die abscheulichen Morde hervorgerufen? Mendeln konnte die Erfahrung für nichts anderes halten, und dennoch ... war es ihm so absolut *real* erschienen.

Das Pochen setzte abrupt mit neuer Intensität ein. Der Schmerz war so heftig, dass Mendeln die Augen zukneifen musste. Und wieder war da dieses Bild des Mannes, nur dass er jetzt hilflos auf dem Boden lag, während sich etwas Düsteres über ihn schob. Das Gesicht des Missionars war von entsetzlicher Angst geprägt, und vergeblich versuchte er, sich auf dem Rücken robbend vor dem in Sicherheit zu bringen, das sich ihm näherte.

Mendeln schlug die Augen auf – und die Szene war verschwunden. Diesmal wusste er, dass er weder ein Opfer seiner Einbildung geworden war noch dass er etwas erlebt hatte, was sich in genau diesem Augenblick abspielte. Er war tatsächlich allein im Wald, und das Bild hatte lange genug Bestand gehabt, damit er die Kleidung des schreienden Mannes ebenso erkennen konnte wie den Mann selbst.

Es war das Gewand eines Akolyten der Triune ... und der Mann war jener Gesandte, den man so brutal abgeschlachtet hatte.

Mendeln schauderte. Was hatte das zu bedeuten? Warum sah er auf einmal diese entsetzlichen Bilder von der Ermordung dieses Mannes?

Auf keiner Seite seiner Familie war jemals von Hexerei gesprochen worden, zudem bezweifelte er, dass er eine diesbezügliche Begabung besitzen sollte. Es musste eine vernünftige Erklärung geben.

Seine Nase juckte, und ihm wurde klar, dass sich etwas auf seinem Nasenrücken befand. Er wischte über die Stelle und hatte Schmutz an der Handfläche. Erst da fiel ihm auf, dass alle seine Finger ebenfalls mit Schmutz und Erde überzogen waren.

Wann war *das* geschehen? Er war nicht auf dem Hof gewesen, und aufs Feld war er seit einer Weile nicht hinausgegangen. Da-

für hatte er sich viel zu viele Sorgen um seinen Bruder gemacht.

War er beim Reiten gestürzt? Das würde die jüngste Erinnerungslücke und den Schmutz erklären.

»Was ist hier los?«, murmelte er. Sein Leben war immer normal verlaufen, oft sogar eintönig. Und nun war plötzlich alles auf den Kopf gestellt. Diese Gedächtnislücken, Uldyssians missliche Lage, der uralte Stein ...

Der *Stein*!

Mendeln glaubte nicht an Zufälle. Erst nachdem er das Artefakt berührt hatte, war es zu diesen Aussetzern gekommen. Offenbar wirkte es sich in einer Weise auf ihn aus, die er nicht verstand.

Oh, auch Mendeln hatte in seiner Kindheit Geschichten über magische Orte und ebensolche Kreaturen gehört, doch das waren eben genau das gewesen: *Geschichten*.

Er überlegte, warum ausgerechnet der Mord an dem Akolyten einen so starken Eindruck bei ihm hinterließ. Und die mögliche Antwort, die er fand, entsetzte ihn so stark, dass er erbleichte.

Nein ... nein, das kann nicht sein!

Oder war der Grund dafür, dass er den Mord sah ... ihn aus dieser Perspektive sah ... etwa doch der, dass *er selbst* in irgendeiner Weise damit zu tun hatte?

Doch während er sich seinem Schrecken hingab, gewann die Vernunft allmählich wieder die Oberhand. Es war unmöglich – es konnte nicht sein. Er war die ganze Zeit über, als sich die Morde ereigneten, mit Achilios unterwegs gewesen. Also trug er keine Schuld an diesen schändlichen Geschehnissen – so wenig wie Uldyssian.

Das erklärte aber nicht Schmutz und Erde an seinen Händen und auch nicht die immer größeren Gedächtnislücken. Sie vor

allem machten Mendeln Angst.

Wieder dachte er an seinen inhaftierten Bruder. Das Bild von Uldyssian in seiner Zelle gab Mendeln neue Kraft. Mit seinen eigenen Problemen konnte er sich immer noch beschäftigen, wenn es die Zeit erlaubte. Wichtig war im Moment nur, dass sein älterer Bruder nicht länger als unbedingt nötig eingekerkert blieb.

Mendeln straffte seine Schultern und machte sich auf den Weg zurück nach Seram. Dabei wischte er sich sorgfältig die Hände ab, bis kein Schmutz mehr an ihnen haftete. Vielleicht hatte dieser Schmutz nichts zu bedeuten, doch er wollte kein Risiko eingehen. Zu viele beunruhigende Dinge spielten sich bereits ab, und ein wenig harmloser Dreck an seinen Fingern konnte leicht auf eine neue Schreckenstat hinweisen. Und wenn er selbst eines Verbrechens beschuldigt würde, könnte er seinem Bruder nicht mehr helfen und zur Seite stehen ...

Mendeln schnaubte ob seiner törichten Gedankengänge. Welches Verbrechen sollte man ihm schon zur Last legen, nur weil in einer Gegend, wo doch schließlich die meisten Menschen auf dem Felde schufteten, jemand schmutzige Finger vorzuweisen hatte?

Nichtsdestotrotz wischte er sich die Hände auf dem Weiterweg nach Seram immer wieder verstohlen an seiner Kleidung ab.

Zwei Wachen kamen zu Uldyssian, als er gerade in einen sorgenvollen Schlaf zu gleiten begann. Einer der Männer rüttelte an der Zellentür, der andere schloss sie auf.

»Kommt mit«, rief der Größere von beiden, in dem Uldyssian Dorius' Neffen wiedererkannte. »Und macht uns keine Probleme, ja?«

Als Antwort legte der Bauer die Hände auf den Rücken und

drehte sich um, damit die Wachen ihm Fesseln anlegen konnten. Als sie damit fertig waren, führten sie ihn aus der Zelle.

Tiberius wartete an der Tür, die nach draußen führte. Der Hauptmann machte keinen Hehl aus seiner Verärgerung. Doch er verzichtete darauf, Uldyssian den Grund für seine schlechte Laune zu erklären. Der Bauer konnte nur vermuten, dass es für ihn kein gutes Vorzeichen war.

Als er ins Freie trat, erkannte er sofort, dass sich seine Lage tatsächlich drastisch verschlechtert hatte. Er entdeckte den älteren Vertreter der Kathedrale des Lichts und wusste, dass er mehr als nur ein Priester aus der nächstgelegenen Stadt war. Er war der Großinquisitor, einer der höherrangigen Vertreter der Konfession. Und zu allem Übel war der gebieterisch aussehende Mann in der Begleitung von mehreren finster dreinblickenden Wachen.

Serenthia und Achilios standen ebenfalls bei ihm, beide machten bestürzte Gesichter.

Der Priester kam auf ihn zu und taxierte den Bauern herablassend, während er mit viel zu lauter Stimme erklärte: »Uldyssian, Sohn des Diomedes! Du sollst wissen, dass ich Bruder Mikelius bin, Großinquisitor für diese Region des großen und goldenen Propheten! Ich bin hergekommen, um das Ausmaß deiner Schuld zu bestimmen und festzulegen, was erforderlich ist, um deine Seele zu läutern.« Nach einer kurzen Pause fügte er hinzu: »Und das Gleiche werde ich danach bei der Seele desjenigen Ungläubigen wiederholen, der das Grab unseres Gesandten schändete!«

Uldysian erbleichte. Bruder Mikelius ließ keinen Zweifel daran, dass er ein Gerichtsverfahren für überflüssig hielt, und das war nicht das, was Dorius ihm zugesagt hatte!

Ehe er aber dagegen protestieren konnte, wandte sich der

Großinquisitor von ihm ab und dem Dorfvorsteher zu, der einen weit weniger enthusiastischen Eindruck machte, als es Uldyssian lieb sein konnte. »Mit Eurer Erlaubnis, Meister Dorius, werden wir diesen Mann in Eurem Quartier befragen. Selbstverständlich entschuldige ich mich für alle Unannehmlichkeiten! Die Kathedrale verabscheut solche Untersuchungen, aber von Zeit zu Zeit sind sie einfach unvermeidlich. Ihr versteht das sicher.«

»Ich schrieb auch an den Generalprokurator in Kehjan«, erwiderte Dorius, der damit versuchte, die Situation wenigstens zum Teil wieder unter seine Kontrolle zu bringen. »Ich habe von ihm noch keine Antwort erhalten, aber sicher wird er eine angemessenen autorisierte Person schicken ...«

Bruder Mikelius schüttelte den Kopf. »Durch den Propheten – gesegnet sei er – bin *ich* für diese Situation ausreichend autorisiert. Der Generalprokurator wird sich auf mein Wort verlassen ...«

Und nach dem Tonfall des Großinquisitors zu urteilen, dachte Uldyssian, sollen sich Dorius und die anderen auch darauf verlassen – ob es ihnen nun gefällt oder nicht. Der Bauer verzog den Mund. So, wie Bruder Mikelius bislang aufgetreten war, würde er selbst wohl kaum Gelegenheit bekommen, etwas zu seiner Verteidigung vorzubringen. Ganz offenbar wurde von ihm nichts anderes als ein Schuldeingeständnis erwartet.

»Da sind auch noch die Triune zu berücksichtigen«, fügte Dorius hinzu. »Da eines der Opfer zu ihnen gehörte ...«

»Die Kathedrale ist hier, der Tempel nicht. Wenn die Triune zu faul sind, um Gerechtigkeit für ihre Kinder zu erwirken, dann ist das ihre eigene Schuld.«

Bedrückt senkte der Dorfvorsteher den Kopf. Uldyssian vernahm sich einen Fluch. Bruder Mikelius würde sich nicht dreinre-

den lassen.

Der Bauer versuchte sich mit dem Gedanken zu trösten, dass zumindest Lylia nicht in diese Sache hineingezogen worden war. Das hätte er nicht ertragen, hatte sie doch schon mehr als genug unter den beiden Konfessionen gelitten.

Noch während er daran dachte, bemerkte er aus dem Augwinkel etwas Smaragdfarbenes, das ihm nur zu vertraut war. Uldyssian schüttelte entsetzt den Kopf und sah ungewollt in Lylias Richtung.

Bedauerlicherweise tat der Großinquisitor in diesem Moment das Gleiche.

Lylia stand da wie ein Tier, das in eine Falle gelaufen war. Sie schien um die Rückseite des Boar's Head geschlichen zu sein, um herauszufinden, was hier vorging. Zweifellos hatte die Sorge um sein Wohlergehen sie seine Warnung vergessen lassen.

Bruder Mikelius entging es nicht, dass sie nicht aus diesem Dorf war. Das hätte an sich noch nichts zu bedeuten gehabt, doch der Blick, den er ihr zuwarf, deutete auf ein Wiedererkennen hin. Der Großinquisitor zeigte mit dem Finger anklagend auf die Edelfrau. »Du da! Du ...«

Donner rollte über das Dorf hinweg, so laut, dass sich viele der Einwohner und sogar Bruder Mikelius die Ohren zuhielten.

Der Wind frischte jäh auf und heulte wie ein hungriger Wolf. Die Leute wurden von seiner Heftigkeit zurückdrängt. Selbst einigen der Wachen des Inquisitors fiel es nicht leicht, ihre Position zu halten. Lediglich drei Personen schien der Sturm nichts auszumachen: Bruder Mikelius, Lylia und Uldyssian.

Doch der Großinquisitor hatte Mühe, sich nicht von der Stelle zu rühren, und es fiel ihm schwer, seinen Blick von Lylia abzuwenden und wieder auf den Gefangenen zu richten.

Bruder Mikelius' Gesichtsausdruck bot einen erschreckenden Anblick. Er betrachtete den Bauern mit einer Mischung aus Zorn und ... *Angst!*

»Beim Propheten! Was ist ...«

Ein Blitz traf den Mittelpunkt des Dorfs ... und den Großinquisitor!

Ihm blieb nicht einmal mehr die Zeit, einen Schrei auszustoßen. Ein Übelkeit erregender Brandgeruch erfüllte die Luft. Zurück blieben nur verkohlte Überreste. Uldyssian hatte schon die Auswirkungen anderer Blitze erlebt, aber nie etwas von dieser Intensität.

Ein zweiter Blitz schlug dicht neben dem ersten ein, und jemand begann zu schreien. Die Leute stoben in alle Richtungen davon. Der Sturm piffte und heulte weiter durch Seram und riss jeden zu Boden, der sich nicht irgendwo festhielt.

Uldyssian hielt nach Lylia Ausschau, doch von ihr war nichts zu sehen. Unrat flog ihm entgegen, und instinktiv hob er den Arm, um sein Gesicht zu schützen. Erst da bemerkte er, dass er nicht länger gefesselt war. Die Fessel hing locker an einem Handgelenk, und als er daran nur leicht zog, öffnete sie sich, als sei sie nie verschlossen gewesen.

Anstatt sich mit der offensichtlichen Nachlässigkeit der Wachen zu beschäftigen, überlegte Uldyssian lieber, was er als Nächstes tun sollte. Bruder Mikelius' Eskorte nahm ihm die Entscheidung jedoch ab, da die Wachen trotz des Sturms versuchten, den Gefangenen zu erreichen. Drei von ihnen befanden sich schon fast in Waffenreichweite, ein vierter war dicht hinter ihnen.

Als der Vorderste der Gruppe gerade bei Uldyssian anlangte, trug der Sturm eine Holzbank mit sich, die üblicherweise vor der

Taverne stand. Wie gezielt geworfen rammte sie die Wachleute, schmetterte einen von ihnen zu Boden und nahm einen anderen mit sich, während sie vom Sturm getrieben weiterflog.

Ein Stück hinter den Männern tauchte plötzlich Lylia wieder auf, die sich mit einer Hand an der Hausecke der Schmiede festklammerte. Sie winkte ihm zu und bedeutete ihm, zu ihr zu kommen.

Ohne zu zögern lief der verblüffte Bauer zu der Edelfrau. Rings um ihn herum wirbelten die unterschiedlichsten Dinge durch die Luft. Leute eilten in die Häuser. Ein weiterer Blitz schlug ein, diesmal in den Dorfbrunnen, dessen steinerne Umfassung fast vollständig zerbarst.

Trotz all dieser Gefahren erreichte Uldyssian die Edelfrau völlig unversehrt. Von ein paar Strähnen abgesehen, die sich aus ihrem Haar gelöst hatten, schien der Sturm sie unangetastet gelassen zu haben.

Die Sorge um sie war wichtiger als jeder andere Gedanke: »Ly-lia, Ihr müsst irgendwo Schutz suchen ...«

Sie fasste ihn am Arm, doch anstatt sich mit ihm im Eingang der Schmiede unterzustellen, zog sie Uldyssian hinter sich her Richtung Wald. Ihn überraschte, mit welcher Kraft sie das tat. Anstatt sie zurückzuhalten, was nur dazu geführt hätte, sich unnötig lange im Freien aufzuhalten, ließ der Bauer sie gewähren. Sie verließen Seram, und auch wenn Uldyssian wusste, sie es vernünftiger gewesen wäre, in einem Gebäude Schutz zu suchen, versuchte er sich einzureden, irgendwo in der Natur einen vergleichbar sicheren Ort zu finden.

Tatsächlich schien der Sturm umso mehr abzuflauen, je weiter sie in den Wald vordrangen. Immer noch wurde allerlei Gezweig durch die Luft gewirbelt, doch wie durch ein Wunder holten sie

sich nicht einmal kleine Schrammen.

Aus Seram kam inzwischen ein schon vertrautes Getöse. Der Himmel hellte sich auf, als sei die Sonne für einen Moment durch die Wolkendecke gedrungen. Uldyssian wollte einen Blick über die Schulter werfen, doch Lylia zog ihn weiter mit sich.

Donner, als würden tausend Pferde gleichzeitig losgaloppieren, rollte über das Land. Unwillkürlich musste Uldyssian an die Inquisitoren und den glücklosen Bruder Mikelius denken. Nach dem beängstigenden Tod ihres Vorgesetzten würden sich die Wachen gewiss an seine Verfolgung machen, sobald das Wetter aufklarte. Zwar schob Uldyssian das grausame Ende des Mannes auf eine wundersame Laune der Natur – auch wenn er in seinem Leben noch nie einen so bizarren und todbringenden Wetterumschwung erlebt hatte –, doch er zweifelte nicht daran, dass man Bruder Mikelius' Schicksal irgendwie mit ihm in Verbindung bringen und ihm zur Last legen würde, so lächerlich das auch anmuten mochte.

»Lauft weiter!«, rief Lylia ihm zu. »Lauft weiter!«

Doch in ihrer Sorge um ihn achtete die Edelfrau nicht auf den Weg vor ihr. Uldyssian hingegen sah die Mulde unmittelbar vor ihr, noch bevor sie ihren Fuß aufsetzte. Aber war es zu spät, noch eine Warnung zu rufen.

Lylia stürzte.

Ihr Griff um seine Hand löste sich. Ein kurzer Aufschrei kam über ihre Lippen, während sie vorneüber fiel und verkrümmt auf dem Boden landete.

Uldyssian war sofort bei ihr, doch Lylia lag da, die Augen weit geöffnet, jedoch ohne etwas wahrzunehmen.

»Lylia!« Alle Angst vor dem beunruhigenden Sturm und vor den Wachen des Inquisitors war auf der Stelle vergessen. Für den

Bauern zählte nur noch die Frau, die da vor ihm auf dem Waldboden lag.

Zu seiner großen Erleichterung blinzelte sie plötzlich, und ihr Blick wurde wieder klar. Dann sah sie Uldyssian auf eine Weise an, die ihn erröten ließ. Er versuchte, seine Verlegenheit zu überspielen und reichte ihr die Hand. Doch als Lylia aufstehen wollte, stöhnte sie auf, und ihr rechter Knöchel knickte ein.

»Ich glaube ... er könnte verstaucht sein«, brachte sie hervor.
»Könntet Ihr nachsehen?«

Er wollte sich weigern, aber er wusste, dass er sie nicht tatenlos ihren Schmerzen überlassen konnte. Eine Entschuldigung murmelnd schob er das lange Kleid gerade weit genug nach oben, um den Knöchel freizulegen.

Er war blau und schwarz verfärbt und sogar schon leicht angeschwollen. Als er behutsam mit der Hand darüberstrich, zuckte Lylia zusammen.

»Ich muss Euch zu einem Heiler bringen«, erklärte er.

»Nein! Wenn Ihr das tut, werden sie Euch wieder gefangen nehmen! Das kann ich nicht zulassen.«

Uldyssian legte die Stirn in Falten. Was hatte sie erwartet, was letztlich geschehen würde? Er konnte schließlich nicht ewig weglaufen. Hier war sein Zuhause, seine Familie lebte seit Generationen in Seram, vielleicht bereits seit der Gründung des Dorfes. Wichtiger war aber noch, dass es dort Menschen gab, die er nicht einfach zurücklassen konnte, insbesondere Mendeln. Der würde sicherlich dafür bezahlen müssen, wenn man seinen älteren Bruder nicht fand. Und da war Achilios, Uldyssians bester Freund, und vielleicht würde man sogar Serenthia mit hineinziehen.

Auf der anderen Seite stellte sich die Frage, unter welchen Umständen er zurückkehren würde. Die Inquisitoren würden

irgendwann wieder abreisen, aber Tiberius würde es als seine Pflicht betrachten, Uldyssian auf der Stelle wieder ins Gefängnis zu werfen. Hinzu kam, dass weiterhin mit der Ankunft der Friedenswahrer des Tempels zu rechnen war, die über die Morde sicher ihr eigenes Urteil fällen wollten.

Uldyssian kniete da, die Hand gedankenverloren auf Lylias Knöchel gelegt, während er überlegte, wie er weiter vorgehen sollte. Das Schicksal der Edelfrau berührte ihn, aber die Lage wäre ein wenig einfacher gewesen, hätte sie sich nicht auf der Flucht verletzt ...

»Uldyssian ...«

Er nahm keine Notiz von ihr, zu sehr war er in seine Gedanken vertieft. Vielleicht könnte er sie bis zu seinem Hof tragen und sie von dort auf einem Pferd zur nächsten Siedlung schicken. Dort würde ihr die nötige Hilfe angedeihen, und danach könnte sie weiterreisen. Damit wäre wenigstens die Edelfrau außer Gefahr.

Was ihn selbst anging ... nun, das war eine ganz andere ...

»Uldyssian!«

Zwar sprach sie mit leiser Stimme, aber auch drängend. Er sah sich um, da er vermutete, dass man sie entdeckt hatte. Doch es war niemand zu sehen.

»Uldyssian«, wiederholte sie. »Das meine ich nicht. Mein Knöchel – er ... schmerzt nicht mehr.«

Ihr hoffnungsvoller Blick machte ihn umso besorgter. Wenn sie keinen Schmerz mehr spürte, dann musste sie das Gefühl in ihrem Fuß verloren haben, was gewiss kein gutes Zeichen war. Er nahm seine Hand fort, obwohl er sich vor dem fürchtete, was darunter zum Vorschein kommen würde.

Der Knöchel sah jedoch *vollkommen gesund* aus.

»Aber ...« Uldyssian starrte auf die Stellen, die zuvor blau und schwarz geschimmert hatten. Jetzt war davon nichts mehr zu entdecken.

Er schaute Lylia an, deren Blick sein Unbehagen über diese Situation nur noch steigerte, denn in ihren Augen las er Ehrfurcht, unglaubliche Ehrfurcht, beinahe so, als würde sie ihn *verehren*.

»Ihr habt Euch abgewendet«, sprach sie leise. »Aber Ihr habt Eure Hand auf dem Knöchel ruhen lassen. Ich wusste ... ich wusste, Ihr habt ihn nicht berührt, aber mit einem Mal verspürte ich eine ... eine wunderbare Wärme. Und dann verschwand der Schmerz einfach.«

»Das ist unmöglich. Es muss eine vernünftige Erklärung dafür geben. Eine Verletzung heilt nicht einfach so!«

»Ihr habt das getan.«

Zuerst dachte er, er habe sich verhört. Als er dann aber wirklich begriff, was sie zu ihm gesagt hatte, fasste Uldyssian es kaum, dass die Edelfrau etwas Derartiges überhaupt in Erwägung ziehen konnte.

»Ich bin weder ein Magier noch ein Hexer«, beteuerte er verblüfft. »Ihr hattet Euch den Knöchel gar nicht verletzt – das ist die einzig mögliche Erklärung!«

Sie schüttelte den Kopf, und in ihren Augen las er etwas, was ihm eigentlich hätte schmeicheln sollen, ihn aber in Wahrheit nur noch weiter beunruhigte: unerschütterliche Bewunderung.

»Nein, ich weiß, welche Schmerzen ich spürte. Ich weiß, wie ich Eure Hand empfand ... und ich weiß, dass dann aller Schmerz verschwand, als hätte er nie existiert.«

Uldyssian wich einen Schritt zurück. »Aber das war nicht mein Werk!«

Die blonde Frau stand auf und kam näher. Sie bewegte sich

ohne den leisesten Hinweis auf eine Verletzung. »Wer war es dann? Wer sollte dieses Wunder sonst gewirkt haben?«

Das Wort Wunder bescherte ihm eine Gänsehaut. So etwas wollte er nicht hören. »Wir haben keine Zeit für solche Albernheiten!« Er sah zum Himmel, der wieder etwas ruhiger wirkte, zumindest unmittelbar über ihnen. Über Seram hingegen zuckten immer noch Blitze zu Boden. »Das Unwetter ...« Er wusste nicht, wie er dieses absurde Phänomen sonst bezeichnen sollte. »... scheint sich über dem Dorf festgesetzt zu haben. Zum Glück für uns.«

»Ich glaube, mit Glück hat das alles nichts zu tun«, widersprach die Edelfrau leise.

»Womit soll es denn sonst ...« Der Bauer brach mitten im Satz ab und wurde bleich. »Nein, Lylia ... das dürft Ihr nicht mal im Scherz...«

»Aber *seht* Ihr es denn nicht, Uldyssian? Wie passend der Sturm einsetzte! Wie richtig es war, dass der Blitz diesen arroganten Bruder Mikelius erschlug, bevor er Euch für zwei Morde verurteilen konnte, die Ihr gar nicht begangen habt!«

»Aber Ihr behauptet damit doch gleichzeitig, dass ich Kräfte besitze, die *sehr wohl* einen Mann getötet haben! Überlegt doch, was Ihr da sagt, Frau!« Zum ersten Mal wünschte sich Uldyssian, nicht in Lylias Nähe zu sein. Zwar fand er nach wie vor, dass sie eine begehrenswerte Frau war, doch sie musste auch völlig übergeschnappt sein. Vielleicht lag es an dem Druck, den die Pechsträhne ihrer Familie bei ihr ausgelöst hatte und der nun seinen Tribut forderte. Ja, das musste die Erklärung für ihr seltsames Verhalten sein ...

Aber wie ließ sich damit das Verschwinden ihrer Verletzung erklären? Er hielt sich nicht für einen Menschen mit großer Ein-

bildungskraft. Wie sollte sein Verstand dann aber in der Lage sein, ihm eine so überzeugende Täuschung vorzugaukeln?

»Nein!«, entfuhr es dem Bauern. Wenn er solchen Überlegungen nachging, würde er früher oder später noch Lylias absurde Ideen glauben! Und sollte es dazu kommen, wäre es wohl besser, wenn Uldyssian sich selbst den Inquisitoren oder den Wachen auslieferte, ehe er noch jemanden wirklich in Gefahr brachte.

Eine sanfte warme Berührung an der Hand riss ihn aus seinen Gedanken. Lylia stand dicht bei ihm. »Ich *weiß*, Ihr habt mich geheilt, Uldyssian ... und ich glaube, Ihr habt den Sturm und den Blitz herbeigerufen, als wir beides so dringend nötig hatten.«

»Lylia, bitte. Hört Euch doch nur selbst, wie absurd das klingt.«

Ihr makellostes Gesicht füllte fast sein Gesichtsfeld aus, so nah war sie. »Ihr wollt, dass ich das nicht glaube? Dann widerlegt mich.« Die Edelfrau umfasste sanft sein Kinn und drehte seinen Kopf so, dass sein Blick auf Seram gerichtet war. »Es regnet noch immer Blitze, die Gerechtigkeit und Vergeltung üben. Der Himmel schreit noch immer seine Wut über die falschen Anschuldigungen hinaus. Der Sturm übertönt mit seinem Heulen die Mutmaßungen all derer, die über Euch richten wollten, obwohl *sie selbst* schuldig sind!«

»Hört auf, Lylia!«

Doch das wollte sie nicht. Mit trotziger Stimme erklärte sie: »Widerlegt mich, mein lieber Uldyssian! Konzentriert Euren ganzen Willen darauf, dass das Unwetter aufhört – nein, dass der Himmel sogar wieder aufklart –, und wenn das nicht geschieht, werde ich gerne zugeben, mich geirrt zu haben. Unverzüglich werde ich das zugeben.«

Uldyssian konnte nicht fassen, wie verblendet Lylia war, dass sie sich auch vorstellen konnte, das von ihr Vorgeschlagene sei in irgendeiner Weise möglich. Doch wenn es der volle Ernst der Edelfrau war, dann war es einfach, sie auf den Boden der Tatsachen zurückzuholen.

Ohne ein weiteres Wort schaute der Bauer zu dem Unwetter. Zwar hätte er einfach nur so tun müssen, als würde er sich darauf konzentrieren, doch das wäre ihm wie ein Verrat an seiner Gefährtin erschienen – auch wenn es am Ergebnis letztlich nichts geändert hätte.

Also kniff der Sohn des Diomedes die Augen leicht zusammen und konzentrierte sich mit allem gebotenen Ernst. Er wünschte sich mit Nachdruck, das heftige Unwetter möge aufhören und dass die Wolken fortzögen. Er gab sein Bestes – auch wenn er es eigentlich nur Lylia zum Gefallen tat.

Und es überraschte ihn nicht, als alles so blieb, wie es war.

Davon überzeugt, Lylas Vorstellung soweit entgegengekommen zu sein, wie es nur möglich für ihn war, wandte er sich ihr erschöpft wieder zu. Er rechnete damit, dass die Edelfrau enttäuscht sein würde. Stattdessen hatte sie eine geduldige Miene aufgesetzt.

»Ich tat, worum Ihr mich gebeten habt, und Ihr seht, was geschehen ist ... oder *nicht* geschehen ist«, sagte er mit sanfter Stimme. »Nun lasst mich Euch von hier fortbringen, Lylia. Wir müssen einen Ort finden, an dem Ihr ... an dem *wir* uns ausruhen und unsere Gedanken ordnen können.«

Anstatt ihm zuzustimmen, schaute sie weiter erwartungsvoll an ihm vorbei.

Uldyssians Geduld fand nun ihr Ende. Lylia hatte sein Herz in dem Moment erobert, als er sie zum ersten Mal sah. Aber ihre

Wahnvorstellungen konnte er nicht länger hinnehmen – zu ihrem eigenen Wohl. »Lylia, Ihr müsst Euch zusammenreißen! Ich tat, worum Ihr mich gebeten habt, und ...«

»Und es ist geschehen«, murmelte sie. Ihr Gesicht machte atermals keinen Hehl aus ihrer Bewunderung. Sie legte die Hände auf seine Arme, dann drehte sie ihn so, dass er das Dorf sehen konnte.

Uldyssian verstummte und stand offenen Mundes da.

Über Seram schien wieder die Sonne.

Der Große Tempel der Triune lag zwei Tagesritte südlich von Kehjan und war ein ausladendes, dreieckiges Bauwerk mit hohen Türmen, je einer an jeder Spitze. Diese Türme selbst wiesen drei Seiten auf und waren dazu noch von oben bis unten mit dreieckigen Fenstern versehen.

Überhaupt orientierte sich fast alles in dem Gebäude an der Zahl Drei. Um den Eingang zu erreichen, der nach Kehjan hin ausgerichtet war, mussten Pilger drei Etagen zu je dreiunddreißig Stufen überwinden. Der Eingang selbst bestand aus drei großen – natürlich ebenfalls dreieckigen – Bronzetüren, durch die die Gläubigen in die weitläufige Empfangshalle gelangten.

Selbstredend wurden die Gläubigen hier von den prachtvollen Bildnissen der drei lenkenden Geister empfangen. Bala der Schöpfer stand hoch aufragend zur Linken, seine geschlechtslose Gestalt war in ein Gewand des Ordens gehüllt. In seinen Händen hielt Bala einen mystischen Hammer sowie einen Sack, über den die Kleriker predigten, dass sich darin die Saat des Lebens befände. Sowohl die Natur als auch die architektonischen Leistungen der Menschheit standen unter den Schutz dieses Geistes.

Dialon befand sich zur Rechten, eine Marmorstatue, die der

ersten ähnelte, sie aber hielt die Gesetzestafeln an ihre Brust gepresst. Dialon schenkte der Menschheit Entschlusskraft, und die Tafeln lehrten, wie man Glückseligkeit erlangen konnte. So wie Bala trug auch Dialon die Farben, die man mit jenen verband, die den Prinzipien der Entschlossenheit folgten.

In der Mitte stand Mefis, der seine leeren Hände so hielt, als würde er das zerbrechlichste Kind umfassen, das man sich vorstellen konnte. Ohne Liebe konnten Schöpfung und Entschlossenheit nicht aufblühen. So verkündete es der Hohepriester – der Primus –, von dem manche sagten, er müsse die Frucht von Mefis sein, da er sich sosehr um seine Schäfchen kümmerte.

Unter jeder dieser gigantischen Statuen führte eine weitere Bronzetür zu den großen Sälen der verschiedenen Orden. Pilger und Novizen, die einen davon den anderen vorzogen, konnten diese Portale durchschreiten und den Worten des jeweiligen Hohepriesters lauschen. Friedenswahrer – Wächter in Leder, die eine Kapuze trugen und auf deren Brust die Symbole aller drei Orden prangten – halfen Neuankömmlingen bei der Wahl der Tür. In jedem dieser Säle fanden mehrere hundert Gläubige zur gleichen Zeit Platz zum Gebet.

Wenn der Primus selbst auftrat, glitten die Wände – die wie Stein aussahen, aber aus Holz gefertigt waren – zwischen den Sälen zurück, sodass ein einziger Saal entstand und alle sich an der Anwesenheit des obersten Priesters erfreuen konnten. Auf einem erhöhten Podest verkündete der Führer der Triune dann das Wort der *Drei*.

Heute kamen die Gläubigen jedoch nur her, um ihre eigenen Gebete zu sprechen, da sich der Primus mit seinen drei engsten Vertrauten beriet – den Hohepriestern eines jeden Ordens. Der Wichtigste von ihnen war der große, athletische Malic, zugleich

auch der Älteste in diesem Rang. Er war von einem eifrigen Akolyten in diese ehrbare Rolle gewachsen, da er Entschlossenheit, schöpferisches Denken und Hingabe seinem gegenüber Herrn bewiesen hatte.

Die anderen beiden wussten, dass er die rechte Hand des Primus war.

Das Privatgemach, in dem sie zusammenkamen, war recht klein und so gut wie leer. Das einzige Möbelstück war der stattliche Sessel des Primus. Die Rückenlehne reichte bis weit über seinen Kopf und zeigte das übliche Dreieckssymbol der Konfession. Zwei Fackeln, in Wandnischen eingelassen, sorgten für etwas Licht in dem ovalen Raum – auch wenn es außer dem Mann auf dem Sessel wenig zu sehen gab.

Der Primus sah auf seine drei Vertrauten herab, während er leise die nur für ihre Ohren bestimmten Worte sprach. Die Anwesenden waren in die intimsten Geheimnisse des Ordens eingeweiht, die sonst niemandem bekannt waren.

Die Stimme des obersten Priesters war reinste Musik. Sein Gesicht hätte aus Marmor gehauen sein können, so makellos wirkte es. Er hatte langes wallendes Haar und einen kurzen gepflegten Bart, beides silbergrau. Seine Gesichtszüge waren kantig, die Augen so grün wie ein glühender Smaragd. Der Priester war größer und wirkte stärker als die meisten Männer, doch im Widerspruch zu seinem gebieterischen Erscheinungsbild bewegte er sich in der Öffentlichkeit stets mit bescheidener Zurückhaltung und vollkommener Selbstkontrolle.

Nur Malic, der verstohlen aufblickte, bemerkte das ungewohnte, leichte Zittern. Der Hohepriester des Ordens von Mefis nahm diese Beobachtung mit Sorge zur Kenntnis, die er aber für sich behielt. Dennoch blieb genau diese Sorge dem Primus nicht ver-

borgen. Der geliebte Führer der Triune bekam sich wieder in den Griff und entließ die anderen mit einer knappen Geste. Der schnauzbärtige Malic machte seine Begleiter rasch darauf aufmerksam, indem er sie anstieß. Mit gesenktem Haupt zogen sich die drei Priester daraufhin eilends zurück.

Der Primus saß stumm da, den Blick in die Leere gerichtet. Die Flammen der Fackeln begannen mit einem Mal heftig zu lodern, so als wäre ein heftiger Windstoß durch den Raum gegangen.

Als sie sich wieder beruhigt hatten, veränderte sich der milde Ausdruck des Primus, bis nichts Frommes mehr daran war. Wer ihn in diesem Moment gesehen hätte, wäre wohl eher zum gegenteiligen Eindruck gekommen ... und hätte um seine Seele gebangt.

»Westlich der Stadt!«, zischte der Primus scheinbar unzusammenhängend und mit einer Stimme, die besser zu einer Schlange als zu einem menschlichen Wesen gepasst hätte.
»Westlich der Stadt ...«

FÜNF

Als das Chaos über Seram hereinbrach, dachte Achilios zuerst nicht an sich, auch nicht an Uldyssian, sondern an Serenthia, die sich wie so viele andere unter freiem Himmel aufhielt. Der Jäger wich einem umherwirbelnden Wagenrad ebenso aus wie den mutmaßlichen Überresten einer Vogelscheuche, die auf ihn zu-flog, als er zu Cyrus' Tochter eilte.

Von weitem hörte er einen Ruf. Achilios sah, dass der Kaufmann auch zu Serenthia lief, aber da der Jäger näher bei ihr war, nahm sie von ihrem Vater keine Notiz und hörte ihn auch nicht.

In diesem Augenblick riss der Sturm ein großes Stück aus dem Dach des Wachgebäudes, ließ es einen Moment lang wie einen riesigen schwarzen Vogel im Todeskampf in der Luft verharren ... und dann mit der Präzision eines Henkerbeils auf den ahnungslosen Cyrus herabstürzen.

Achilios rief ihm eine Warnung zu, doch der Sturm machte es auch diesmal unmöglich, gehört zu werden. Eine Gänsehaut lief ihm über den Rücken, und der Jäger wusste, dass ihm nur eine Wahl blieb.

Sobald er konnte, machte er einen Satz auf Serenthia zu und packte sie in der Weise, wie er es mit einem Tier getan hätte, das versuchte, aus einer seiner Fallen zu entkommen. Der Jäger scherte sich nicht darum, ob sein Verhalten unziemlich war oder nicht. Für ihn zählte nur, dass die Tochter des Kaufmanns nicht mit ansehen musste, welch entsetzliche Szene sich da anbahnte. Für Cyrus wäre jeder Rettungsversuch zu spät gekommen, da der einfach zu weit von ihm entfernt stand.

Auch wenn es ihm gelang, Serenthia den Blick zu versperren, wurde doch er selbst Zeuge jener Tragödie, die er mit einer makabren Faszination verfolgte. Die Wucht, mit der das Dachtrümmerstück Cyrus von hinten traf, war so gewaltig, dass es keine Hoffnung auf ein Überleben des Mannes gab. Die scharfe Kante durchtrennte mühelos Knochen und Fleisch. Auch wenn er wegen des Sturms nichts hören konnte, wusste der erfahrene Jäger genau, wie Cyrus' schaurige Enthauptung wohl geklungen hätte.

Die restlichen Trümmer stürzten einen Moment später auf den brutal verstümmelten Leichnam und bedeckten ihn gnädig. In diesem Augenblick befreite sich Serenthia aus seinem Griff und sah Achilios überrascht an ... und vielleicht auch ein wenig verlegen, wenn ihre geröteten Wangen richtig zu deuten waren. Mit einem Mal fühlte Achilios sich beklommen, und das nicht nur, weil er das Ende ihres Vaters mit angesehen hatte.

»Lass mich bitte aufstehen«, rief sie. Dennoch war ihre Stimme kaum zu verstehen. »Hast du Uldyssian gesehen?«

Der Jäger fühlte sich noch unbehaglicher. Ohne etwas von Cyrus' tragischem Ende zu wissen, galt ihr erster Gedanke natürlich Uldyssian, keinem anderen. Und schon gar nicht Achilios.

Immerhin verschaffte ihm ihre Sorge um den Bauern einen kurzen Aufschub, ehe er ihr offenbaren musste, was gerade geschehen war. Jetzt war nicht der rechte Augenblick, um sie einzuweihen. Zudem bestand die Gefahr, dass sie inmitten des Sturms versuchen würde, ihren Vater von den Trümmern zu befreien, und das hätte womöglich auch ihr Ende bedeutet.

»Ich sah ihn zum Hufschmied laufen!«, schrie er schließlich, um ihre Frage zu beantworten. Trotz seiner kräftigen Lunge war seine Stimme dem Tosen der Winde nicht gewachsen, und er musste seine Erwiderung erst wiederholen, ehe sie ihn verstand.

Dann half er ihr auf die Beine, achtete aber darauf, dass ihr der grausame Anblick erspart blieb. »Halt meine Hand fest, sonst wirst du weggeweht!«

Erleichtert stellte er fest, dass Serenthia sich ohne zu fragen fügte. Achilios zog sie mit sich in die Richtung, in der er seinen Freund zuletzt gesehen hatte. Der Sturm traf ihn mit der gleichen Wucht wie ein wütender Eber. Der Jäger wusste nicht, was sie tun sollten, falls sie tatsächlich auf Uldyssian trafen. Eigentlich war er noch immer ein Gefangener, in dem manche einen möglichen Mörder sahen. Daher wäre es Achilios' Pflicht gewesen, entweder seinen Freund zur Rückkehr zu bewegen, damit ein gerechtes Urteil gefällt werden konnte, oder aber ihn notfalls dazu zu zwingen, sollte er aus freien Stücken nicht dazu bereit sein. Doch der Jäger hatte schon oft genug erlebt, wie Gerechtigkeit ausgelegt wurde, und der Gedanke, Uldyssian den Inquisitoren oder Tiberius zu übergeben, war für ihn schlicht unvorstellbar.

Fast ebenso schwer wog der Gedanke, dass er sich jeglicher Chancen bei Serenthia beraubt hätte, sollte er Uldyssian nach Seram zurückbringen, damit er vor Gericht gestellt werden konnte.

Sie liefen bis zum Dorfrand, während die anderen ihnen entgegenkamen. Bretter lösten sich von vereinzelt Gebäuden und wurden so wie alles andere durch die Luft gewirbelt. Ein Wassereimer kam aus dem Dorf geflogen und traf einen von Tiberius' Männern gegen die Brust, woraufhin er zu Boden ging. Achilios wollte nach der reglosen Wache sehen, herausfinden, ob sie noch lebte, aber er fürchtete, dadurch Serenthia unnötig in Gefahr zu bringen.

Erleichtert darüber, dass ihnen nichts geschehen war, eilten er

und Serenthia in den Wald. Seine geschärften Sinne nahmen sofort den Unterschied zwischen dem dortigen Wetter und dem Sturm über dem Dorf wahr. Es war fast so, als hätte er hinter sich eine Tür geschlossen. Die Blätter raschelten kaum, und das Heulen des Windes war so gut wie nicht mehr zu hören.

Dennoch hastete der Jäger mit der jungen Frau weiter, bis sie weit genug vom Dorfrand entfernt waren. Erst dann blieb Achilios bei einer gewaltigen Eiche stehen, und selbst das tat er mehr aus Rücksicht auf seine Begleiterin und weniger aus Notwendigkeit.

»Geht es dir gut?«, fragte er sie sofort.

Serenthia nickte lediglich, da sie immer noch mühsam atmete. Ihr Blick wanderte suchend durch den Wald.

»Wir werden ihn schon finden, Serry«, sagte er. Nach der Flucht aus dem Chaos fühlte er sich reichlich erschöpft. Doch dann erinnerte er sich an Cyrus und wurde von Schuldgefühlen übermannt.

»Ich frage mich, ob ...«, begann die Tochter des Kaufmanns, hielt aber abrupt inne, da es mit plötzlich überraschend ruhig wurde.

Die beiden schauten in Richtung Seram und erkannten, dass keine Blitze mehr auf das Dorf niedergingen. Auch hatte der Sturm fast vollständig aufgehört. Abgesehen von der Wolkendecke, die aufzureißen begann, war das Erstaunlichste an allem die *Sonne*, die offenbar durch die entstehenden Lücken drang.

»Ein Wunder!«, flüsterte Serenthia. Achilios hingegen wurde von einer eigenartigen Furcht erfasst, einer Furcht, die er zuvor nur ein einziges Mal verspürt hatte – als er den alten Stein berührte.

Serenthia wollte nach Seram zurückkehren, doch der Jäger zog

sie hinter sich her tiefer in den Wald. »Uldyssian!«, erinnerte er sie, auch wenn der Bauer jetzt nicht mehr der einzige Grund war, das Dorf hinter sich zu lassen. »Hier entlang, in Ordnung?«

Sie nickte und blickte nun wieder entschlossen drein. Achilios wünschte, sie hätte einmal seinetwegen so viel Zuversicht gezeigt.

Auch wenn er wusste, dass er Uldyssian in dieser Richtung in den Wald hatte laufen sehen, erwies sich das Aufspüren seines Freundes als weit schwieriger als erwartet. Der Mann hatte so gut wie keine brauchbare Spur hinterlassen, und der Jäger musste fast die Hälfte der Zeit raten, wohin sie sich wenden mussten. Offenbar war der Bauer in der Lage, sich bedachtsamer durch den Wald zu bewegen als jedes Tier, das hier zu Hause war. Wäre da nicht Achilios besonderes Gespür gewesen – ein Gespür, das er noch nie einem anderen gegenüber erwähnt hatte und das ihm stets einen Vorteil verschaffte, wenn er eine Fährte suchte –, dann hätte er längst nicht mehr gewusst, wohin Uldyssian gelaufen war.

Dieses Gespür, das Achilios wissen ließ, welche Spur die richtige war, verriet ihm zugleich, dass Uldyssian nicht allein unterwegs war. Es war keine ihm bekannte Fährte, doch nach der schwachen Ausprägung zu urteilen, konnte es sich um die Edelfrau handeln.

Um wen auch sonst? Was immer es war, das Uldyssian nahezu perfekt tarnte, schloss auch sie mit ein. Im Grunde war ihre Spur sogar noch schwieriger zu erkennen als seine.

Unwillkürlich musste Achilios wieder an den Stein denken. Seit er ihn entdeckt hatte, ereigneten sich seltsame und beunruhigende Dinge, von denen einige seiner Ansicht nach eindeutig wider die Natur waren. Achilios dachte an die Symbole und frag-

te sich, ob es Mendeln wohl gelingen würde, sie zu enträtseln. Mendeln war klug, vielleicht würde er den verheerenden Sturm erklären können und auch ...

Der Jäger blieb so unvermittelt stehen, dass Serenthia gegen ihn prallte. Er drehte sich um und sah in die Richtung, aus der sie gekommen waren.

Sie glaubte, jemand sei hinter ihnen, und blickte sich ebenfalls zurück. »Was ist?«

»Nichts ...« Er zog sie wieder hinter sich her. Achilios konnte nicht wegen Mendeln umkehren. Uldyssians Bruder musste selbst auf sich aufpassen. Ganz bestimmt war er in Sicherheit. Der Bogenschütze konnte sich jedoch nicht daran erinnern, ihn irgendwo gesehen zu haben, als Uldyssian zu Bruder Mikelius gebracht wurde.

Er kann sich selbst beschützen, versuchte Achilios sich zu beruhigen. Mendeln ist klug. Ich muss mich um Serry kümmern. Ich muss einen Weg finden, wie ich ihr vom Schicksal ihres Vaters berichten kann ... vielleicht, wenn wir Uldyssian gefunden haben ... vielleicht dann ... ja, Mendeln wird schon wohlauf sein ...

Je länger er es sich einredete, desto mehr glaubte er es selbst.

Mendeln hatte den Dorfrand in dem Moment erreicht, als der Himmel den Einwohnern von Seram den Krieg erklärte. Anders als die meisten Menschen war er einfach stehen geblieben und hatte fasziniert beobachtet, wie sich die Natur alles andere als natürlich verhielt. Ein Wetter, wie es sich vor ihm zusammenbraute, war einfach nicht möglich. Ein Sturm schlug nicht ohne Vorwarnung zu, und er tobte nicht mit der Gewalt eines Tornados durch ein Dorf, nur um an dessen Grenze wieder all seine Kraft zu verlieren.

Erst als das Phänomen so abrupt endete, wie es begonnen hatte, erwachte Mendeln aus seiner vorübergehenden Erstarrung und eilte ins Dorf. Das Zentrum von Seram war massiv verwüstet worden, und etliche Menschen lagen reglos am Boden.

Allmählich begann Mendeln zu erfassen, was für eine Naturgewalt hier gewütet hatte ... und gleichzeitig wurde ihm klar, dass sie zu einem für Uldyssian sehr vorteilhaften Moment eingesetzt hatte.

Letzteres wurde aus Mendelns Sicht noch untermauert, als er an einem verkohlten Leichnam vorbeikam, von dem er aus einem unerklärlichen Grund wusste, dass es sich um die Überreste eines hochrangigen Klerikers der Kathedrale des Lichts handelte, eines Großinquisitors. Der fürchterliche Blitz hatte nur wenig von ihm übrig gelassen, und der davon ausgehende Gestank hätte Mendeln eigentlich zum Rückzug veranlassen müssen. Doch eine morbide Faszination ließ den jüngeren Sohn des Diomedes weiter auf den Leichnam zuhalten.

Als er jedoch nur noch eine Armlänge davon entfernt war, schlug ihm eine Art Emotion entgegen, die ihn mit der gleichen Wucht traf wie ein Fausthieb. Mendeln taumelte rückwärts, während es ihm so vorkam, als *schreie* jemand mit aller Kraft nach ihm. Er wich noch ein paar Schritte weiter nach hinten und wollte plötzlich unter keinen Umständen mehr in der Nähe dieser verkohlten Leiche bleiben.

Dann rief plötzlich jemand hinter ihm: »*Wo ist sie? Ich kann sie nicht finden ... ich kann sie nicht finden ...*«

Er drehte sich nach der Stimme um – doch da stand niemand. Stirnrunzelnd gab er es auf und suchte stattdessen nach seinem Bruder.

»*Guter Mendeln! Hast du sie gesehen? Hast du meine Tochter*

gesehen?»

Aus dem Augenwinkel sah er jemanden neben dem großen Trümmerstück eines Daches stehen, das auf dem Boden gelandet war. Doch als er sich umdrehte, schien die Gestalt zu verschwinden ... oder aber sie war nie dort gewesen.

Wie dem auch sein mochte, er hatte das Gefühl, sie erkannt zu haben. »Meister Cyrus?«, rief er zögerlich. »Meister Cyrus?«

Er erhielt keine Antwort, aber einmal mehr verspürte er einen inneren Zwang, der ihn diesmal zu den Trümmern des Daches führte. Als er näherkam, nahm er wahr, dass sich jemand darunter befand, also bückte er sich und zerrte an den Bruchstücken. Das Holz war noch um einiges schwerer, als er es ohnehin erwartet hatte. Doch indem er sich mit seinem eigenen Gewicht und seiner Muskelkraft dagegenstemmte, gelang es ihm, einige Fortschritte zu erzielen. Und ganz allmählich kam zum Vorschein, was darunter verschüttet lag ...

Mendeln stieß einen erstickten Schrei und ließ die Trümmer los. Er schüttelte den Kopf, und ein Entsetzen drohte ihn mit einer Macht zu überwältigen, wie er es seit dem Tod seiner Eltern und Geschwister nicht mehr erfahren hatte.

Doch im gleichen Augenblick hörte er die bereits vertraute Stimme fragen: »*Wo ist sie? Wo ist meine ... Serenthia?*«

Erst da erkannte Mendeln, dass die Worte nur in seinem Kopf erklangen. Am ganzen Körper zitternd wich er zurück.

Eine scharfe Spitze bohrte sich überraschend in sein Kreuz, und als er sich umdrehte, wurde er brutal von mehr als einem Paar kräftiger Hände gepackt.

Das garstige Gesicht einer Wache des Inquisitors kam ihm so nah, dass es nur ein paar Zoll entfernt war. »Du!«, brüllte der Mann ihn an. »Bist du verwandt mit dem Ketzer und Mörder

Uldyssian ul-Diomed? Gib es lieber zu! Jemand hat dich bereits als dessen Bruder identifiziert!«

Noch während er zu begreifen versuchte, was sich kurz zuvor abgespielt hatte, nickte Mendeln stumm. Unglücklicherweise war das für die Männer das Signal, ihn durch das Dorf zu einer Gruppe von Bürgern zu schleifen, die nachdenklich bei vier weiteren Schergen des Inquisitors standen, von denen sie bewacht wurden. Mendeln schätzte die Gruppe auf gut zwanzig Personen. Sie erinnerten ihn mit ihren großen Augen und ihrem ganzen Verhalten an eine Herde Lämmer, die auf dem Weg zur Schlachtbank war.

Dorius stand da und stritt mit einem der Diener der Kathedrale. Von Tiberius war nichts zu sehen. Nur ein paar seiner Leute hielten sich bei Dorius auf, wirkten aber unschlüssig, ob sie etwas unternehmen sollten – und was sie tun könnten.

»Aber Ihr habt kein Recht, diese guten Menschen festzuhalten«, beharrte der Dorfvorsteher.

»Unter der Autorität, die wir durch die unterzeichneten Abkommen zwischen Kehjan und der Kathedrale besitzen, haben wir *jedes* Recht zu tun, was immer wir für erforderlich erachten«, erwiderte der Wachmann herablassend. An Tiberius' Männer gewandt sagte er: »Selbst euer Hauptmann untersteht damit uns! Ihr werdet alle Befehle der Kathedrale ausführen, und euer erster Befehl lautet, euren Dorfvorsteher in sein Quartier zu bringen und dafür zu sorgen, dass er dort bleibt.«

Eine der Wachen streckte zögerlich eine Hand nach Dorius aus. »Was sollen wir ...«

»Ich rühre mich nicht von der Stelle«, erklärte Dorius.

»Wenn Ihr Euch weigert, bleibt mir keine andere Wahl, als meine Leute anzuweisen, sich mit Euch zu befassen ... und an-

schließend mit Euren Männern.«

Der Dorfvorsteher schaute erst die furchterregenden Krieger des Inquisitors an, dann die Wachen des Dorfes. Schließlich schüttelte er den Kopf, wandte sich ab und ließ sich widerstandslos zu seinem Haus führen.

Nach Dorius' Rückzug und durch Tiberius' Abwesenheit – Mendeln vermutete inzwischen, dass der Hauptmann dem Sturm zum Opfer gefallen war – lag Mendelns Schicksal und das der übrigen hier zusammengetriebenen Männer ganz allein in den Händen der Schergen des Inquisitors. Zwar teilte Mendeln nicht den Hass seines Bruders auf die Konfession, doch in diesem Moment konnte er sich kein schlimmeres Schicksal für einen Unschuldigen vorstellen als das, das ihn nun erwartete. Die Krieger würden das Unwetter für die Folge eines Zaubers halten, ein Gedanke, den nicht einmal Mendeln ausschließen konnte. Eine vernünftige Erklärung ließ sich dafür jedenfalls kaum finden.

»Stell dich in den Kreis«, knurrte ihn einer der Bewaffneten an, die ihn hergebracht hatten.

Mendeln stolperte auf die Gruppe zu, doch diejenigen, die ihm am nächsten standen, pressten sich ängstlich gegen die hinter ihnen Stehenden. Sogar die, die ihn von Kindheit an kannten, starrten ihn plötzlich an, als sei er ein Aussätziger. Oder besser gesagt: der *Bruder* eines Aussätzigen.

»Das ist er«, sagte der Wachmann, der ihm eben einen Schubs versetzt hatte.

Mendeln drehte sich zu einem Schergen der Inquisition um, der zwar ein paar Zoll kleiner war als er, ihn aber dennoch herablassend anblickte. Das breite, grobschlächtige Gesicht hätte besser zu einem Dieb gepasst als zu einem Vertreter eines heiligen Ordens.

»Du bist also der Bruder des Ketzers und Hexenmeisters?«, fragte ihn der Mann in einem Tonfall, der jede Antwort überflüssig machte. »Wo ist Uldyssian ul-Diomed? Antworte sofort, dann bleibt dir vielleicht sein Schicksal erspart!«

»Uldyssian hat nichts Unrechtes getan!«

»Seine Schuld ist erwiesen, seine Beherrschung der dunklen Künste steht außer Frage. Seine Seele ist verloren, doch deiner könnte noch Absolution erteilt werden. Du musst uns nur verraten, wo er ist.«

Die Worte klangen in Mendelns Ohren absurd, doch der Wachmann schien sie selbst zu glauben. Obwohl er wusste, dass damit das Urteil über sein weiteres Schicksal fällte, schüttelte Mendeln nachdrücklich den Kopf.

»Dann werden wir mit dir beginnen ... und die anderen hier, von denen bekannt ist, dass sie sich mit dem Ketzer abgegeben haben, werden an deinem Beispiel hoffentlich Vernunft lernen!«

So plötzlich, wie sie ihn in die Gruppe gestoßen hatten, zerrten die Wachen Mendeln auch wieder heraus und brachten ihn auf einen freien Platz. Dort zwang man ihn auf die Knie, während der Anführer der Wache zu seinem Pferd ging und eine lange, geflochtene Peitsche vom Sattel löste. Er zog die Schleife ab und entrollte die Peitsche zu ihrer ganzen Länge, dann testete er sie einmal. Ihr Knallen erschütterte Mendeln mehr als der lauteste Donner.

Mit entschlossener Miene kehrte die Wache zurück zu Mendeln, der die Augen zusammenkniff und sich auf den Schmerz gefasst machte.

Es war Zufall, nichts anderes. Reiner Zufall ...

Doch während Uldyssian in Richtung Seram schaute, nagte

beharrlicher Zweifel an ihm. Er musste daran denken, wie übel Lylia's Knöchel ausgesehen hatte ... und Augenblicke später war er völlig makellos gewesen. Und da war dieser verheerende Sturm, der genau in dem Moment einsetzte, als Bruder Mikelius ihn hatte verurteilen wollen. Wie standen die Chancen, dass ein Blitz so perfekt sein Ziel traf?

Ein Zufall!», sagte er sich sofort wieder. Nichts weiter!

Doch nicht einmal er war davon wirklich überzeugt. Er stand immer noch da und konnte sich nicht entscheiden, was er tun sollte. Überraschend tauchte ein Gesicht vor seinem geistigen Auge auf, ein Gesicht, das er so gut kannte wie sein eigenes.

Mendeln! Mit dessen Bildnis ging das Gefühl einher, dass ihm etwas Schreckliches drohte. Ein stummer Aufschrei kam über Uldyssians Lippen, der wieder gen Seram schaute.

»Uldyssian?«, fragte Lylia. »Was ist los?«

»Mein Bruder! Mendeln ...«, war alles, was er herausbringen konnte. Das Verlangen, ins Dorf zurückzukehren, bevor Mendeln etwas Schreckliches zustieß, wurde übermächtig. Uldyssian überlegte nicht, woher er wissen konnte, dass sein Bruder in Gefahr war. In diesem Moment zählte nur, Mendeln vor Schaden zu bewahren, auch wenn es bedeutete, dass er wieder in Gefangenschaft geriet.

Ohne Vorwarnung tauchten zwei Gestalten vor ihm auf, und Uldyssian machte sich bereits auf einen Kampf gefasst, doch dann erkannte er Achilios und Serenthia.

»Uldyssian!«, rief sie. »Dem Himmel sei Dank, dass es dir gut geht!«

Auch der Bogenschütze wollte etwas sagen, doch so froh Uldyssian auch war, die beiden zu sehen, hatte er für sie jetzt keine Zeit. Er spürte, dass Eile geboten war, und so stürmte er ohne ein

Wort an dem Paar vorbei. Jeder Schlag seines Herzens war wie ein Aufschrei, der ihn zur Eile antrieb.

Der Dorfrand kam in Sicht, Uldyssian begann wieder zu hoffen. Aber dann hörte er das Echo eines peitschenden Knalls, der einen heftigen Schmerz durch sein Herz jagte. Mit zusammengebissenen Zähnen und mit keuchendem Atem stürmte er gen Seram.

Was er dann sah, erfüllte ihn mit Wut und Abscheu. Zahlreiche Dorfbewohner hatte man wie Vieh zusammengetrieben, ihre Gesichter verrieten Angst und Verwirrung. Finster dreinblickende Schergen des Inquisitors hielten sie mit ihren Waffen in Schach.

Schlimmer, viel schlimmer noch war jedoch das, was die Dorfbewohner mit ansehen mussten. Nahe dem zerstörten Brunnen stand der oberste der Wachleute hinter dem knienden Mendeln, während ein anderer dafür sorgte, dass er sich nicht von der Stelle rührte. Jemand hatte Mendelns Hemd am Rücken aufgerissen, und ein langer, roter Striemen zog sich über das Rückgrat.

Ein roter Striemen, den die Peitsche des Anführers der Wachen hinterlassen hatte.

»Ergib dich, Uldyssian ul-Diomed, sonst zwingst du mich, deinem Bruder noch mehr Leid zuzufügen!«

Diese Verdrehung der Tatsachen – die Behauptung, es sei Uldyssians Schuld, wenn Mendeln weiter ausgepeitscht würde – machte ihn nur noch wütender. Am liebsten hätte er so mit einer Peitsche nach den Männern ausgeholt, wie sie es bei seinem Bruder taten.

Augenblicklich wurde die Peitsche des Wachmanns nach oben gerissen, als habe ein kräftiger Windstoß sie erfasst. Erschrocken zog er an ihr, doch ehe er sich versah, wickelte sie sich um seinen

Hals.

Er wollte sie lösen, aber der Riemen zog sich immer fester zusammen. Der Offizier riss entsetzt die Augen auf und ließ den Griff der Peitsche los, damit er sie mit beiden Händen packen konnte. Ein Röcheln kam ihm über die Lippen.

Der Wachmann, der bei Mendeln stand, lief zu seinem Kommandanten, während er versuchte, seine Waffe in ihre Scheide zurückzuschieben. Plötzlich jedoch drehte sich seine Hand in eine andere Haltung, sodass die Klinge wieder hoch erhoben war. Dann schien sie sich zu biegen, und im nächsten Augenblick bohrte sie sich unter dem Brustschild in den Leib des Mannes.

Blut strömte aus der Wunde, und der verdutzte Wachmann stürzte gegen den Offizier, dessen Augen immer weiter aus ihren Höhlen hervortraten, während er verzweifelt an der Peitsche zerrte. Die verwundete Wache schlug neben Mendeln auf dem Boden auf, der schockiert zurückwich. Eine Sekunde später kam ein letztes Röcheln aus dem Mund des Offiziers, dann sank er neben seinem Untergebenen nieder. Die Peitsche blieb fest um seinen Hals geschlungen.

»Uldyssian!«, rief Lylia irgendwo hinter ihm. »Achtet auf die anderen!«

Ein Blick zur Seite ließ ihn gewahr werden, dass die verbliebenen Schergen des Inquisitors sich ihm näherten. In Uldyssian regte sich der Wunsch, die Flucht anzutreten, doch sein Zorn hatte ihn noch immer im Griff, und so sah er zornig zu den bewaffneten Männern, die im Namen ihrer Religion Angst und Schrecken verbreiteten.

Ein Mann stolperte, sein Schwertarm drehte sich gegen seinen Willen ... und im nächsten Augenblick durchtrennte die Klinge fachmännisch die Kehle des Wachmanns gleich neben ihm.

Der Mann stieß ein kurzes Röcheln aus und fiel zu Boden, wobei er seine eigene Waffe losließ, die sich auf unerklärliche Weise um die Beine eines dritten Mannes legte, der herumwirbelte und mit dem Kopf zuerst auf dem Boden aufschlug. Ein lautes Knacken war zu hören, dann regte sich der Mann nicht mehr. Sein Kopf kam in einem unnatürlichen Winkel zum übrigen Körper zur Ruhe.

Die verbliebenen Wachleute bauten sich um Uldyssian auf und beäugten ihn so, wie er es bei einem Schädling getan hätte, der über seine Ernte herzufallen versuchte. Mehr als derartige Schädlinge stellten diese Männer für ihn auch nicht dar, und er erinnerte sich, wie er einmal einen befallenen Vorrat Getreide entdeckte. Er hatte das einzig Richtige getan, um ein weiteres Ausbreiten des Befalls zu verhindern: Er hatte den Vorrat verbrannt – mitsamt den Schädlingen darin.

Verbrannt hatte er sie ...

Der Wachmann, der ihm am nächsten war, schrie plötzlich auf, ließ sein Schwert fallen und starrte auf seine Hand, die sich vor aller Augen schwarz zu verfärben begann. Nur einen Atemzug später entzündete sich sein Fleisch, und Muskeln und Sehnen verwandelten sich in Asche. Selbst die Knochen wurden dunkler und dunkler, bis *nichts* mehr von der Hand übrig war.

Das Schicksal seiner Hand befiel auch den Mann selbst, der sich zur Gänze pechschwarz verfärbte – einschließlich seiner Rüstung, sodass es aussah, als habe man ihn in ein loderndes Feuer geworfen. Er begann zu schreien, doch die Laute wurden erstickt, als seine Zunge zu Asche zerfiel.

Als nächstes verschwanden seine Augen, die in ihren Höhlen wie unter der Wirkung von Gluthitze schmolzen. Der verkohlte Mann sackte in sich zusammen, da nur noch ein paar rußge-

schwärzte Knochen verblieben waren, die langsam ebenfalls zerfielen.

Seinen Kameraden blieb keine Zeit, angsterfüllt sein Schicksal mitzuverfolgen, da sie gleichzeitig mit ihm auch ihr Leben aushauchten. Kurze, schrille Schreie waren noch zu hören, dann fielen Teile ihrer Rüstung sowie die Waffen scheppernd zu Boden.

Erst als nur noch Asche und Staub von den Angreifern geblieben waren, kam Uldyssian wieder zur Besinnung. Sein Blick wanderte über die Überreste der Wachleute, und selbst jetzt war er noch nicht in der Lage, dieses Geschehen ganz und gar mit sich selbst in Verbindung zu bringen. Allerdings konnte er auch nicht den brennenden Wunsch leugnen, von dem er erfüllt gewesen war und den er gegen den ersten dieser Männer gerichtet hatte.

Unnatürliche Stille legte sich über Seram. Schließlich wandte Uldyssian seinen Blick von den makabren Ascheansammlungen ab und sah zu seinem Bruder, der nur ein paar Schritte von ihm entfernt stand. Mendeln keuchte, da er offenbar noch den Schmerz der brutalen Peitsche verspürte, und starrte seinen älteren Bruder fassungslos an.

»Uldyssian ...«, flüsterte er schließlich.

Doch Uldyssian blickte längst an ihm vorbei zu den Dorfbewohnern, die nach wie vor dicht gedrängt in Gruppen dastanden, obwohl ihre Bewacher alle tot waren. In ihren Augen entdeckte der Bauer keine Erleichterung, nur Furcht.

Furcht vor *ihm* ...

Gemurmel wurde laut, und als Uldyssian ihnen eine Hand entgegenstreckte, wichen sie zurück, um ja nicht von ihm berührt zu werden.

Das wiederum brachte Uldyssian dazu, einen Schritt nach hin-

ten zu tun. Er schaute sich um und entdeckte weitere Dorfbewohner, die aus ihren Verstecken kamen. Sie alle betrachteten ihn auf die gleiche ängstliche Weise.

»Ich habe nichts getan«, sagte er leise, mehr zu sich selbst. »Ich habe *nichts* getan.« Sein Protest wurde lauter und nachdrücklicher.

Doch die Menschen von Seram sahen das anders, und das wusste er. Sie glaubten, dass er die beiden Missionare umgebracht hatte. Wie sollten sie auch etwas anderes denken? Vor ihren Augen war ein Mann vom Blitz getroffen und ein weiterer von seiner eigenen Peitsche erdrosselt worden. Und die anderen hatten auf eine Weise ihr Leben verloren, die niemand als natürlich hätte bezeichnen können.

Uldyssian entdeckte in der Menge Tibion und ging auf den Wirt des Boar's Head zu. Der alte Mann war nach dem Tod von Diomedes wie ein Vater zu ihm gewesen. Zumindest er war vernünftig genug, um ...

Der stämmige Mann wich zurück, seine versteinerte Miene überspielte nur mit Mühe seine Abscheu und Angst. Stumm schüttelte er den Kopf.

Jemand zog Uldyssian am Ärmel. Es war Mendeln, der noch immer unter seinen Schmerzen litt. »Uldyssian«, flüsterte er. »Komm fort von hier. Schnell!«

»Ich muss sie zur Einsicht bringen, Mendeln! Sie können unmöglich glauben ...«

»Aber sie *glauben* es. Ich fürchte, sogar *ich* tue es. Doch das ist nicht weiter wichtig. Sieh dich nur um, für sie bist du nicht mehr Uldyssian, sondern der Teufel, als den dich der Großinquisitor der Kathedrale hingestellt hat. Nur das sehen sie noch in dir!«

Uldyssian runzelte die Stirn, sah hierhin und dorthin. Von al-

len Seiten schlug ihm die gleiche Ablehnung entgegen.

Dorius kehrte zurück ... und mit ihm Tiberius. Der Hauptmann trug den Arm in einer Schlinge, und auf seiner rechten Wange klaffte eine Schnittwunde. Den beiden folgten jene Männer, denen aufgetragen worden war, den Dorfvorsteher in seinem eigenen Heim einzusperren.

Hauptmann Tiberius war derjenige, der Uldyssian schließlich ansprach. »Bleib stehen, wo du bist, und tu überhaupt nichts, Uldyssian. Leg nur die Hände auf den Rücken ...«

»Ich habe das nicht ausgelöst«, beteuerte der Bauer, obwohl er bereits wusste, wie sinnlos sein Protest war. »Du musst mir zuhören ...«

»Bogenschützen haben ringsum Stellung bezogen«, unterbrach ihn Dorius nervös, »Seid bitte vernünftig, Uldyssian ...«

Er schüttelte den Kopf. Niemand würde ihm hier zuhören. Er war von Wahnsinn umgeben, alle sahen in ihm einen bestialischen Mörder, ein Monster in Menschengestalt ...

Von seinem inneren Ringen abgelenkt, wäre ihm fast eine flüchtige Bewegung von Tiberius entgangen. Die Worte des Dorfvorstehers gingen ihm durch den Kopf. Bogenschützen ... Seine eigenen Freunde waren offenbar eher bereit, ihn zu töten, als auch nur den Versuch zu unternehmen, sich in seine Lage hineinzusetzen.

»Nein!«, rief Uldyssian. »Nein!«

Die Erde bebte, die Menschen verloren den Boden unter den Füßen. Etwas pfiff an Uldyssians Ohr vorbei.

Während die Erschütterungen immer heftiger wurde, packte ihn jemand und zog ihn fort. Es war nicht Mendeln, sondern Lylia.

»Das ist unsere einzige Chance! Kommt!«

Unfähig – und auch nicht willens –, noch länger einen klaren Gedanken zu verfolgen, ließ er sich von ihr aus dem Dorf führen. Obwohl sich ringsum niemand auf den Beinen halten konnte, war es für die Edelfrau und den Bauern keine Schwierigkeit, aufrecht zu gehen.

Jemand brüllte Uldyssians Namen. Lylia drängte ihn, ihr zu folgen, dennoch drehte Uldyssian sich um und sah Mendeln auf Händen und Knien am Boden kauern. Sein Bruder versuchte ihm zu folgen, stand aber so wie alle anderen in Seram im Bann des Erdbebens.

Uldyssian ignorierte Lylias Protest und eilte zurück zu Mendeln. Als der seine Hand zu fassen bekam, fand er mit einem Mal den zuvor vermissten Halt auf dem schwankenden Untergrund und ließ sich von seinem älteren Bruder aus dem Chaos führen.

»Pferde!«, rief Mendeln, den Lärm übertönend. »Wir brauchen Pferde!«

Uldyssian wollte einwenden, dass sie keine Zeit hatten, auch nur ein einziges Pferd zu beschaffen, als plötzlich mehrere der Tiere ihren Weg kreuzten. Auf ihren Rücken erkannte Uldyssian den Sattel der Kathedrale des Lichts. Sie trabten geradewegs auf den Wald zu ... und damit auf Achilios und Serenthia, die sie bereits erwarteten.

Da er erfahren im Umgang mit Pferden war, konnte Achilios drei Tiere einfangen, Serenthia hielt ein weiteres auf, ein fünftes entwichte ihr allerdings.

Uldyssian blieb bei dem Jäger stehen, die beiden Freunde sahen einander in die Augen und verstanden sich auch ohne Worte.

»Wir müssen fort von hier«, sagte Achilios schließlich und drückte dem Bauern die Zügel zweier Pferde in die Hand. »So lange, bis sie wieder Vernunft angenommen haben.«

Beide Männer wussten aber, dass das vermutlich niemals geschehen würde. Achilios und Serenthia jedoch konnten heimkehren, und sie würden es auch, wenn es nach dem Bauern ging. Uldyssian – und mit ihm Mendeln – musste sich hingegen wohl für immer von seiner Heimat verabschieden.

»Wir haben nur vier Pferde«, sagte Serenthia. »Uldyssian, du und ich, wir könnten ...«

»Ich reite auf einem Pferd mit Euch, Uldyssian«, warf Lylia ein. »Sie kann gern das andere Tier haben.«

Serenthia wollte etwas einwenden, doch Uldyssian hatte bereits auf die Worte der Edelfrau reagiert und ein Paar Zügel zurückgegeben. Achilios reichte sie an Mendeln weiter, der sie betrachtete, als hätten sie sich in Schlangen verwandelt.

»Steigt auf, drängte der Bogenschütze sie. »Das Beben scheint abzuebben.«

Tatsächlich wurde es in Seram wieder ruhiger. Uldyssian überlegte, ob das Beben auf seinen Wunsch hin von neuem ausgelöst würde. Doch sofort verfluchte er sich dafür, dass er so etwas überhaupt in Betracht ziehen konnte. Ob er dafür verantwortlich war oder nicht – es waren schon genug Menschen zu Schaden oder sogar ums Leben gekommen. Sich etwas zu wünschen, das die anderen noch weiter gefährdet hätte, war fast so schrecklich wie die Verbrechen, die man ihm zur Last legte.

Er schaute nacheinander diejenigen an, die noch auf seiner Seite standen. Von allen war Serenthia die Unschuldigste, zumindest sie konnte sofort nach Seram zurückkehren.

»Serry, geh wieder ins Dorf! Niemand wird dich bei uns gesehen haben! Geh zurück zu deinem Vater und zu deinen Brüdern ...«

Sie reagierte mit einem trotzigem Blick. »Erst, wenn ich weiß,

dass du in Sicherheit bist.«

Zu Uldyssians Überraschung stellte sich Achilios hinter sie, anstatt die Forderung seines Freundes zu unterstützen. »Es wäre gut, erst noch eine Weile mit uns zu reiten, bis Ruhe eingekehrt ist! Und jetzt sollten wir nicht noch mehr Zeit mit reden vergeuden.«

»Nach Südosten!«, rief Lylia. »Reiten wir nach Südosten. Dort sind wir am sichersten!«

Uldyssian, der sich in dieser Region nicht auskannte, sah den Jäger an, doch der zuckte nur mit den Schultern. Genauso wie seine Gefährten hatte er noch nie die unmittelbare Umgebung von Seram verlassen.

Lylia beugte sich vor und flüsterte ihm ins Ohr: »Vertraut mir. Nach Südosten.« Ihr Atem war warm und erregend.

»Dann nach Südosten«, ließ er die anderen wissen. »Fort von diesem Irrsinn.«

Während die Edelfrau ihre Arme um seine Taille schlang und ihren Kopf sanft an seinen Rücken drückte, trieb Uldyssian ul-Diomed sein Pferd zur Eile an. Die anderen folgten ihm, Achilios bildete die Nachhut.

Alles würde sich in Wohlgefallen auflösen, sagte sich der Bauer. Irgendwie würde alles eine Erklärung finden, und dann konnte er wieder sein gewohntes Leben führen, wenn wohl auch nicht in der Nähe von Seram. Was ihn mit den anderen Bewohnern des Dorfs verbunden hatte, war unwiederbringlich zerstört. Er würde keinem von ihnen je wieder vertrauen können, und ebenso wenig war jemand dort bereit, ihm jemals wieder Vertrauen zu schenken. Die Vorwürfe und die Erinnerung an diesen schwarzen Tag würden ewig gegenwärtig gegenwärtig bleiben.

Anderswo jedoch konnte Uldyssian einen Neuanfang schaffen

und Seram vergessen. Ein Bauer benötigte nur ein gutes Stück Land und zwei kräftige Hände. Er war in der Lage, ein neues Heim aufzubauen, und vielleicht würde es diesmal sogar groß genug sein für eine Familie. Lylia hatte viel für ihn geopfert. Ganz gleich, wie groß der Standesunterschied zwischen ihnen auch sein mochte, schien er ihr doch viel zu bedeuten. Gemeinsam würden sie die Vergangenheit hinter sich lassen und eine bessere Zukunft gestalten.

Vorausgesetzt natürlich, Kathedrale und Tempel ließen es zu.

SECHS

In jener Nacht rasteten sie am Rand eines hügeligen Geländes, von dem aus man in der Ferne einen Teil jenes gewaltigen Dschungels überblicken konnte, der die zivilisierteren zentralen Regionen von Kehjan umgab. Natürlich fiel es Achilios als Jäger zu, für das Essen zu sorgen. Mendeln zündete ein Feuer an, während Serenthia, Lylia und Uldyssian jeweils eine kurze Strecke in unterschiedliche Richtungen gingen, um festzustellen, ob es irgendwo Wasser und essbare Beeren gab. Uldyssian war mehr als froh, sich auf etwas anderes als seine missliche Lage konzentrieren zu können, und so entfernte er sich weiter, als mit den anderen verabredet. Die Ruhe im Wald tat seinem Herzen gut, und so fühlte er sich zum ersten Mal seit Tagen beinahe wohl. Darüber vergaß er zeitweilig völlig, wonach er eigentlich Ausschau halten sollte.

Die Beschaulichkeit fand ein jähes Ende, als er ein Rascheln im Gebüsch hörte. Instinktiv griff Uldyssian nach dem Messer – obwohl er es schon vor längerem verloren hatte. Während ihm die Sinnlosigkeit seiner Geste bewusst wurde, näherte sich ihm eine Gestalt, die seinen Puls zum Rasen brachte – aber nicht aus Furcht, sondern vor Freude.

»Es tut mir leid«, murmelte Lylia und sah zu ihm auf. »Ich hatte Angst, allein unterwegs zu sein. Ich ... ich wollte bei Euch sein, Uldyssian ...«

Sein Blut jagte durch die Adern, als sie ihre elfenbeinfarbene Hand auf seine legte. In ihren Augen fing sich das wenige Mondlicht, das durch die Blätter der Bäume zu ihnen drang, sodass sie

wie Sterne leuchteten.

»Es gibt keinen Grund, Euch zu fürchten«, versicherte er ihr und genoss die Berührung. »Morgen wird alles besser sein. Ihr werdet schon sehen.«

Die Edelfrau lächelte. »Wie seltsam zu hören, wie Ihr mich beruhigen wollt. Schließlich ist doch Euer Leben in Gefahr, Uldys-sian ...«

»Wir sind jetzt weit von Seram entfernt. Sie werden mich dort vergessen.« Das war eine Lüge, doch der Bauer wusste nicht, was er sonst sagen sollte.

»Das werden sie nicht. Uldyssian ... Ich glaube, es gibt nur einen Weg, wie wir vermeiden können, für immer auf der Flucht sein zu müssen. Ich erwähnte es schon einmal, und nachdem ich gesehen habe, welche wundersame Gabe Ihr besitzt, glaube ich noch viel stärker daran.«

Es gefiel ihm nicht, worauf sie damit hinauswollte. »Lydia ...«

»Bitte ...« Völlig überraschend küsste die Edelfrau ihn. Es war eine lange andauernder Kuss, der in Uldyssian Verlangen weckte.

»Wir müssen uns zur großen Stadt begeben«, sagte sie, nachdem sie sich von ihm gelöst hatte. »Ihr müsst zu den Menschen sprechen! Nicht zu den Magierclans oder den Edelleuten, sondern zum *gewöhnlichen Volk*! Man wird Verständnis für Euch haben ...«

Er lachte heiser. »Mein eigenes Dorf hatte kein Verständnis für mich! Man betrachtet mich dort als entsetzliches Ungeheuer.«

»Das hing mit den grässlichen Umständen zusammen, Uldys-sian! Wenn Ihr in die Stadt geht, könnt Ihr einen Neuanfang machen. Euch wurde eine besondere Gabe geschenkt. Die Menschen müssen davon erfahren.«

»Und was sollte ich ihnen predigen? Dass sie mir wie einem Gott zu folgen haben, weil ich sie andernfalls in Stücke reiße, so wie ich es mit den Männern der Kathedrale gemacht habe? Was könnte ich ihnen schon geben außer Angst und Abscheu?«

Ihre Miene wurde ernst, während sie ihm tiefer in die Augen sah. »Ihr könntet ihnen das Versprechen geben, so zu werden, wie Ihr es seid! Mehr zu werden als alles, was die Kathedrale oder die Triune für sich jemals in Anspruch nehmen könnten!«

»So zu werden wie ich?« Der Bauer traute seinen Ohren kaum. War sie verrückt geworden? »Warum sollte sie so werden wollen wie ich? Und so leiden, wie ich gelitten habe? Ich weiß ja nicht einmal genau, ob ich das alles wirklich erlebt und getan habe ...«

Lydia legte einen Finger an ihre Lippen. »Dann versucht es noch einmal. Ein letztes Mal. Hier und jetzt.«

»Aber ...«

»Der letzte Beweis.« Sie sah sich um. »Dort. Etwas Kleines, aber Markantes. Etwas, das sich unmöglich leugnen lässt.«

Die Edelfrau führte ihn zu einem Busch von der Art, nach der sie gesucht hatten. Doch dieser Busch war verkümmert, vertrocknete Blätter hingen ebenso an ihm wie verschrumpelte Beeren.

»Was soll ich tun?«, fragte Uldyssian nervös.

»Berührt ihn. Stellt Euch vor, was Ihr von ihm erwartet. Das ist alles.«

Er erinnerte sich an das letzte Mal, als er tat, worum sie ihn gebeten hatte. Es war nach wie vor möglich, in Frage zu stellen, was sich zugetragen hatte. Hier dagegen ...

Doch er konnte es ihr nicht verweigern. *Stellt Euch vor, was Ihr von ihm erwartet*, hatte Lydia gesagt. Uldyssian zuckte nervös

mit den Schultern. Was würde er von dem Busch anderes erwarten als frische Beeren. Doch die Pflanze hatte jene Zeit, da sie noch frische Früchte tragen konnte, bereits erkennbar hinter sich. Sie sah fast schon so aus, als sei sie dem Tode nah. Wäre sie jünger und voller Leben gewesen, hätte sich die Ernte gewiss gelohnt.

Mit den Fingern strich er über den trockenen Busch. Blätter und Zweige fühlten sich brüchig an. Diese Pflanze befand sich nicht erst im Stadium des Verkümmerns – sie war bereits abgestorben. Es ergab keinen Sinn, hier noch etwas ändern zu wollen. Schon gar nicht durch *Wünschen*. »Lylia ...«

Sanft legte sie ihre Hand auf seine, damit er den Kontakt zu dem toten Gesträuch nicht unterbrach. »Bitte ... nur dieses eine Mal.«

Trotz seines Unwillens war ihm nichts wichtiger, als ihr zu gefallen. Während ihre Hand weiter auf seiner ruhte, dachte der Sohn des Diomedes an den Busch und die saftigen, reifen Früchte, die er gern daran vorgefunden hätte, damit sie alle davon essen konnten. Nach allem, was er und die anderen durchgemacht hatten, zum Teil auch wegen seiner angeblichen Kräfte, ersehnte er sich für den Augenblick nichts mehr ...

Plötzlich erschrak er, und seine Hand zuckte von dem Busch zurück.

Anders als bei dem Unwetter über Seram, auf das er sich konzentriert hatte, gab es hier keine Verzögerung zwischen Wunsch und Erfüllung. Sogar im schwachen Mondschein kam die Verwandlung, die er mit eigenen Augen sah, nichts Geringerem als einem Wunder gleich.

Der Busch hatte ein Vielfaches seiner Fülle angenommen und war voller Blätter. Aus den wenigen vertrockneten Beeren waren

unzählige geworden, alle prall und saftig. Dabei beschränkten sich die Beeren nicht auf das, was von Natur aus an diesem Busch wuchs, sondern es war eine Auswahl von mindestens einem halben Dutzend verschiedener Sorten. Zudem war der Busch von Blüten bedeckt, die einen süßlichen Duft verbreiteten.

Im Vergleich zu dem Unwetter war diese Verwandlung eher unbedeutend, doch für den Bauern war damit jeder Zweifel beseitigt, dass er wahrhaftig jemand war, der diese Kräfte beherrschte.

Die Erkenntnis ließ ihn wie noch nie zuvor im Leben schauern.

»Warum zittert Ihr so?«, wunderte sich Lylia und stellte sich vor ihn. »Seht doch nur!« Die hübsche Edelfrau pflückte ein paar Beeren, steckte sie in den Mund und kaute genussvoll. Schon beim ersten Bissen wurden ihre Augen groß. »Köstlich!«, erklärte sie. »Probiert selbst.«

Ehe er etwas einwenden konnte, hatte sie weitere Beeren gepflückt und hielt sie ihm an die Lippen. Sie legte die Wange an seine Brust, ohne den Blick von seinen Augen abzuwenden.

Uldyssian konnte nichts anderes tun, als die Ernte anzunehmen. Lylia legte ihm die Beeren in den Mund, und für einen Moment verharrten ihre Finger dort, ehe sie sie zurückzog.

»Kostet sie«, wiederholte sie.

Niemals zuvor hatte Uldyssian ein solches Aroma schmecken dürfen. Jede Beere war für sich eine Kostbarkeit und so süß wie der wunderbarste Wein ...

»Die Macht, die Ihr in Euch tragt, sollte nur von jenen gefürchtet werden, die Euch beneiden. Wenn alle anderen sehen, welch gute Dinge sie hervorbringt, dann werden sie es verstehen ... und dann ... dann könnt Ihr sie lehren ...«

»Sie lehren?«

»Wie ich schon sagte. Sie sollen das Potenzial erkennen, das auch in ihnen schlummert, genauso wie in Euch. Sie sollen sehen, dass sie sich nicht den Magierclans, dem Tempel oder der Kathedrale unterordnen müssen, Uldyssian. Sie müssen erfahren, dass in jedem von ihnen eine Herrlichkeit steckt, die sich kein Prophet oder Kleriker vorzustellen vermag.« Sie hielt kurz inne. »Ich spreche von *Wissen*, Liebster. Ihr könnt sie auf den rechten Weg führen ... ich weiß es. Seht nur ... seht ...«

Die Edelfrau strich sanft mit der Spitze ihres Zeigefingers über eine der Blüten. Aus ihr brach ein winziger Stiel hervor, der in eine ovale Beere auslief. Diese Beere wurde rasch größer, platzte auf und enthüllte eine kleine, zusammengerollte Blüte, die ihrerseits aufging, bis daraus ein Zwilling der ersten geworden war.

»Es hat funktioniert! Ich wusste es. Ich konnte es fühlen!« Lylias Lachen klang wie Musik in seinen Ohren. »Ich fühlte es, seit Ihr mich geheilt habt. Es war so, als würdet Ihr in mir eine Kraft wecken. Es ist nicht viel, wenn ich es mit dem vergleiche, was Ihr zu leisten imstande seid, aber ein Anfang ...« Sie wandte sich ihm wieder zu, nun klang ihre Stimme entschlossener. »Ihr habt es in mir geweckt, Liebster! Das bedeutet, Ihr könnt es auch bei anderen bewirken! Keine falschen Propheten werden je wieder in der Lage sein, den Menschen ihre Lügen einzureden, wenn Ihr Euer Werk getan habt! Niemand wird jemals wieder leere Versprechungen zu hören bekommen, niemandem wird man falsche Hoffnungen machen können. Und das alles nur Euretwegen!«

Ihre Worte umgarnten ihn beharrlich, waren zugleich beängstigend und verlockend. Im Geist durchlebte er den Tod seiner Familie und die Hartnäckigkeit der Kleriker, die sich seine Trauer hatten zunutze machen wollen. Seine Angst schürte sofort wieder die Wut.

Lylia legte die Hände an sein Gesicht und hielt es so, dass ihre Lippen von seinen kaum noch einen Daumenbreit entfernt waren. »Wie viele andere Menschen gibt es wohl, die alle so leiden mussten wie Ihr, mein lieber Uldyssian? Ihr könntet dafür sorgen, dass es nie wieder so weit kommen muss!«

Keine Kleriker mehr, keine Triune, keine Kathedrale des Lichts. Die Menschen würden sich auf sich selbst verlassen und von sich aus den rechten Weg beschreiten ...

Der Sohn des Diomedes grinste. Das gefiel ihm.

»Und ich ...«, hauchte Lylia, »ich werde immer an Eurer Seite sein. Wir werden immer zusammen ... immer *eins* sein.«

Sie küsste ihn lange und sehnsüchtig, dann zog sie ihn mit sich auf den Boden ...

Serenthia kauerte neben dem Feuer, auf einem kleinen Tuch lag ihre magere Ausbeute. Der größte Teil der Beeren war kaum genießbar, aber immerhin gab es welche. Sie hatte auch ein paar Blüten gefunden, die sie essen konnten.

Mendeln stand ihr gegenüber und spähte in die Dunkelheit jenseits des Lagerfeuers. Mit Achilios war noch nicht zu rechnen, doch Uldyssian und Lylia hätten längst zurück sein müssen, das wussten sie beide. Mendeln war nur um die Sicherheit seines Bruders besorgt, während die Gedanken von Serenthia weitaus komplizierter waren.

»Sie ist bei ihm«, erklärte sie in einem Tonfall, der jenes Gefühl aufblitzen ließ, das Mendeln stets unangenehm war. Die Frauen in Seram waren an ihm nie interessiert gewesen, und er hatte sich stets gefragt, wie er daran etwas ändern könnte.

»Es ist möglich.« Er wollte das Thema wechseln. »Ich hoffe, dass Achilios wenigstens ein Kaninchen fängt. In den Sattelta-

schen der Wachen waren nur kleine, getrocknete Rationen.«

»Ich mache mir Sorgen um ihn, Mendeln«, fuhr sie fort. »Wenn diese Frau bei ihm ist, weiß Uldyssian nicht mehr seinen Verstand zu benutzen.«

»Aber nicht doch. Ich kenne schließlich meinen Bruder.«

Serenthia stand so abrupt auf, dass ihr Gefährte überrascht einen Schritt nach hinten machte. »Sie muss ihm nur etwas ins Ohr flüstern, und schon läuft er ihr nach wie ein junger Hund.«

»Das dürfte an der Liebe liegen«, erwiderte er, ehe ihm bewusst wurde, was er da gerade gesagt hatte. Zu seinem Entsetzen schaute Serenthia ihn an, als hätte er ihr einen Dolch ins Herz gestoßen. »Was ich meinte ...«

Zum Glück wurde seinem Versuch, etwas Unverfängliches zu formulieren, ein jähes Ende gesetzt, da Achilios zurückkehrte. Der Jäger brachte zwei Kaninchen und einen Vogel mit sich und lächelte in die Runde – bis er Serenthias Miene bemerkte.

»Serry? Was ist?« Er sah von ihr zu Mendeln, bei dem der stechende Blick des Jägers das Gefühl auslöste, als sei er die nächste Beute des Mannes. »Du hast es ihr gesagt? Mendeln, wie konntest du nur? Serry, das mit deinem Vater tut mir leid ...«

Mendeln versuchte noch, ihn mit einer Geste zum Schweigen zu bringen, doch dafür war es bereits zu spät. Nun richtete sich ihr verstörter Blick auf den Bogenschützen. Bis dahin hatte sie Mendeln so fassungslos betrachtet. »Was ist mit meinem Vater?«

Achilios ging auf Mendeln zu, als habe er sie gar nicht gehört. »Hilf mir, die hier vorzubereiten, Mendeln. Es dauert eine Weile, bis sie gar sind. Wir sollten uns also besser sputen ...«

»Achilios!« Serenthia kam um das Feuer herum und stellte sich zwischen die beiden Männer. »Was ist mit meinem Vater?« Ihr Blick wanderte zu Mendeln. »Du weißt es auch?«

»Serenthia, ich ...«

Sie regte sich nur noch mehr auf. »Etwas ist ihm zugestoßen, nicht wahr? Ich will es wissen!«

Der Jäger legte seine Beute ab und fasste Serenthia an den Schultern. Mendeln hatte daran gedacht, das Gleiche zu tun, doch wie stets im Umgang mit Frauen schritt auch jetzt ein anderer schneller zur Tat als er.

»Serry ...« Alle gute Laune, die Achilios sonst zur Schau stellte, war verschwunden. »Serry ... Cyrus ist tot.«

Nachdrücklich schüttelte sie den Kopf. »Nein! O nein ... nein ...«

»Es stimmt«, bestätigte Mendeln so behutsam er nur konnte.

»Es war... ein Unfall.«

»Wie ist es passiert?«

Nach kurzem Zögern antwortete Mendeln: »Ein Teil des Daches wurde vom Wind fortgerissen ...«

Die dunkelhaarige Frau sah zu Boden. »Der Sturm ...«

Mendeln fürchtete, sie könnte Uldyssian die Schuld geben, doch Serenthia sank nur wortlos neben dem Feuer auf die Knie und begann zu weinen.

Es war Achilios, der als Erster neben ihr in die Hocke ging und tröstend seinen Arm um sie legte. Seine Miene und sein Handeln verrieten nur Mitgefühl und Sorge. Mendeln wurde sich der Tatsache bewusst, wie viel Serenthia dem Jäger bedeutete. Er war besorgter um sie als jeder andere im Dorf, besorgter noch als Mendeln. Achilios' Verhalten ihr gegenüber unterschied sich deutlich von Uldyssians, der nie aufgehört hatte, in ihr das kleine Mädchen zu sehen, das ihm hinterherlief.

Doch so wie Mendeln Serenthia kannte, tat ihm der Jäger eher leid, denn sie war eine Beute, die er allem Geschick zum Trotz

niemals würde besitzen können.

Die beiden zu sehen, bereitete ihm Unbehagen, und so entfernte sich Mendeln vom Lagerfeuer. Achilios hatte reichlich Nahrung mitgebracht, und wenn erst einmal Ruhe eingekehrt war, konnten sie sich an die Zubereitung machen. Im Augenblick wollte er Serenthia nur in Achilios' Obhut wissen.

Es geschah nicht nur aus Respekt, dass er die beiden in Ruhe ließ. Als er in die Dunkelheit des Waldes eintauchte, wusste Mendeln, dass er sich auch seinetwegen zurückgezogen hatte. Denn was hätte er Serenthia schon sagen sollen? Dass ihr Vater ihn *nach* seinem Tod gerufen hatte? Dass er schwören könnte, ihn bei seinem eigenen Leichnam gesehen zu haben?

Mendeln ließ sich gegen einen Baum sinken und versuchte zu verstehen, was mit ihm geschah. Die Gedächtnislücken, der Schmutz an seinen Fingern, dann die Stimme und die Vision – das alles deutete auf Wahnsinn hin.

Ähnlich wie bei seinem Bruder, der offenbar auch von sich glaubte, überzuschnappen. Aber Uldyssian irrte sich eindeutig, dafür hatte Mendeln den sicheren Beweis. Denn die Narbe, die die Peitsche hinterlassen hatte, war *verschwunden*. Sie musste während der Flucht der Brüder aus Seram geheilt sein. Als sie für ihr Nachtlager angehalten hatten, war von ihr bereits nichts mehr zu sehen gewesen.

Obwohl die Luft kühl war, spürte Mendeln, wie ihm der Schweiß übers Gesicht rann. Er wischte ihn weg und versuchte, zur Ruhe zu kommen. Sein Bruder hatte ihn nötiger denn je, er musste sich nur darauf konzentrieren, auf nichts anderes ...

Er wurde beobachtet!

Mendeln drehte sich abrupt nach rechts und erblickte eine Gestalt in schwarzem Gewand, die eine sonderbare, in mehrere

Teile untergliederte Rüstung trug. Das Gesicht lag vollständig unter einer weiten Kapuze verborgen.

Doch dann – so wie bei dem Geist, der Cyrus darstellte – war die Gestalt auch schon wieder verschwunden. Das war zu viel des Guten. Mendeln machte kehrt und wollte Richtung Lager rennen, als sich plötzlich vor ihm ein riesiger Schemen aus den Bäumen herabließ und auf allen vieren landete. Selbst in zusammengekauertter Haltung waren die Schultern der Kreatur auf der Höhe, bis zu der Mendeln insgesamt reichte. Als sie sich dann vor ihm aufbaute, war sie mindestens anderthalbmal so groß wie er.

Das Ungetüm öffnete einen Schlund, der an ein Froschmaul erinnerte. Trotz des schwachen Mondlichts entgingen dem Menschen nicht die zahlreichen Zahnreihen, so scharf wie geschliffene Messer, und die dicke Zunge, die dahinterlag. Auf dem Schädel funkelte ein halbes Dutzend schwarzer Augen, sie leuchteten in einem unheiligen Licht.

»Ffflleischhhhhh ...«, krächzte das Ding und streckte zwei Arme aus, die in scharfen Klauen endeten, so lang wie eine menschliche Hand. Hinter der Monstrosität schlug ein dicker Schwanz immer wieder hektisch auf den Boden. »Kommrrnm zuuuu mmmiiiiiiir, Ffflleischhhhhh...«

Mendeln beabsichtigte nicht, dem Ding zu gehorchen, doch sein Körper hatte ganz offensichtlich anderes im Sinn. Langsam und unaufhaltsam setzte er einen Fuß vor den anderen und näherte sich den Klauen seines teuflischen Gegenübers.

Ein Gestank wie von seit hundert Jahren verrottendem Aas stieg ihm in die Nase. Das Ding wartete einfach ab, dass er sich weiter näherte. Es hätte ihm längst die Kehle zerfetzen oder den Bauch aufschlitzen können, doch sein schneller Atem machte

deutlich, dass es sich an der Panik seines Opfers weidete.

Mendeln wollte losschreien, schaffte es aber nicht. Als sich die Kreatur über ihn beugte und ihr Speichel aus dem riesigen Maul troff, zuckte ein Bild durch seinen Geist, das ihm vertraute Symbole zeigte. Sie waren den Zeichen auf jenem Stein ähnlich, zu dem Achilios ihn geführt hatte. Aber es befanden sich auch einige darunter, die er noch nie gesehen hatte. Während er bei der Untersuchung des antiken Steins nicht in der Lage gewesen war, einen Sinn in den Markierungen zu entdecken, wusste Mendeln nun mit einem Mal sogar, wie sie auszusprechen waren.

Was er auch tat.

Die riesige Kreatur stieß ein verwirrtes Knurren aus, wandte sich von Mendeln ab und sah an ihm vorbei. Mit einer Klaue stieß sie neben dem reglosen Menschen in die Luft und zog die Luft in die Nüstern ein, als würde sie Witterung aufnehmen – was sie aber nur noch wütender werden ließ.

Erst da wurde Mendeln klar, dass sein Gegner offenbar jäh erblindet war ...

Er nahm auch wahr, dass er wieder Herr über seinen Körper war. Um sein Glück nicht auf die Probe zu stellen, ging er dem Ding aus dem Weg, das sich umdrehte – und ihm den Rücken kehrte. Er hielt gebannt den Atem an und trat noch einen Schritt zur Seite, doch dabei musste er irgendein Geräusch verursacht haben, denn das teuflische Wesen wirbelte zurück in seine Richtung und ließ eine riesige Klaue durch die Luft sausen. Obwohl Mendeln so schnell auszuweichen versuchte, wie er nur konnte, bekamen die Spitzen der Krallen noch seinen Ärmel zu fassen. Von der Wucht wurde er hilflos herumgerissen und drehte sich um sich selbst, ehe er auf dem Waldboden aufschlug. Im gleichen Moment ärgerte er sich darüber, dass der Dämon noch hören

konnte. Mendeln fand, die Blindheit hätte praktischerweise mit Taubheit einhergehen sollen.

Die Kreatur versuchte erneut, ihn zu fassen zu bekommen ...

Ein Schrei war zu hören, dann das Zischen eines Pfeils, der die Luft durchschnitt. Mendeln hörte einen dumpfen Aufprall, gefolgt von einem zornigen Knurren. Er spürte, dass sich das Ding von ihm abwandte.

»Lauf, Mendeln!«, rief Achilios. »Lauf!«

Er gehorchte, erwiderte aber: »Die Augen! Es ist im Moment blind, aber ziele auf die Augen!«

Er musste einem erfahrenen Jäger wohl nicht sagen, was dieser zu tun hatte. Aber er verdankte Achilios sein Leben, und damit schuldete er seinem Freund jede Hilfe, die er ihm bieten konnte. Dass das Ding für den Moment nichts zu sehen vermochte, war der einzige Trumpf, den sie hatten – sofern man überhaupt von einem Vorteil sprechen konnte.

»Mmmmeeeeheerrrrr Fffffleischhhhhh«, heulte die Kreatur. »Wwwwwoooo bissssst duuuuuu?«

Achilios schoss einen weiteren Pfeil ab, doch trotz der Blindheit spürte das Ding das nahende Geschoss und veränderte seine Position. Der hölzerne Schaft prallte harmlos vom Schuppenpanzer ab. Erst jetzt sah Mendeln, dass der erste Pfeil im Fleisch unterhalb des Arms des Geschöpfes steckte, an der Stelle, wo die Haut dünner war. Mit seinem ersten Schuss hatte Achilios einen Glückstreffer gelandet, denn der Rest der Kreatur war deutlich besser geschützt.

Als der Bogenschütze den nächsten Pfeil anlegte, machte die abscheuliche Kreatur einem Frosch gleich einen Sprung auf Achilios zu. Von der Seite tauchte plötzlich Serenthia auf, die in beiden Händen einen dicken, brennenden Ast vom Lagerfeuer hielt.

Wäre das riesige Wesen in der Lage gewesen, etwas zu sehen, hätte dies sicher das Ende für die junge Frau bedeutet. So aber gelang es ihr, die Flamme dicht an die empfindlichen Augen heranzubringen.

Ein Heulen, das Mendeln durch Mark und Bein ging, drang durch den Wald. Neuer Gestank erfüllte die Luft – der von verbranntem Fleisch.

Das verwundete Monstrum schlug wild um sich, und da Serenthia nicht schnell genug außer Reichweite kam, zerschnitt ihr eine Klaue den Rücken. Sie brach zusammen und blieb reglos liegen.

»Serry!« Wie ein Besessener schoss Achilios Pfeile auf das Ding ab und traf eines der Augen. Die Kreatur heulte erneut auf und zerrte sich dann das Geschoss aus der zerstörten Augenhöhle.

Als das Ungetüm sich dem Jäger zuwandte, wurde Mendeln klar, dass es wieder sehen konnte. Damit kehrte auch eine andere Gefahr zurück, von deren Existenz nur er wusste.

»Sieh ihm nicht in die Augen, Achilios!«, schrie er verzweifelt. »Es bringt dich so in seine Gewalt!«

Seine Warnung kam zu spät. Achilios versteifte sich, der Bogen entglitt seiner Hand. Die Arme des Jägers erschlafften, reglos stand er da und ließ die Kreatur näherkommen. Sie lachte – ein schreckliches, knirschendes Geräusch –, dann griff sie nach dem hilflosen Menschen.

Doch kurz vor Achilios kamen die Klauen zum Stillstand, als wären sie unfähig, die Beute zu packen. Im nächsten Moment schien sich die Erde unter dem Ding zu verflüssigen. Es wollte zurückweichen, aber die Beine sanken immer tiefer ein.

Die Bestie sah sich um, suchte nach dem Grund für diese Ent-

wicklung, konnte jedoch nichts finden. »Wwwaasssss?«, brüllte sie. »Wwwwweeeeer?«

Ihr Blick konzentrierte sich auf Mendeln, da außer ihm niemand zu entdecken war. Ohne nachzudenken, schüttelte er den Kopf, wollte signalisieren, dass er dafür nicht verantwortlich war. Dennoch wandte sich das Ding in seine Richtung, um den hypnotischen Blick besser zur Geltung zu bringen.

Währenddessen stieg die flüssige Erde an den Beinen nach oben, als könne sie nicht erwarten, die Kreatur endlich unter sich zu begraben. Mendeln war vergessen. Das Ungetüm hatte genug damit zu tun, sich zu befreien – was aber nicht gelang.

Das Phänomen setzte sich fort, bis auch der Rumpf des Dings bedeckt war. Es versuchte, die Masse mit einer seiner Krallen abzuwischen, doch diese wurde ebenfalls umschlossen. Es sah aus, als wäre sie in Honig getaucht worden, und als härtete dieser auf der Stelle aus. Die in die Falle gegangene Bestie wollte mit der freien Kralle die andere befreien, aber auch sie steckte sofort fest.

Nach wenigen Sekunden war nur noch der groteske Kopf frei, den die Kreatur hob, um zu rufen: »Ggggrrrrrooooßeeerrrrr Lllllucionnnnn! Retteeeee deinennnnn treuuuuuennnnn Diiiiiiienerrrrrr! Ggggrrrrrooooßeeerrrrr Lllllucionnnnn, retteeeee deinennnnn ...«

Dann schloss sich die zähe Substanz über dem froschähnlichen Maul und ließ das Opfer vollständig hinter erdiger Schminke verschwinden.

Achilios stöhnte auf, schüttelte sich und sank dann auf die Knie. Mendeln stand vorsichtig auf, da er nicht restlos davon überzeugt war, ob das Monster tatsächlich nicht mehr existierte. Schließlich ging er zu Serenthia und begutachtete vorsichtig ihre

Wunde. Die Schnitte waren schrecklich, doch wenigstens lebte sie noch. Wie lange das aber noch der Fall sein würde, war kaum zu sagen.

»Ich kümmere mich um sie, Mendeln. Keine Sorge«, hörte er unvermittelt Uldyssian sagen.

Sein älterer Bruder stand auf der anderen Seite neben der verletzten Frau. Mendeln betrachtete ihn fast ebenso überrascht wie zuvor die Bestie. Obwohl es Nacht war, konnte er Uldyssian so gut erkennen, als würde er von innen heraus leuchten. Sein Oberkörper war nackt, doch die kalte Luft schien ihm nichts auszumachen.

Sein Gesicht hatte einen Ausdruck, den Mendeln zwar nicht deuten konnte, der ihm aber das Gefühl gab, noch unbedeutender als jemals zuvor zu sein. Als sein Bruder sich neben Serenthia hinkniete, wich er unwillkürlich zurück. Fast hatte er den Eindruck, nicht würdig genug zu sein, um Uldyssian in diesem Moment so nahe zu stehen.

Es wirkte so, als habe Uldyssian Mendelns Reaktion nicht mitbekommen, da er einfach nur die Hände mit der Innenseite nach unten dicht über Serenthias Rücken hielt. Dabei starrte er auf die Wunden, während Mendeln ungläubig und neugierig zugleich zusah.

Nach und nach schloss sich jeder der tiefen, blutigen Schnitte. Sie zogen sich zusammen, als würden sie mit unsichtbarer Nadel und unsichtbarem Faden zugenäht. Keine drei Herzschläge dauerte es, dann waren auch von den größten Wunden nur noch kleine Narben übrig, und im nächsten Augenblick konnte man von Verletzung keine Spur mehr erkennen.

Serenthia stöhnte leise und regte sich. Mit einem zufriedenen Nicken richtete Uldyssian sich auf und wich einen Schritt nach

hinten. Das Leuchten in ihm schien jetzt allmählich nachzulassen.

Natürlich war es Achilios, der geistesgegenwärtig genug war und sein eigenes Hemd auszog, um es Serenthia umzulegen, als diese sich langsam erhob.

Mendeln sah derweil seinen Bruder an. »Was ... was hast du da getan?«

»Was getan werden musste«, erwiderte Uldyssian lapidar und sah ihn an, als hätte er gefragt, warum Getreide Regen brauchte.

»Aber ... wie?« Mendeln schüttelte den Kopf. »Nein, das meine ich eigentlich nicht damit ... Uldyssian – was in Seram geschah ... warst *du* das?«

Sein älterer Bruder nickte bedächtig und wirkte dabei mehr wie der Mann, den er kannte. »Es muss so gewesen sein.« Er deutete auf das makabre Monument, das von der Kreatur verblieben war. »Und das da werde ich nicht leugnen.«

»Was für ein Ding war das?«, wollte Achilios wissen, der noch immer Serenthia hielt. »Diese Krallen ... diese Augen ...«

Es war Lylia, die darauf antwortete. Sie tauchte fast so abrupt hinter Uldyssian auf wie er selbst vor wenigen Augenblicken. Die Edelfrau schlang besitzergreifend die Arme um Mendelns Bruder und sagte: »Das da ist der Mörder, nach dem man in Seram gesucht hatte. Der Teufel, der die beiden Missionare abschlachtete. – Was sollte es sonst sein?«

Uldyssian, Achilios und Serenthia sannen über ihre Worte nach, und sogar Mendeln musste eingestehen, dass sie plausibel klangen. Die Art und Weise, wie einer der beiden Männer zuge richtet worden war, passte zu den grausamen Klauen des Dings. Zudem war das Geschöpf sehr raffiniert, es beherrschte die Sprache der Menschen. Gewiss hatte es seine Opfer mit seinem Blick

erstarren lassen und dann sein übles Werk an ihnen verrichtet. Zudem bewegte es sich extrem schnell, was den geringen zeitlichen Abstand zwischen den Morden erklären mochte.

Dennoch – restlos überzeugt war er noch nicht. Da war etwas an dem Monstrum, das ihn störte. Schließlich fasste er seine Zweifel in Worte. »Aber wie kommt es dann her? Wir sind weit von Seram entfernt ...«

»Natürlich ist es Uldyssian gefolgt! Immerhin war jeder der Ansicht, er sei der Schuldige. Wenn es ihn spurlos beseitigt hätte, würde niemand mehr auch nur vermuten, dass es existieren könnte.«

Auch das klang vernünftig, und doch konnte Mendeln sich aus einem unerfindlichen Grund nicht vorstellen, dass diese Kreatur Uldyssian über eine so weite Strecke verfolgt haben sollte, nur um ihn aus dem Weg zu schaffen. Niemand im Dorf – auch nicht der Großinquisitor – hatte für möglich gehalten, in einem solch widernatürlichen Biest den wahren Täter zu finden. Alle hielten den Unhold für einen Menschen, und zu viele waren zu der Überzeugung gelangt, es müsse sich um Uldyssian handeln.

Da fiel ihm etwas ein. »Es *rief* nach jemandem«, brach es aus ihm heraus. »Am Ende rief es jemanden.«

»Aye«, bestätigte Achilios, der Serenthia beim Aufstehen half. »Das hörte ich auch.«

Lyliya hielt Uldyssian fester umschlossen. »Da war nichts.«

Doch der ältere Sohn des Diomedes nickte Mendeln zu. »Ich hörte es ebenfalls, aber ich habe den Namen vergessen.«

Mendeln konzentrierte sich und durchlebte den Moment noch einmal. »Großer ... großer *Lucion*. Lucion ...« Schon das bloße Aussprechen des Namens ließ ihn schaudern. »Das war der Name.«

Unglücklicherweise half ihm dieses Wissen nicht weiter. Auch die anderen konnten nichts mit dem Namen anfangen. Nicht einmal, als Mendeln Lylia so aufmerksam und verstohlen wie möglich ansah, konnte er bei ihr eine Reaktion auf den Namen feststellen.

»Er muss zu einem der Magierclans gehören«, erklärte Uldysian schließlich. Seine Augen funkelten gefährlich. »Die Ermordeten waren Gesandte des Tempels und der Kathedrale. Wer sonst würde sie niedermetzeln wollen?

»Ja«, stimmte Lylia sofort zu. Für Mendelns Geschmack etwas zu vorschnell; fast klang es, als wäre sie froh über die Erklärung, die sein Bruder lieferte – um keine andere in Betracht ziehen zu müssen. »Die Magierclans. Sicher einer von ihnen. Glaubt Ihr das nicht auch, Mendeln?«

Sie lächelte ihn auf jene Weise an, die bislang Uldysian vorbehalten gewesen war. Mendeln spürte, dass er errötete.

»Die Magierclans«, sagte auch er und nickte bestätigend. »Natürlich.« Insgeheim fragte er sich jedoch, warum die Magierclans, die genug damit zu tun hatten, ihre Stellung untereinander zu behaupten, sich die Mühe machen sollten, zwei völlig unbedeutende Gesandte in einem abgelegenen Dorf zu massakrieren.

Alle anderen jedoch schienen mit der Erklärung zufrieden zu sein. Uldysian sah von einem zum anderen, als seien sie alle seine Kinder. »Wir können uns darüber später immer noch Gedanken machen. Es beweist nur, dass ich die richtige Entscheidung getroffen habe.«

Mendeln hatte ein ungutes Gefühl. »Welche Entscheidung?«

»Seram ist jetzt Teil meiner Vergangenheit, aber nicht meiner Gegenwart oder Zukunft.« Während er sprach, stellte sich Lylia neben ihn, ließ aber einen Arm um seine Taille geschlungen.

»Ich habe niemanden darum gebeten, aber jemand hat mich mit einer Gabe beschenkt ...«

»Eine Gabe? Du nennst das, was geschehen ist, eine *Gabe*?«

»Ruhig, Mendeln.«

Überrascht blickte er zu Serenthia, die ihn ermahnt hatte. Mendeln hätte erwartet, dass sie von allen Anwesenden diejenige sein würde, die das Geschehene als Albtraum titulierte, gewiss aber nicht als eine Gabe. Doch ihre Worte ließen ihn erkennen, dass sie Respekt hatte ... Respekt vor Uldyssian, beinahe Ehrfurcht.

Mendeln sah zu Achilios, doch der Jäger schien nicht bereit, der Frau, die er liebte, zu widersprechen. Er hatte einen entschlossenen Gesichtsausdruck.

»Jawohl, eine Gabe«, bestätigte Uldyssian. Er redete, als wäre Mendeln ein kleines Kind, dem man etwas mit einfachen Worten erklären musste. »Etwas, das *in uns allen* steckt.« Er hielt inne und lächelte. »Lasst uns zum Lager zurückkehren. Ich werde dort alles erklären, und sobald wir gegessen haben, müssen wir uns ausruhen. Immerhin wird die Reise nach Kehjan einige Tage dauern.«

»Kehjan?« Mendeln hätte sich beinahe verschluckt, so überrascht war er. Sie wollten nach *Kehjan* reisen? »Aber ... aber was ist mit der See?«

»Kehjan«, wiederholte Uldyssian und sah Lylia an. »Wo wäre man besser aufgehoben, wenn man die Welt verändern will?«

Während er und die Edelfrau sich anstrahlten, schaute Mendeln voller Bestürzung zu Serenthia und Achilios. Die Welt? Hatte er seinen Bruder richtig verstanden? Vergeblich hoffte er auf eine Erklärung oder gar die Unterstützung beider, doch Serenthia schien gebannt zwischen ihrer Ehrfurcht vor diesem

veränderten Uldyssian und ihrer Eifersucht auf Lyliä hin- und herzuschwanken, während der Jäger sie seinerseits sehnsüchtig betrachtete. Niemand außer Mendeln schien zu begreifen, was hier eigentlich geschah. Niemand außer ihm wollte offenbar erkennen, dass sein Bruder auf dem Weg ins Verderben war ... und dass er die anderen sehr wahrscheinlich mit sich in den Untergang reißen würde.

Wütend schloss Malic die winzige, mit Juwelen besetzte Schachtel, die der Primus ihm gegeben hatte. Der grüne, kreisrunde Edelstein, für den eine der vier Aussparungen vorgesehen war, hatte sich einen Moment zuvor in Asche verwandelt – womit seine plötzliche Wertlosigkeit auch für den Hohepriester deutlich geworden war. Der Jäger, den er beschworen hatte, existierte nicht mehr.

Aber unter den Zorn mischte sich wachsendes Interesse, denn er war losgeschickt worden, um Schwingungen auf den Grund zu gehen, die sein Meister empfing, und – für den Fall, dass sie von einer Person ausgingen – den Verursacher zum Tempel zu schaffen, um die Ausdünstungen zu studieren. Und nun wusste Malic wenigstens, dass er nicht einem Phantom nachjagte.

Noch immer irritiert verstaute der hochgewachsene Kleriker die Schachtel wieder in der Tasche an seinem Gürtel und kehrte zu seinem Pferd zurück. Ein Friedenswahrer mit Kapuze und Rüstung reichte Malic die Zügel und bestieg dann sein eigenes Reittier. Hinter ihnen stand eine große Anzahl gut bewaffneter Krieger der Gläubigen, bereit, dorthin zu reiten, wohin ihr Anführer es ihnen befahl, und alles zu tun, was nötig war. Natürlich kannten sie nicht die ganze Wahrheit über der Tempel der Triune, doch sie wussten genug, um so wie Malic zu verstehen, dass

es undenkbar war, diese Mission nicht erfolgreich abzuschließen.

Malic betrachtete sie und suchte nach Anzeichen für Schwäche oder Zaghaftheit, dann schaute er wieder nach vorne. Dass die Schwärze der Nacht ihm nichts ausmachte, war ein Geschenk des Primus. Malic sah den Weg, der vor ihnen lag, so deutlich wie am helllichten Tag.

Bald, dachte der Hohepriester, *bald*. Sie waren nicht mehr weit von ihrem Ziel entfernt. Die Pferde, die sein Meister ihm zur Verfügung gestellt hatte, waren schneller als alle anderen. Dem Aussehen nach konnte man sie für rassige schwarze Hengste halten, doch das war nur eine Illusion, um die Scharen von Narren zu täuschen. Kein sterbliches Tier hätte in so kurzer Zeit eine so weite Wegstrecke zurücklegen können.

»Vorwärts!«, befahl Malic und trieb seine eigene Bestie an.

Die Beute war nicht mehr weit weg. Ein Dämon mochte scheitern, aber dem Hohepriester würde das nicht passieren. Malic war nicht umsonst zum engsten Vertrauten des Primus aufgestiegen. An seinen Händen klebte das Blut seiner Rivalen, nicht nur redensartlich. Er würde erfolgreich sein.

Schließlich hatte er auch gar keine andere Wahl.

S I E B E N

Uldyssian war als ein veränderter Mann unterwegs. Noch nie in seinem Leben hatte er sich als Held des Volkes gesehen, als ein Mann, der die Welt verändern konnte. Stets war er mit seinem Leben als Bauer zufrieden gewesen, damit, das Feld zu bestellen, die Ernte einzubringen und sich um das Vieh zu kümmern. Wie kurzfristig und einfältig ihm das nun alles erschien. Er stellte diesen fast über Nacht eingetretenen Wandel in seiner Denkweise und seinem Entschluss so wenig in Frage wie die Macht, von der er seit Kurzem erfüllt war. Es war geschehen, und nur das zählte.

Einen großen Teil seines Wandels konnte Uldyssian der Frau zuschreiben, die hinter ihm auf dem Pferd saß. Wenn er Lylia zuhörte, dann ergab auf einmal alles einen Sinn. Alles erschien ihm dann möglich. Uldyssian war nicht nur für ihre Gegenwart dankbar, sondern auch für ihr Wissen und ihre Erfahrung. Sie kannte sich aus in der Welt, die Seram umgab, und sie wusste, wo die Gefahren und Fallen lauerten. Außerdem begriff sie das Verlangen der Massen, nicht länger den Machenschaften der Magierclans und korrupten Konfessionen wie der Triune oder Kathedrale ausgeliefert zu sein. Mit ihr an seiner Seite hatte Uldyssian das Gefühl, *alles*, was er wollte, erreichen zu können.

Alles war genau geplant, zumindest in seiner Vorstellung. Sie würden in die riesige Stadt reiten und sich einen großen öffentlichen Platz suchen, an dem sich viele Möchtegernpropheten einfanden, um zu predigen. Während man die aber als Narren und Verrückte ansah, würde es bei Uldyssian etwas ganz anderes sein.

Er konnte den Leuten die Gabe *zeigen*, die er ihnen zu bieten hatte. Jeder konnte dann sehen, dass er kein Scharlatan war, und wenn die ersten Zuschauer erst einmal die Wahrheit erfahren hatten, würde sie sich wie ein Lauffeuer verbreiten.

Er sah nach rechts, wo sein Bruder ritt. Mendelns Blick war auf den Weg gerichtet, so wie bei den anderen auch. Doch Uldyssian kannte seinen jüngeren Bruder gut genug, um zu wissen, dass er derjenige in dieser Gruppe war, der nicht uneingeschränkt zu dem stand, was er beabsichtigte. Mendeln hatte von Anfang an Vorbehalte und Zweifel gehabt; immer wieder hatte er irgendwelche Gegenvorschläge gemacht und zur Vorsicht gemahnt.

Lydia war diesen Bedenken und Zweifeln mit klaren, deutlichen Worten begegnet, die durch ihre eigene tragische Vergangenheit untermauert wurden. Vorsicht und Zaghaftigkeit halfen nur denen, die auf Uldyssians Gabe eifersüchtig waren. Unschuldige würden darunter leiden, so wie es der Edelfrau und ihrer Familie auch ergangen war.

Nein, Uldyssian war sich seiner Sache absolut sicher. Er liebte seinen Bruder, aber wenn Mendeln die Dinge nicht so sah wie er, dann würde er sich mit Mendeln noch in irgendeiner Form auseinandersetzen müssen. Es würde keinen guten Eindruck machen, wenn ausgerechnet ein Blutsverwandter nicht vorbehaltlos zu dem stand, was Uldyssian tat ...

Der Bauer verzog das Gesicht. Wie konnte er nur so etwas denken. Sein Bruder bedeutete ihm *alles*! Allein Mendeln verdankte er es, dass er nicht den Verstand verloren hatte, als ihre ganze Familie dahingerafft wurde.

Scham überkam Uldyssian. Er konnte sich ein Leben ohne seinen Bruder nicht vorstellen.

Er wird schon verstehen, sagte sich der ältere Sohn des Diomedes. Mendeln wird es schon verstehen.

Er musste es einfach.

An diesem und am nächsten Tag ritten sie weiter ihrem Ziel entgegen, ohne auch nur einer Menschenseele zu begegnen. Uldyssian kam das Leben in Seram mehr und mehr wie ein Albtraum vor, je unvoreingenommener er sich auf die riesige Stadt freute.

Achilios ritt voraus, um den Weg auszukundschaften, auch wenn Uldyssian das angesichts seiner Fähigkeiten für unnötig hielt. Dennoch ließ er ihn gewähren. Der Bogenschütze kehrte erst zur Gruppe zurück, lange nachdem sie ihr Lager aufgeschlagen hatte, und brachte mehrere Hasen mit, die er unterwegs erlegt hatte.

»Kurz vor Sonnenuntergang konnte ich in weiter Ferne Rauch sehen«, erklärte Achilios und übergab Mendeln und Serenthia die Tiere. »Möglicherweise eine Stadt.« Lächelnd fügte er hinzu: »Vielleicht bekommen wir dort irgendwo ein gutes Ale.«

Mendeln schloss einen Moment lang die Augen, dann erklärte er: »Partha. Ich glaube, in dieser Region gibt es eine Stadt, die so heißt.«

Eine von Mendelns liebsten Beschäftigungen in Cyrus' Handelshaus war es gewesen, den Reisenden zuzuhören, wenn sie darüber sprachen, woher sie kamen, oder sich mit der Kartensammlung des Mannes zu beschäftigen. Was diese Karten anging, besaß Mendeln ein fast perfektes Gedächtnis.

»Eine größere Stadt?«, fragte Uldyssian interessiert.

»Größer als Tulisam, glaube ich. Auf dem direkten Weg zwischen Kehjan und den größten Seehäfen.«

Partha hörte sich für Uldyssian in mehr als einer Hinsicht ide-

al an. Ihm war ein wenig spät in den Sinn gekommen, sich zuerst einmal an einem kleineren Ort als Kehjan selbst zu testen. Ein paar Tage in Partha würden jeden Zweifel ausräumen – vor allem bei Mendeln –, ob Uldyssian in der Lage war, den Menschen seine Gabe zu vermitteln.

Trotz der Tatsache nämlich, dass Uldyssian jeden Abend versuchte, es den anderen beizubringen, schienen nur er selbst und Lylia in der Lage zu sein, die Kraft zu wecken, die in ihnen steckte. Serenthia machte den Eindruck, dass sie unmittelbar davorstand, diese Kraft in sich zu entfalten, aber irgendetwas hielt sie zurück. Was Achilios anging, war er mit seinen Fähigkeiten als Jäger zufrieden, von denen Uldyssian inzwischen in Betracht zog, dass sie nur auf eine andere Weise auf die gleiche Quelle Zugrifften wie es bei dem Bauern der Fall war. Achilios war schon seit jeher ein Mann mit unverschämt viel Jagdglück gewesen.

Es gab also unverändert Hoffnung, auch wenn sie mehr langfristiger Natur war.

Was Mendeln anging, schien er von allen aus der Gruppe am weitesten davon entfernt zu sein, die Fähigkeiten zu wecken, die in ihm schlummerten. Uldyssian verstand das nicht, da er von seinem Bruder erwartet hätte, der Fähigste neben ihm selbst zu sein. Lylia hatte ihm am Abend zuvor eine Antwort geliefert, die nicht unwahrscheinlich klang. Sie vermutete, dass es wie bei Achilios auch bei Mendeln die eigene Persönlichkeit war, die ihn zurückhielt.

Aber das war eine Sache, die auch noch warten konnte, jedenfalls im Augenblick. Die Stadt vor ihnen bot viele, enorm viele neue Möglichkeiten.

»Partha ...«, murmelte er.

Lylia beugte sich so weit vor, dass sie fast sein Ohr berührte.

Uldyssian entging nicht Serenthias ablehnender Blick angesichts dieser Geste.

»Wir sollten direkt zur Stadt durchreiten«, flüsterte ihm die Edelfrau zu. »Je eher die größtmögliche Anzahl Menschen dich hören und sehen kann, desto früher kann die Verwandlung der Welt beginnen.«

»Ja, du hast Recht«, erwiderte Uldyssian, der sofort von ihrem Argument überzeugt war und sich fragte, warum er sich überhaupt erst die Mühe gemacht hatte, an so einen winzigen und unbedeutenden Ort wie Partha auch nur einen Gedanken zu verschwenden. »Geradewegs zur großen Stadt. Das ist am besten.«

Achilios blickte enttäuscht drein, nickte aber. Serenthia hielt ihre Gedanken hinter einer ausdruckslosen Miene verborgen. Mendeln wirkte beunruhigt, doch Uldyssian war es gewohnt, seinen Bruder so zu sehen. Niemand protestierte gegen den Entschluss, und darauf kam es letztlich nur an.

Dennoch musste Uldyssian sich selbst prüfen. Er löste sich aus Lylias Griff und stand auf. »Serry, würdest du mit mir kommen?«

Für einen kurzen Moment leuchteten ihre Augen auf, doch dann war dieser Ausdruck auch schon wieder verschwunden. »Natürlich«, meinte sie im Aufstehen, »natürlich ...«

»Uldyssian«, rief Lylia, doch er winkte ab.

»Es dauert nicht lange.«

Die blonde Frau richtete den Blick auf das Lagerfeuer und sagte weiter nichts.

Uldyssian nahm Serenthia an der Hand und führte sie an Achilios und Mendeln vorbei, die ihn beide nur verständnislos anschauten. Er begab sich mit der Tochter des Kaufmanns so tief

in den Wald, dass sie das Lagerfeuer nicht mehr sehen konnten, dann wandte er sich zu ihr um.

Serenthia stand erwartungsvoll da, während er seine Worte abwägte, um nichts Falsches zu sagen. »Cyrus' Tod tut mir sehr leid, Serry. Wirklich sehr leid.«

»Uldyssian, ich ...«

Er legte einen Finger an ihre Lippen. »Serry, es könnte sein, dass ich ... seinen Tod verursacht habe ...«

»Nein!« Sie riss ihre Hand los und senkte die Stimme. »Nein, Uldyssian. Ich habe unterwegs auch lange darüber nachgedacht. Vielleicht ... vielleicht hast du das Unwetter ausgelöst ... das weiß ich immer noch nicht ... aber du wolltest ihm keinen Schaden zufügen. Bruder Mikelius wollte dich als Ketzer verdammen! Selbst wenn du irgendwie das Wetter beeinflusst haben solltest, dann geschah es nur, weil er dich dazu zwang. Du hast dich bloß *verteidigt!*«

Überrascht sah er sie an. Diese Worte von ihr zu hören, die ihren Vater so sehr geliebt hatte – und die lange Zeit die beiden großen Konfession respektiert hatte –, bedeutete für Uldyssian eine unglaubliche Erleichterung. Bis dahin war ihm nicht einmal bewusst gewesen, wie groß die Sorge gewesen war, dass der Tod ihres Vaters ihr unerträglich schwer zu schaffen machte.

»Serry, der bloße Gedanke ... warum bist du nicht heimgekehrt, anstatt mir ins Unbekannte zu folgen? Deine Brüder ... sie werden um dich fürchten ...«

»Ich bin alt genug, um mich allein im Leben zurechtzufinden«, sagte sie und ließ wieder etwas von ihrem vertrauten Trotz durchscheinen. Sie stemmte die Hände in die Hüften und fügte hinzu: »Thiel und die anderen werden wissen, was ich tat, und sie werden mich wie üblich das machen lassen, was ich für richtig

halte.«

Sie erklärte es mit einer solchen Endgültigkeit, dass Uldyssian nur betrübt lächeln konnte. Sogar jetzt würde er nicht versuchen, sie umzustimmen. Außerdem bedeutete es für ihn immer noch Trost, sie in seiner Nähe zu wissen, was genauso für seinen Bruder und Achilios galt. »Na gut. Ich musste es einfach loswerden, und ich werde weiter nichts mehr dazu sagen.«

»Aber *ich* muss etwas sagen ... wenn du erlaubst.« Wieder wurde aus Serenthia die ehrfürchtige Anhängerin.

»Du brauchst nicht meine Erlaubnis.«

»Uldyssian ... ich verstehe, was du tust, und ich glaube von ganzem Herzen daran.« Sie räusperte sich. »Aber vielleicht ist Mendelns Sorge nicht völlig unbegründet. Ich weiß, Lylia hat gesagt, wir sollen geradewegs zur Stadt reiten, doch ...«

Er runzelte die Stirn. »Geht es hier um Lylia, Serry?«

Auch wenn sie den Kopf schüttelte, wusste er, es ging um Lylia, aber nicht nur.

»Nein ... ich meine ... Ich habe mit Missionaren des Tempels und der Kathedrale gesprochen, und nicht jeder von ihnen ist so wie Bruder Mikelius. Ich glaube, in ihnen steckt etwas Gutes ...«

»Wohl kaum«, gab der Sohn des Diomedes zurück, während seine Miene versteinerte. Er musste unwillkürlich an den Großinquisitor denken.

Serenthia hielt inne und suchte unübersehbar nach einem anderen Ansatz. »Es ist nur so ... Ich weiß, Lylia hat viel mehr erlebt als wir, aber nicht alles, was sie sagt, ist das, was wir auch tun sollten.«

Ihre Ausführungen ließen ihn Lylia nur noch heftiger verteidigen. »Ich höre mir an, was Lylia zu sagen hat, und ich höre mir an, was ihr anderen zu sagen habt. Es ist nur zufällig so, dass ihr

Ratschlag mir öfter als der sinnvollere erscheint.«

»Wohl eher so gut wie immer ...«

»Genug!« Uldyssian spürte eine unbändige Wut in sich aufsteigen, konnte sie aber noch gerade eben ersticken. Es gab keinen Grund, diese Unterhaltung noch länger fortzusetzen. Seine Absicht war es gewesen, Klarheit zu schaffen, was den Tod ihres Vaters anging, und das hatte er getan. Es war allzu offensichtlich, dass es noch eine Weile dauern würde, ehe die Gefühle erloschen waren, die Serenthia für ihn empfand. Er musste geduldig sein. Ja, geduldig.

Er legte eine Hand auf ihren Kopf, so wie er es oft getan hatte, als sie noch ein Kind war. »Serry«, flüsterte er. »Du sagst, du glaubst an das, was aus mir geworden ist, richtig?«

Sie nickte, aber ihre Augen verrieten, dass sie immer noch mit dem vorangegangenen Thema befasst war.

»Ich weiß, das, was in mir erwacht ist, regt sich auch in dir. Aber bislang ist es nicht an die Oberfläche durchgebrochen.«

»Ich habe es versucht«, beteuerte die junge Frau.

Er tätschelte ihre Schulter. »Das weiß ich. Lass mich dir helfen, das Erwachen herbeizuführen. Gib mir deine Hände.« Nachdem sie das getan hatte, fuhr er fort: »Wenn das hier von Erfolg gekrönt ist, werde ich besser wissen, wie ich es den anderen vermitteln kann, sobald wir Kehjan erreicht haben.«

»Aber was willst du ... oh!«

Lydia hatte angedeutet, es sei die Nähe gewesen – die Tatsache, dass sie beide eins geworden waren –, die die unterschwellig vorhandene Kraft in ihr erweckt hatte. Zwar konnte Uldyssian nicht mit anderen das wiederholen, was sie beide erfahren hatten – vor allem nicht mit Serenthia –, doch er konnte versuchen, diesem Zustand so nahe wie möglich zu kommen. Also konzentrierte er

sich auf die Frau vor ihm und versuchte, in ihr Herz, ihre Seele zu blicken, die Energie von ihm an jene Punkte fließen zu lassen, von denen er hoffte, sie würden die Flamme entzünden.

Für ihn fühlte es sich so an, als zeige sein Vorhaben Wirkung. Wärme sprang auf seine Hände über, und sie ging allem Anschein nach von ihr aus. Serenthia ihrerseits begann heftig zu atmen und verdrehte die Augen so sehr, dass Uldyssian schließlich nur noch das Weiße sehen konnte.

Dann machte sich zu seiner Überraschung von ihr ausgehend etwas bemerkbar, das dem ähnlich war, was in ihm selbst steckte. Er konzentrierte sich noch stärker auf Serenthia und fand schließlich die Bestätigung, dass es tatsächlich von der Frau kam. Im Vergleich zu ihm war es nur ganz schwach, doch je mehr er danach zu greifen versuchte, desto mehr gewann es an Kraft.

Sein müheloser Erfolg machte ihn nahezu fassungslos. Einmal mehr hatte Lylia recht behalten. Uldyssian war es gelungen, die gleiche Kraft auch in Serenthia zu erwecken.

Ohne Vorwarnung begann sie unkontrolliert am ganzen Körper zu zucken. Noch immer war nur das Weiße in ihren Augen zu sehen. Sie stöhnte leise auf ...

Mit einem Mal wuchs Uldyssians Sorge. Serenthia hatte soeben eine gewaltige Schwelle überschritten, auch wenn das ganze Ausmaß noch für eine Weile unsichtbar sein würde. Dennoch hielt er den Zeitpunkt für gekommen, aufzuhören und sie allein weiter voranschreiten zu lassen. Wenn es zu schnell ging, würde ihr womöglich noch etwas zustoßen.

Als Uldyssian ihre Hände losließ, rang Serenthia nach Atem und fiel ihm entgegen. Er fasste sie an den Armen und hielt sie, damit sie zu sich kommen konnte.

»Es fühlte sich an wie ...«, brachte sie schließlich hervor. »... es

fühlt sich an wie ...« Mehr kam nicht über ihre Lippen.

»Ich weiß ...«, erwiderte er in der Hoffnung, sie trösten zu können.

Abrupt versteifte Serenthia sich und löste sich von ihm, als sei Uldyssian ein Aussätziger ... und im nächsten Moment lief sie hastig zurück zum Lager.

Uldyssian stand verblüfft da und sah ihr nach. Er hatte mit jener Art von Euphorie gerechnet, die bei Lylia eingetreten war, sah sich aber jetzt enttäuscht.

Serenthia verschwand in den Schatten zwischen den Bäumen, während Uldyssian ihr verwirrt hinterherschaut, ehe er ihr folgte. Er war von der Richtigkeit seiner Vorgehensweise überzeugt. Aber warum war ihre Reaktion dann so ausgefallen?

Als er das Lager erreichte, konnte er sie nirgends sehen. Voller Sorge wollte er Mendeln fragen, doch der schüttelte den Kopf und deutete nach rechts. Dort lag Serenthia, halb in der Dunkelheit verborgen. Sie hatte sich eine Decke aus einer der Satteltaschen umgelegt und sah vom Lagerfeuer hin.

Uldyssian machte einen Schritt auf sie zu, doch Lylia kam zu ihm und nahm ihn sanft am Arm.

»Es wäre am besten, sie in Ruhe zu lassen«, flüsterte die Edelfrau.

Er wollte etwas erwidern, hielt sich aber zurück. Bei allem Wissen, das er inzwischen gesammelt hatte, gab es wohl immer noch Dinge, die Uldyssian niemals verstehen würde.

Am nächsten Morgen verhielt sich Serenthia so, als sei nichts geschehen. Dank seiner eigenen wachsenden Fähigkeiten konnte er aber erkennen, dass die Kraft in ihr stärker geworden war. Jedoch stellte sie davon nichts zur Schau, und letztlich entschied er, es *ihr* zu überlassen, wann sie ihre Gabe akzeptierte. Ihm

genügte das Wissen, dass sie sie besaß. Es bedeutete, er selbst war in der Lage, andere Menschen auf den Pfad zu führen, und mit ein wenig Übung würde das zweifellos noch schneller und effektiver gelingen.

Sie ritten unter einem bewölkten Himmel weiter, der Uldyssian auf den Gedanken brachte, ob er versuchen sollte, die Wolkendecke aufreißen zu lassen. Er tat es jedoch nicht, da er fürchtete, wenn es gelänge, würde er nur diejenigen auf sich aufmerksam machen, die etwas dagegen hatten, dass er die Stadt erreichte. Lylia hatte ihm geraten, besser bis Kehjan warten, ehe er sich zu erkennen gab. Dann, so meinte sie, sei es für die anderen zu spät, die Wahrheit vor dem Volk zu verheimlichen.

Trotz des anhaltend grauen Himmels setzte kein Regen ein, sodass sie gut vorankamen. Von Partha war nur eine dünne Rauchfahne zu sehen, an der sie langsam vorbeizogen, bis sie hinter ihnen zurückfiel. Nach Mendelns Berechnung und Lylas Bestätigung würden sie in drei, allerhöchstens vier Tagen von der großen Stadt ein ähnliches Bild zu sehen bekommen.

Schließlich begegneten die Fünf auch anderen Reisenden, in diesem Fall einem Wagen, der in die entgegengesetzte Richtung unterwegs war. Der Fuhrwerkslenker, ein älterer Mann mit Bart, der Handelskontakte zu den Seehäfen unterhielt, begrüßte die Gruppe zunächst zurückhaltend. Sein Lehrling, ein dürrer Junge mit karottenfarbenem Haar und wässrigem Blick, hielt nervös eine Hand an seinem abgewetzten Schwert an seiner Seite.

Da Uldyssian nach wie vor so schnell wie möglich Kehjan erreichen wollte, beschloss er, den beiden nichts darüber zu enthüllen, was er der Welt mitzuteilen beabsichtigte. Stattdessen ließ er sich von dem Händler Neues aus der legendären Stadt berichten.

»Die Magierclans haben zurzeit einen Waffenstillstand ge-

schlossen, aye«, erklärte der stämmige Mann, während er den Inhalt einer Tonpfeife anzündete. »Der wird genauso lang halten wie all die anderen, also nicht besonders lang. Möglicherweise wurde er sogar inzwischen schon wieder gebrochen. Die Edelleute sehen zu und warten ab, während sie Pläne zu ihrem eigenen Vorteil schmieden. Die Clans überlassen ihnen die Kontrolle über einige Aufgaben in der Stadt, damit sie selbst Zeit zum Nachdenken haben, wie sie den Waffenstillstand umgehen können.« Er lachte finster. »Man könnte also sagen, in Kehjan ist alles beim Alten ...«

Seine Worte waren für Uldyssian eine Bestätigung dafür, dass es wirklich von höchster Dringlichkeit war, die Stadt zu erreichen, wie Lylia es auch gesagt hatte, anstatt erst nach Partha oder einer anderen unbedeutenden Siedlung zu reiten. Uldyssian dankte dem Händler für seine Auskunft, dann trennten sich ihre Wege.

Für die Nacht ließen sie sich am Ufer eines ruhigen Flusses nieder, der die Region durchquerte. Hier war die Trennlinie zwischen Wald und Dschungel ein wenig verwischt. Zum ersten Mal wurde Uldyssian bewusst, wie klein das Waldgebiet eigentlich war, wenn man im Vergleich dazu die riesigen Dschungelflächen nahm, die angeblich einen Großteil des Reiches bedeckten. Er hatte in Seram sogar schon Händler auf der Durchreise davon reden hören, dass der Dschungel sich nach und nach alles andere einverleibte. Das konnte natürlich nicht wahr sein, doch angesichts der fast unnatürlich wirkenden Veränderung der Umgebung regten sich bei Uldyssian nun leise Zweifel.

Er hatte gehofft, der Tagesritt würde die Situation zwischen Serenthia und ihm etwas entspannen, aber die schwarzhaarige Frau fand auch jetzt wieder einen Vorwand, um zu ihm Abstand

zu halten.

»Es ist am besten, wenn du sie weiter in Ruhe lässt«, flüsterte Lylia ihm schließlich ins Ohr und schmiegte sich an seine Wange. »Sie wird die Tatsachen akzeptieren. Du wirst schon sehen.«

Uldyssian nickte bestätigend und widmete sich wieder wichtigeren Dingen. Jetzt, da die Stadt nicht mehr weit entfernt lag, spielten seine Nerven verrückt. Er ließ es Lylia wissen, die ihm vorschlug, er solle sich früh zur Ruhe begeben und es den anderen überlassen, alles Notwendige zu erledigen.

»Du musst in bester Verfassung sein für den Tag, an dem wir in die Stadt einreiten. Geh schlafen. Wenn das Essen fertig ist, werde ich es dir bringen.«

Wieder küsste sie ihn, dann ging sie fort. Uldyssian befolgte sofort ihren vernünftigen Rat. Der Boden war weich, und diese Nacht war wärmer als die meisten davor. Wie üblich wusste Lylia, was für ihn das Beste war. Er konnte sich eine Zukunft ohne sie nicht mehr vorstellen. Ihm kam es vor, als hätte er sie schon sein Leben lang gekannt.

Über diesen angenehmen Gedanken schlief er schließlich ein.

Serenthia wusste, sie musste ihre widersprüchlichen Gefühle für Uldyssian in den Griff bekommen. Sie glaubte an das Gute, von dem er beseelt war. Sosehr sogar glaubte sie daran, dass sie nicht einmal in Erwägung ziehen wollte, er könnte für den schrecklichen Tod ihres Vaters verantwortlich sein. Doch zugleich konnte sie den neuen Uldyssian nicht von dem Mann trennen, der er einmal gewesen war ... der Mann, den sie so geliebt hatte wie keinen zweiten.

Und der nun eine andere Frau liebte, die er erst vor Kurzem kennen gelernt hatte.

»Wir brauchen mehr Brennholz«, hörte sie Mendeln sagen und erkannte die Gelegenheit, eine Weile für sich sein zu können.

»Ich hole welches«, erklärte sie schnell. »Sorg du nur dafür, dass das Feuer in der Zwischenzeit nicht erlischt.«

Sie verließ das Lager und las kleine abgebrochene Zweige und Äste auf. Diese Suche erforderte nicht viel Konzentration, sodass sie ihre Gedanken in eine weniger verwirrende – und weniger schmerzhaft – Richtung lenken konnte. Doch sie hatte erst ein paar Äste aufgesammelt, als ein Kribbeln im Nacken sie dazu veranlasste, über die Schulter zu blicken.

»Lylia!« Die Anwesenheit der Edelfrau hier draußen im Wald erschreckte Serenthia so sehr, dass sie das gesammelte Holz fallen ließ. Ungläubig starrte sie die blonde Frau an.

Die kam näher, wobei jeder Schritt so lautlos war wie bei einer Katze. »Verzeiht«, sagte Lylia leise. »Ich wollte Euch keine Angst einjagen ...«

»Was ... was macht Ihr hier? Ich brauche keine Hilfe beim Sammeln.«

»Ich wollte mit Euch reden, weiter nichts.«

»Mit mir reden?« Serenthia fürchtete, das Thema bereits zu kennen. »Es ist nicht nötig ...«

Lylia kam noch näher zu ihr. »Aber es ist sehr wohl nötig, meine liebe Serenthia, sehr wohl.« Während die Edelfrau ihr tief in die Augen sah, legte sie ihr eine Hand sanft auf den Arm. »Ihr seid für Uldyssian etwas Besonderes, und für mich damit auch. Ich möchte, dass sich alle seine Freunde in meiner Gegenwart wohlfühlen. Ich möchte, dass Ihr in mir nicht nur seine Geliebte und seine zukünftige Gemahlin seht, sondern auch *Eure* Freundin ...«

Lydia mochte wohl erwarten, auf Serenthia eine beruhigende Wirkung zu haben, doch die Worte lösten bei ihr genau das Gegenteil aus. Ein unerklärliche Sorge überkam Serenthia, und die Worte »Geliebte« und »Gemahlin« wollten ihr nicht mehr aus dem Kopf gehen. Sie schämte sich dafür, dass Lydia von ihrer Eifersucht wusste. Sie kämpfte mit ihren Gefühlen, und versuchte, sich selbst einzureden, dass sie übertrieben waren ... doch letzten Endes war es doch zu viel für sie.

Mit Tränen in den Augen wand sie sich aus Lydias Griff. Ein Stück Holz, das sie wieder aufgesammelt hatte, fiel unbemerkt zu Boden, und Serenthia hetzte davon, ohne sich um die Richtung zu kümmern. Sie wollte nur davonlaufen vor allen, die wussten, was sie gedacht hatte.

Äste rissen an ihrer Kleidung, als sie zwischen den Bäumen hindurchrannte. Serenthia stolperte wiederholt auf dem unebenen Boden, einmal fiel sie sogar über eine herausragende Wurzel, aber nichts davon brachte sie dazu, stehenzubleiben und wieder zu Sinnen zu kommen. Sie stand einfach jedes Mal auf und rannte weiter, während ihre Gefühle Purzelbaum schlugen.

Plötzlich stellte sich ihr eine Gestalt in den Weg, die nur als Silhouette zu erkennen war. Serenthia wollte wie blind vorbeilaufen. Erst als eine Hand sie in einen stählernen Griff nahm, wurde sie sich ihrer Umgebung wieder bewusst.

Im gleichen Moment setzte sie zum Schreien an, aber eine in einem Handschuh steckende Hand erstickte ihren Schrei, ehe er aus der Kehle dringen konnte. Serenthia versuchte sich aus dem Griff zu befreien, aber dann tauchte hinter ihr eine zweite Gestalt auf und packte sie so, dass eine Flucht unmöglich wurde.

Die erste Gestalt, die unter der weiten Kapuze fast wie ein Geist wirkte, beugte sich vor. »Sei ruhig, Mädchen«, zischte der

Mann ihr zu. »Sonst wirst du bestraft werden.«

Weitere Männer in Rüstung lösten sich aus dem Dunkel ringsum. Zuerst hielt sie sie für die Schergen des Inquisitors, doch ein Symbol auf dem Brustschild blitzte kurz im Mondlicht auf und ließ das vertraute Dreieck des Tempels erkennen.

Serenthia wollte etwas sagen, erklären, doch ihr Versuch brachte ihr eine schnelle und schmerzhaftes Ohrfeige ein.

»Bruder Rondo! Geh gut mit dem Kind um!«

Die Stimme war leise und sanft, und der freundliche Tonfall erinnerte Serenthia an ihren Vater. Eine düstere Gestalt auf einem monströs riesigen Hengst kam zu den beiden Männern geritten und stieg ab, worauf die Krieger Serenthia losließen und niederknieten. Obwohl sie nicht länger festgehalten wurde, fühlte sie sich veranlasst, dem Vorbild der Männer zu folgen.

»Verzeiht, Eminenz«, gab der Mann, der Rondo genannt wurde, ängstlich von sich.

»Dein Einsatz ist lobenswert, aber an deinem Takt musst du noch arbeiten, Bruder.« Die Gestalt berührte Rondos bedeckten Kopf und wandte sich dann Serenthia zu.

»Mein Kind, meine Ankunft muss dich nicht schaudern lassen. Ich bin ein Freund, kein Grund zur Angst.« Aus der Nähe wurden seine Gesichtszüge deutlicher. Seine Haut war blass, umso stärker wirkte der Kontrast zu seinem dunklen, welligen Haar und den dichten Augenbrauen. Ein eleganter Schnauzbart verlieh ihm majestätische Würde. Auch das Lächeln des Mannes weckte Erinnerungen an ihren Vater. »Ich bin Malic, der Hohepriester des Ordens von Mefis ...«

»Vom Tempel der Triune«, führte Serenthia den Satz ein wenig atemlos für ihn zu Ende, dann senkte sie den Kopf.

»Eine Gläubige! Wie wundervoll!« Malic streckte die Hand

aus, die die Frau nach kurzem Zögern ergriff. »Ich entschuldige mich für den Eifer, den Bruder Rondo an den Tag gelegt hat. Wir sind alle daran interessiert, unsere Suche bald abzuschließen.«

Seine letzten Worte machten Serenthia nervös. Unwillkürlich musste sie wieder an alles denken – an die Vorkommnisse im Dorf und daran, wie die Kathedrale Uldyssian verurteilt hatte, ohne ihn überhaupt anzuhören. Mit einem Mal wirkte Malics Anwesenheit gar nicht mehr so beruhigend.

Er musste es bemerkt haben, denn er legte den Kopf schief und sagte: »Nicht doch, mein Kind. Ich sagte doch, ich bin ein Freund. Ich spüre, wie du dich zurückziehst ...« Ohne sie um Erlaubnis zu bitten, berührte er sie zwischen ihren Brüsten. »Und ich spüre auch ...« Er runzelte die Stirn. »... dass du nicht die bist, die wir suchen. In dir ist ein Funke, aber der ist viel zu schwach ...«

Ohne es zu wollen, erwiderte Serenthia: »Uldyssian ...«

Malic zog eine buschige Augenbraue hoch. »Uldyssian? Ist das sein Name? Du glaubst, er ist der, den wir suchen?«

Sie presste die Lippen aufeinander.

Bruder Rondo wollte sich aus seiner knienden Position erheben, doch Malic bedeutete ihm, so zu verharren. Der Hohepriester beugte sich vor, bis Serenthia außer seinem Gesicht, und vor allem außer seinen Augen, nichts mehr sehen konnte.

»Du fürchtest dich. Aber warum? Es sei denn ...« Sein Lächeln wurde breiter, und sie konnte seine makellosen Zähne sehen. »Ah! Die Kathedrale! Das muss es sein. Zweifellos die Inquisitoren!«

Serenthia schwieg weiterhin, obwohl sie sich fragte, ob er ihre Gedanken lesen konnte, wenn er in der Lage war, so zutreffend zu raten.

»Die Kathedrale ... kein Wunder, dass du so misstrauisch bist.

Bruder Rondo, gab es nicht eine Meldung, dass nicht nur einer unserer Gesandten, sondern auch ein Diener der Kathedrale tot aufgefunden wurde?«

»Aye, Eminenz. Im Dorf Seram, hieß es. Der Mord an unserem Missionar war besonders brutal.«

»Ja, genau.« Malic gab ihm ein Zeichen, wieder zu schweigen, und sagte an Serenthia gerichtet: »Und die Kathedrale hat deinen Uldyssian verurteilt, nicht wahr?«

»Ja«, brachte sie schließlich heraus, da ihr Misstrauen ein wenig nachließ.

»Das ist typisch für sie. Wenn sie etwas nicht verstehen, wollen sie es auslöschen. Fürchtet den Tag, an dem der Prophet begann, seine blasphemischen Worte zu predigen ...« Der Hohepriester stellte sich so neben Serenthia, dass er ihr einen Arm auf eine tröstende Weise um die Schultern legen konnte. »Aber wir sind nicht die Kathedrale, mein Kind. Der Tempel der Triune hat immer eine friedliche Lösung gepredigt, du verstehst? Gut. Ich möchte nicht, dass du glaubst, wir sind gekommen, um das Gleiche zu tun wie die anderen. Wir sind vielmehr hier, um genau das *Gegenteil* zu tun. Es muss ein Zeichen für dich und für uns sein, dass wir uns ausgerechnet in diesem Moment begegnet sind. Du kannst mich zu deinem Uldyssian führen, und dann werden all unsere Probleme gelöst sein.«

»Aber ...« Es fiel ihr schwer, einen klaren Gedanken zu fassen. Im Kopf fühlte sie sich wieder so durcheinander wie kurz zuvor, als Lylia mit ihr gesprochen hatte. Dennoch konnte sie sich an einige Dinge erinnern. Uldyssian war unterwegs in die Stadt, und er wollte ganz sicher mit überhaupt keiner Konfession etwas zu tun haben, weder mit der Kathedrale noch mit der Triune. »Nein, ich kann nicht. Uldyssian würde nicht wollen ...«

Malics ganzer Körper war mit einem Mal angespannt. Serenthia merkte, wie er seinen Arm wegzog und seine Hand an ihren Hinterkopf legte. Sie verspürte Schmerz und wollte aufschreien, aber ihr Mund gehorchte ihr nicht, so wie ihr ganzer Körper sich weigerte, das zu tun, was ihr Verstand wollte. Der war plötzlich zum Gefangenen in ihrem erstarrten Leib geworden.

»Zu schade, dass du nicht vernünftig sein willst, Kind«, sagte der große Mann in einem Tonfall, der nichts Angenehmes mehr an sich hatte. »Aber du wirst uns dennoch zu Uldyssian führen.« Er sah zu den Friedenswahrern. »Auf die Pferde! Beeilt euch!«

Während die Männer zu ihren Tieren eilten, führte Malic Serenthia zu seinem Pferd. Aus der Nähe betrachtet bereitete es ihr Unbehagen, doch ihr Körper wollte sie nicht zurückweichen lassen, da er dem Willen des Hohepriesters unterlag. Ohne es zu wollen, setzte sie sich vor ihm auf das Tier, dann griff er mit einer Hand nach den Zügeln, mit der anderen hielt er Serenthia fest.

»Jetzt«, flüsterte er ihr ins Ohr und klang wieder so sanft wie zuvor, auch wenn sie wusste, dass er es nun tat, um sich über ihre Hilflosigkeit lustig zu machen. »Jetzt, mein Kind, zeigst du mir den Weg.«

Serenthias linke Hand wies daraufhin genau in die Richtung des Lagers.

»Gut, sehr gut. Vergiss nicht zu lächeln, wenn du deinen Freund siehst. Ich möchte nicht, dass er sich unbehaglich fühlt.«

Augenblicklich zog sie gehorsam die Mundwinkel nach oben. Malic lachte diabolisch und trieb sein Pferd an.

ACHT

Unruhe durchdrang Uldyssians Schlaf. Es war ihm, als schwebe eine böartige Präsenz dicht über ihm und habe es auf seine Seele abgesehen, während er wehrlos dalag.

Sein Unbehagen steigerte sich sosehr, dass Uldyssian darüber wach wurde. Doch kein Teufel hatte die Gruppe angegriffen, stattdessen sah er in Lylias vollkommenes Gesicht. Die Edelfrau kniete neben ihm.

»Bist du krank, mein Liebster?«, flüsterte sie.

»Wie lange ... wie lange bist du schon hier?«

»Ich bin eben erst zurückgekehrt. Du sahst so friedlich aus, dass ich dich nicht stören wollte. Ich entschuldige mich, wenn ich es doch getan habe.«

Uldyssian stutzte. Jetzt, da er aufgewacht war, schien sich das Unbehagen noch gesteigert zu haben, doch das hing wohl mit ihrer Umgebung zusammen.

»Lyli«, murmelte er. »Geh zu den anderen ans Lagerfeuer. Sofort.«

»Warum?« Sie sah ihn verwundert an. »Was ist los?«

»Tu es einfach.« Flink stand er auf, und fast hätte er der blonden Frau noch einen Stoß versetzt, damit sie sich endlich zu den anderen begab. Zu seiner Bestürzung musste er dann jedoch erkennen, dass von ihnen lediglich Mendeln anwesend war.

»Wo ist Achilios?«, wollte er von seinem Bruder wissen. »Und wo Serry?«

»Achilios ist auf die Jagd gegangen.« Mendeln sah sich um. »Ich glaube, Serry muss irgendwo in der Nähe sein. Sie wollte

nur ein wenig Brennholz sammeln und ...«

»Ich bin mir sicher, sie wird bald zurückkehren«, warf Lylia ein, die bemüht war, den großen Bauern zu beruhigen. »Es gibt keinen Grund zur Sorge, Uldyssian ...«

Er hingegen spürte, dass es sehr wohl Grund zur Sorge gab. Etwas war in der Nähe, ganz dicht bei ihnen. Etwas ...

Hinter Mendeln war ein Rascheln zu hören, woraufhin er zu Uldyssian eilte.

Serenthia kehrte ins Lager zurück.

Uldyssian wollte erleichtert ausatmen ... doch dann folgte der Tochter des Kaufmanns eine dunkelhaarige Gestalt, ein Mann, der noch größer als Uldyssian und sehr muskulös war, auch wenn er etwas schmaler wirkte. Der Neuankömmling lächelte freundlich, und sein Benehmen erinnerte Uldyssian in gewisser Weise an seinen Vater. Das erwies sich aber als hinfällig, als er an der Kleidung des Mannes erkannte, dass es sich um einen Kleriker des Tempels der Triune handelte, zudem um einen hochrangigen.

»Uldyssian«, rief Serenthia ihm zu. »Ich habe einen Freund mitgebracht. Sein Name ist Malic, und er möchte helfen.«

Der Bauer ließ sich nichts anmerken. Von allen Menschen hätte gerade sie wissen müssen, wie er auf einen Kleriker reagieren würde, erst recht nach dem Chaos in Seram. Zugegeben, Serenthia war immer eine Gläubige gewesen, doch er war der Meinung gewesen, diese Zeit läge nun hinter ihr. Was dachte sie sich nur dabei?

»Ich komme, um dir den Schutz der Triune anzubieten«, sagte Malic freundlich und hielt seine Hände gespreizt, als wollte er zeigen, dass er unbewaffnet war. Die Flammen des Lagerfeuers wurden von seinen Augen reflektiert, die Uldyssian mit einer fast

magnetischen Anziehung ansahen. »Dieses Kind hat mir von der unfassbaren Ungerechtigkeit berichtet, die Euch im Namen der Kathedrale des Lichts angetan wurde. Die Triune lehnt ein so widerwärtiges Verhalten ab. Wir würden Euch vor der Bedrohung durch die Handlanger des Propheten schützen.«

Allem zum Trotz, was ihm widerfahren war, verspürte Uldyssian fast den Wunsch, dem Mann zuzuhören. Er strahlte Verständnis aus, er schien den Schmerz zu fühlen, von dem der Bauer noch immer in seinem Innersten erfüllt war. Uldyssian öffnete den Mund, um den Mann im Lager willkommen zu heißen ... da loderte auf einmal das Feuer so heftig auf, dass die Flammen höher reichten, als der Kleriker groß war. Instinktiv wich Malic vor dem Feuer zurück, dabei nahm er seinen Blick von Uldyssian.

Dem Bauern kam es vor, als hätte man ihm ein Tuch vom Kopf gerissen, als sei er blind gewesen und könne nun nur mit Mühe wieder sehen. Erst da begriff er, dass Malic ihn kurzzeitig *hypnotisiert* hatte.

»Serry!«, brüllte er, da der Zorn im gleichen Moment rasend schnell in ihm aufstieg. »Komm her zu mir! Beeil dich!«

Sie zögerte zuerst, so als würde sie ihn gar nicht hören oder als sei sie unfähig, seiner Aufforderung nachzukommen. Dann wurde die schwarzhaarige Frau von einem heftigen Schaudern erfasst, schrie auf und floh von Malics Seite. Der Kleriker versuchte zu spät, sie zurückzuhalten, und warf Uldyssian einen zornigen Blick zu.

Kaum war Serenthia ihm entkommen, tauchten rings um das Lager vermummte Gestalten in Rüstungen auf, manche zu Pferde, andere zu Fuß. Uldyssian hatte Männer von dieser Art schon früher gesehen – gesehen und genauso verachtet wie die Inquisitoren der Kathedrale. »Friedenswahrer« nannten sie sich, doch

die Krieger der Triune waren keinen Deut besser als die Schergen, die von Bruder Mikelius befehligt worden waren. Geist und Seele der Menschen zu beherrschen war das Einzige, wonach sie strebten. Wer sich ihnen – so wie Uldyssian – nicht beugte, für den fanden sie stets Mittel und Wege, um ihn zu verdammen.

Für den Bruchteil eines Herzschlags durchlebte der Bauer noch einmal die schlimmen Ereignisse in Seram. Er fühlte den Hass, er hörte wieder die Lügen ...

»Nein«, stöhnte er auf, als er die Gestalten näherrücken sah.

Die Luft schlug Wellen, und wie von einer unsichtbaren Faust getroffen, flogen die Friedenswahrer im nächsten Moment nach allen Seiten davon. Zwei prallten mit solcher Wucht gegen Bäume, dass sie wie Ranken um den Stamm gewickelt wurden. Ein anderer Krieger wirbelte in die Höhe und verschwand in einer Baumkrone. Die anderen lagen verstreut um das Lager und versuchten benommen sich aufzurappeln.

»Beeindruckend«, erklärte Malic in seinem väterlichen Tonfall. Anders als seine Untergebenen hatte bei ihm die fremde Macht nichts bewirkt. »Was man dir mit ein wenig Geduld beibringen könnte. Was man dir alles beibringen könnte ...« Er kniff die Augen leicht zusammen, wieder spiegelten sich die Flammen darin.

Ein immenses Gewicht ging plötzlich auf Uldyssian nieder, der nicht anders konnte, als auf Hände und Knie niederzugehen. Ihm war, als würde er in den harten Boden gestampft. Jeder Muskel war angespannt, das Blut jagte laut pochend durch seine Adern. Sein Schädel schien kurz davor, zu explodieren. Zwar konnte der Bauer den Kopf drehen, doch es gelang ihm noch nicht, den Zauber zu brechen, den der Kleriker gewirkt hatte. Mendeln und Serenthia erging es noch schlechter als ihm, da sie bereits flach

auf den Boden gepresst dalagen. Lylia konnte Uldyssian nirgends ausmachen, aber der Gedanke, dass sie auch um ihr Überleben kämpfte, gab ihm den nötigen Ansporn, um sich zumindest soweit wieder aufzurichten, dass er ein Knie vom Boden nehmen und sich stattdessen auf den Fuß stützen konnte.

»Ein sehr starker Wille«, hörte er Malic sagen. »Der Meister wird es genießen, ihn weiter zu brechen.«

Der Druck auf Uldyssian verstärkte sich um ein Vielfaches, sodass er sich ihm nicht länger widersetzen konnte und mit dem Gesicht auf den Boden gepresst wurde. Beim Aufprall verspürte er einen heftigen Schmerz, der ihn vermuten ließ, dass ihm die Nase gebrochen worden war. Blut tropfte ihm bereits aus den Nasenlöchern.

»Fesselt ihn«, befahl der Kleriker. Hastige Schritte waren zu vernehmen, als seine Diener ihm gehorchten. »Die anderen brauchen wir nicht.«

Die anderen brauchen wir nicht ...

Mit einem von Schmerz geprägten Aufschrei kehrte Uldyssian zurück in die Hocke. Sein Kopf pochte laut, sein Herz hielt die Belastung kaum noch aus, doch als er schließlich aufgerichtet vor zwei sehr erschrockenen Friedenswahrern stand, erfasste ihn der fast verloren gegangene Siegeswille. Ehe die beiden sich von ihrer Bestürzung erholen konnten, streckte der Sohn des Diomedes die Hände aus und packte die Männer an der Kehle.

Seine Finger übten kaum Druck auf den Hals aus, doch es war laut und deutlich zu hören, wie Knochen brachen. Die Friedenswahrer zuckten kurz, dann sanken sie vor ihm zu Boden. Es war keine körperliche Gewalt gewesen, die ihnen das Genick gebrochen hatte.

Obwohl Uldyssian aufbegehrt hatte, war Malic nicht sonder-

lich von dessen Leistung beeindruckt. Der Kleriker sah kurz zum Feuer, das seinen Zauber gebrochen hatte, dann schaute er wieder den Bauern an. »Das hätte viel angenehmer erledigt werden können, mein Kind. Es gibt für dich einen Platz im Tempel. Der Primus hat deine Kraft wahrgenommen, und er würde dich wie einen Sohn empfangen ...«

»Ich will weder mit Euch noch mit ihm etwas zu tun haben!«

»Eine kurzsichtige Entscheidung, mein Kind. Die Zukunft dieses Landes, aller Länder, liegt im Tempel der Triune. Diejenigen, die nicht das Licht sehen, sollen für alle Zeit in der Finsternis versinken ...«

Dabei war Finsternis doch das Einzige, was Uldyssian sah, wenn er den Hohepriester betrachtete. Was Malic umgab, konnte der Bauer in keiner Weise mit irgendeinem ehrbaren »Licht« in Verbindung bringen. Vielmehr strahlte Malic etwas aus, das Uldyssian so sehr abstieß wie nichts anderes je zuvor. Er war sogar davon überzeugt, dass die Nähe des Hohepriesters ihn aus dem Schlaf hatte aufschrecken lassen.

Die Friedenswahrer hatten sich rasch neu geordnet und das Areal rund um das Lagerfeuer umstellt. Serenthia befand sich in der Nähe von Mendeln, der aber in seine Gedanken vertieft zu sein schien. Schließlich machte Uldyssian Lylia zu seiner Linken aus. Sie wirkte so ruhig wie Malic, doch ihre Gelassenheit wurde aus der Zuversicht in ihren Geliebten gespeist. Die Miene der Edelfrau war voller Vertrauen darauf, dass Uldyssians Fähigkeiten sie alle retten würden.

Das gab ihm neue Kraft, und nachdem er sie, seinen Bruder und Serenthia angesehen hatte, wandte er sich abermals dem Kleriker zu.

»Ich sagte, ich will nichts mit dem Tempel zu tun haben. Geht

jetzt sofort, sonst werdet ihr es bereuen.«

»Ich bedauere zutiefst, wozu du mich zwingst, mein Kind«, gab Malic zurück und sah an seiner Beute vorbei. »Dass die anderen deiner Widerspenstigkeit wegen mehr leiden müssen, als unbedingt nötig, finde ich mehr als schade.« Er kniff die Augen bedrohlich zusammen. »So schade ... und ganz allein deine Schuld.«

Die Friedenswahrer rückten vor. Gleichzeitig flogen etliche brennende Äste aus dem Feuer und landeten vor Uldyssian auf dem Boden, wo sie sofort größer und dicker wurden. Die Flammen hüllten sie ein, doch das Holz selbst schien nicht zu brennen.

Die Äste wuchsen und wuchsen, bis sie eine neue Form annahmen, die wie die Karikatur eines Menschen wirkte – zwei längliche Zweige als Beine, zwei kürzere als Arme, und ein wulstiges Endstück als Kopf.

Das albtraumhafte Ding war so groß wie der Bauer und drehte sich zu Malic um.

»Ergreif ihn«, befahl der mit kühlem Tonfall.

Der feurige Golem machte einen Satz auf Uldyssian zu und schlang seine sengenden Arme um ihn. Die Hitze war unerträglich, die Flammen selbst blendeten, sodass Uldyssian die Augen zukneifen musste. Doch selbst dann schienen die Lider vor der Helligkeit keinen Schutz zu bieten. Uldyssian rang nach Luft, aber glühende Hitze füllte seine Lunge.

Doch allem Schmerz zum Trotz hätte es eigentlich viel schlimmer sein müssen. Uldyssian hätte längst zu Tode verbrannt sein müssen, da sein Fleisch dahinschmolz und sich seine Knochen schwarz verfärbten.

Malic wünschte aber gar nicht seinen Tod, wie Uldyssian all-

mählich begriff. Er wollte ihn unterwerfen und aus ihm einen gefügigen Bekehrten machen, den er dann seinem Meister präsentieren konnte ... seinem Meister, dem Primus. Vielleicht würde der Hohepriester ihn weiter foltern und ihn an den Rand der Verzweiflung bringen, es jedoch nicht wagen, denjenigen zu töten, den er gejagt hatte.

Dieses Wissen war für Uldyssian der Auslöser, sich zu wehren. Er gab sein Äußerstes, um den Schmerz aus seinen Gedanken zu verbannen, stieß einen trotzigsten Schrei aus und befreite sich aus dem Griff des Golems.

Mit einem Mal war es eisig kalt, dann folgte ein lautes Klappern. Uldyssian zitterte. Als er wieder etwas sehen konnte, erkannte er, dass von Malics Kreatur nur ein Haufen rauchender Äste übrig war.

Doch das war nicht alles. Als Uldyssian seine verkohlten Arme betrachtete, begannen die schon wieder zu verheilen. Die Haut verwandelte sich von entsetzlichem Schwarz über dunkelrot hin zu einem frischen, gesunden Rosaton, der völlig ebenmäßig war. Nicht einmal seine Kleidung wies Spuren von Rauch auf, geschweige denn Brandlöcher.

Uldyssians Freude darüber, den Hohepriester überlistet zu haben, schwand jedoch schnell, da die Sorge um Lyliä und die anderen zurückkehrte. Da sie schutzlos waren, konnten sie sich unmöglich gegen die gut ausgebildeten und blutrünstigen Friedenswahrer zur Wehr setzen.

Tatsächlich waren sie aber alle unversehrt. Zwar kreisten die Krieger der Triune sie ein, aber mehr gelang den Männern nicht. Jede andere Handlung zeitigte keinen Erfolg. Uldyssian sah, wie einer von ihnen mit dem Schwert ausholte, um es gegen seinen Bruder zu führen. Einige Zoll vor seinem beabsichtigten Ziel

prallte die Klinge wie an einer unsichtbaren Wand ab.

Ein anderer Friedenswahrer versuchte, Achilios zu packen, brach sich dabei aber fast die Hände, als er kurz vor dem Hals des Jägers gegen eine unsichtbare Barriere stieß. Das Gleiche traf auch auf Serenthia zu, die in diesem Moment Uldyssian anschaute. *Sie* hatte es verstanden, ganz im Gegensatz zu ihrem Angreifer. Die Augen weit aufgerissen, nickte sie ihm zu, um Uldyssians Macht anzuerkennen.

Und was Lylia anging ... die Edelfrau stand gleich hinter ihm und wurde hartnäckig, aber völlig vergeblich von mehreren eifrigen Dienern des Tempels attackiert. Sie stand inmitten ihrer Widersacher, und so wie Serenthia schaute sie Uldyssian an und verstand, dass er sie beschützen würde.

Das alles genügte ihm, trotz der widrigen Umstände ein Lächeln zustande zu bringen. Dieses Lächeln trug er weiter auf den Lippen, als er sich auf den Verursacher ihrer misslichen Lage konzentrierte.

Zum ersten Mal war Malic ernst, und er zeigte sich nicht wie zuvor desinteressiert. Stattdessen legte er die Stirn in Falten, und in seinen Augen blitzte kaum verhüllter Zorn auf. Der Hohepriester hielt eine kleine, mit Juwelen besetzte Schachtel in den Händen, deren geschlossener Deckel auf seinen einfältigen Widersacher zeigte.

»Du bist an alldem selbst schuld. Der Meister will dich lebend haben – und wenn es nur dein eben noch schlagendes Herz ist, das ich ihm präsentiere, mein Kind.«

Er öffnete die Schachtel.

Uldyssian zuckte unwillkürlich zusammen, sah dann aber, dass sich lediglich drei funkelnde Edelsteine darin befanden. Trotz des großen Abstands zu seinem Gegenüber und der Tatsache, dass

lediglich das Lagerfeuer für Licht sorgte, erkannte er, dass es sich um einen blauen ovalen und einen goldenen rechteckigen Stein sowie um einen weißen Diamanten in Form einer Träne handelte, der von allen Edelsteinen am größten war. Nach der Anordnung der Steine zu urteilen, gab es einen vorbereiteten Platz für einen vierten, der jedoch leer war.

»Glaubt Ihr, Ihr könntet mich bestechen, damit ich ein Bekehrter werde?«, fragte er schließlich neugierig.

Malic strich mit einem Finger über jeden der Steine. »Nein. Ich glaube, ich werde dich dazu bringen, mich *anzuflehen*, es dir zu gestatten.«

Ohne Vorwarnung brachen die Friedenswahrer ihren Angriff ab und eilten zu dem Kleriker zurück. Malic nahm von ihnen keine Notiz, sondern interessierte sich mehr für den freien Bereich zwischen ihm und Uldyssian.

Das Gelände füllte sich langsam mit dickem Qualm, der nichts mit dem Lagerfeuer zu tun hatte. Vor Rauch fürchtete er sich nicht, also atmete er tief ein und trat mit angehaltenem Atem vor. Wenn er diese Rauchwolke erst einmal hinter sich gelassen hatte, war er nur noch ein paar Schritte von dem Kleriker entfernt...

Ein ungewohnt schriller und sorgenvoller Ruf von Lylia ließ ihn jedoch aufhören. »Nein, Uldyssian! So nicht! Hüte dich vor den Lauernden!«

Kaum hatte sie ausgesprochen, nahm etwas Makabres unmittelbar vor dem Bauern Gestalt an. Uldyssian sah aus dem Augenwinkel rasiermesserscharfe Fortsätze an den offenbar *drei* Armen und einen knollenförmigen Kopf, der so schwer aussah, dass kein gewöhnlicher Körper ihn hätte tragen können. Vier funkelnde Augen glühten in einem unheilvollen Elfenbeinton.

Das Ding machte einen Schritt auf Uldyssian zu ... und im nächsten Moment leuchtete eine silbrige Aura rings um die monströse Gestalt auf. Sie hob die Arme noch über sich und stieß ein lautes Keuchen aus – und dann *verschwand* sie einfach.

Noch während Uldyssian auf unerklärliche Weise von diesem Ding verschont blieb, entstanden zwei weitere Gestalten im Rauch, die auf ihre Weise noch viel grotesker waren als die, die sich soeben offenbar in Luft aufgelöst hatte. Der Körper der einen sah aus wie frisch gehäutet, der röhrenförmige Körper besaß einen sehnigen, mit Dornen besetzten Schwanz und bestand aus zwei Beinen, die in Klauen ausliefen. Das Ding hatte keinen Kopf, auf dem Rumpf klaffte stattdessen ein Loch, aus dem heraus zahnähnliche Auswüchse nach Uldyssian zu schnappen versuchten.

Der teuflische Gefährte war eine skelettartige Gestalt mit dem Gesicht eines hungrigen Raubvogels. Zwei lederne, verkümmerte Flügel wuchsen aus den Schultern hervor, die Arme liefen nicht in Hände, sondern in Krallen sowie zahlreiche Saugnäpfe aus, und die Beine waren wie bei einem Grashüpfer nach hinten angewinkelt.

Irgendwo hinter dem Rauch hörte er Malic ein einzelnes Wort sagen: »*Lucion*.«

Das geflügelte Wesen sprang mit unglaublicher Schnelligkeit nach vorne. Eben hatte es noch vor Uldyssian gestanden, und jetzt wurde er davon bereits angesprungen. Die Attacke kam so plötzlich, dass ihn die Wucht des Aufpralls von den Beinen riss. Noch während er zu Boden ging, hörte er ein tiefes knirschendes Geräusch aus der Richtung der zweiten Bestie.

Die saugenden Gliedmaßen versuchten den Menschen an Brust und Kehle zu berühren, und Uldyssian hatte alle Mühe,

sich dagegen zu wehren. Mit den bloßen Händen packte er die Fortsätze und schob den Oberkörper des Dings so weit von sich, wie er nur konnte.

Über den Kampfplärm hinweg bemerkte Malic fast schon gleichgültig: »Sie werden gerade genug von dir am Leben erhalten, mein Kind, damit der Primus damit noch arbeiten kann. Gerade noch genug.«

Uldyssian versuchte sich dieser Kreaturen genauso zu entledigen, wie er es mit dem Feuergolem getan hatte, doch sie waren mehr von der Art wie das Ding im Wald. Nein, sogar schlimmer noch. Ohne zu verstehen, wie es möglich sein konnte, wusste Uldyssian, dass der Teufel, den er im Wald besiegt hatte, diesen Kreaturen hier weit unterlegen gewesen war.

Der lange, scharfe Schnabel befand sich dicht über Uldyssians Kopf, und er erwartete, dass das Ding nach ihm schnappte oder sogar versuchen würde, seinen Schädel zu durchbohren. Doch dann riss es seinen abscheulichen Schlund auf und stieß einen so ohrenbetäubenden Schrei aus, dass er dem Bauern durch Mark und Bein ging – ein Schrei ohne Ende und ohne Erbarmen.

Nur mit Mühe konnte er verhindern, das Bewusstsein zu verlieren. Schließlich ließ er einen der Arme des geflügelten Wesens los und packte den Schnabel. Damit ermöglichte er es der Kreatur aber zugleich, die Saugnäpfe auf seinen Oberkörper zu drücken.

Ein gespenstisches, zermürbendes Gefühl machte sich in ihm breit, als der Kontakt zustande kam, doch Uldyssian konnte sich von diesem Schmerz ebenso wenig aufhalten lassen, wie er es zuvor getan hatte. Irgendwie bekam er den Schnabel zu fassen und presste ihn zusammen, während er selbst so laut schrie, wie er konnte. Die Kreatur schüttelte heftig den Kopf, um sich aus dem Griff zu befreien, gleichzeitig entzog sie ihm weiter das, was

nichts anderes als seine Lebensenergie sein konnte.

Noch immer ein wenig schwindlig, versuchte Uldyssian, seinen Widersacher von sich zu schieben. Erst da wurde ihm bewusst, dass etwas seinen Fuß gepackt hatte und ihn zusammen mit dem Flügelwesen in die Richtung zog, wo sich zuletzt der andere Dämon aufgehalten hatte.

Er wollte gar nicht erst wissen, welchen Schrecken die andere Kreatur verhielt, also verstärkte er seine Anstrengungen. Dennoch gelang es ihm nicht, sich von dem ersten Gegner zu befreien. Die Macht, die ihn bislang so gut geschützt hatte, ließ ihn nun vollends im Stich. Als Grund dafür konnte er nur vermuten, dass er es nicht gewohnt war, sie über längere Zeit so intensiv anzuwenden. Er zweifelte nicht daran, dass er nach und nach gelernt hätte, wie er jeden seiner widerwärtigen Gegner hätte besiegen können, doch diese Zeit stand ihm jetzt wohl nicht mehr zur Verfügung.

Den Tod fürchtete er nicht, immerhin wusste er, Malic wollte ihn lebend fassen. Allerdings war dem Kleriker längst egal, in welchem Zustand sich der Bauer bis dahin befand. Ein verstümmeltes, blutiges Etwas, das zumindest noch atmete, schien zu genügen, damit der mysteriöse und eindeutig nicht so mitfühlende Primus zufriedengestellt war.

Die vampirgleichen Saugnäpfe des geflügelten Wesens bewirkten mittlerweile, dass er sich schwächer zu fühlen begann. Uldyssian hatte Angst vor dem, was den anderen zustoßen würde, wenn er versagte. Lylias vertrauensvoller Gesichtsausdruck war in sein Gedächtnis eingebrannt. Sie alle würde man gnadenlos abschlachten ... wenn das nicht längst geschehen war. Er wusste nicht, ob die drei noch dort und ob sie noch geschützt waren. Auch nicht, was mit Achilios geschehen sein mochte, der

nicht von seiner Jagd zurückgekehrt war. Vermutlich hatte er als Erster sein Leben verloren, als er im Wald den Friedenswahrern begegnete.

Taubheit breitete sich beginnend von den Füßen über seinen Körper aus, eine Taubheit, die ihn frösteln ließ. Er wusste, es war die Folge dessen, was das Flügelwesen mit ihm anstellte. Also hatten beide Dämonen ihn jetzt in ihrer Gewalt. Zweifellos bedeutete das sein Ende.

»L-Lylia ...«, murmelte er. »Lyl...«

Mit einem Mal begann er am ganzen Leib zu zittern, doch es hatte nichts mit dem Treiben der beiden Monster zu tun. Eine gewaltige, strahlende Kraft erfüllte den Sohn des Diomedes. Binnen eines Atemzugs fühlte er sich nicht nur erholt, sondern noch viel mächtiger als je zuvor. Die vereinten Kräfte der beiden Kreaturen erschienen ihm plötzlich vollkommen unbedeutend. Er musste darüber lachen, dass er gefürchtet hatte, er könnte von Wesen wie ihnen besiegt werden.

Von neuem Mut erfüllt packte Uldyssian den Schnabel des ersten Dämons, aber diesmal nicht nur in der Absicht, ihn zur Seite zu drehen. Stattdessen drückte er einmal fest zu und ließ ihn zersplittern. Das Geschöpf gab einen erstickten Laut von sich und versuchte nun seinerseits, sich aus Uldyssians Griff zu befreien. Dunkelgrüner Ichor lief aus dem zertrümmerten Maul und strömte über den Bauern, doch der ignorierte das Brennen, das jeder übelriechende Tropfen bewirkte, und interessierte sich viel mehr dafür, was er sonst noch bewirken konnte. Die Kraft durchströmte ihn wie ein reißender Fluss und stärkte ihn unablässig. Er spürte, wie sein Körper anschwell. Im Gegensatz zu seinen Gegnern war er ein Gigant. Ein Titan.

Wenn nicht gar ein *Gott*.

Malic runzelte irritiert die Stirn, da er nicht zum ersten Mal bemerkte, dass etwas nicht wie gewünscht ablief. Zuerst war da dieser sofortige Angriff des Narren gewesen, als die Dämonen gerade Gestalt anzunehmen begannen. Uldyssians Vernichtung des rasiermessergleichen Pyrioh, des übelsten Dieners, den sein Meister ihm mitgegeben hatte, war für den Hohepriester überraschender gekommen, als er sich nach außen hin anmerken ließ. Ihm war nicht einmal bewusst gewesen, wie die Kräfte des Bauern sich steigerten, so schnell war alles passiert.

Doch die beiden anderen Dämonen hatten seinen Wünschen entsprechend agiert, und es sah alles danach aus, dass sie mit ihrer Beute kurzen Prozess machen würden. Malic hatte seinen geschärften Sinne auf sie ausrichten müssen, um sicherzustellen, dass die beiden ihr Opfer nicht – wie es für Dämonen eigentlich üblich war – töteten. Der Hohepriester war dadurch so sehr in den Kampf vertieft gewesen, als wäre er selbst daran beteiligt. Aus diesem Grund bemerkte er auch nicht, wie der an sich längst unterlegene Bauer von einem Atemzug zum nächsten von einer erstaunlichen und eigentlich völlig unmöglichen Kraft erfüllt wurde.

Malic nahm dieses Anschwellen der Kräfte wahr, doch er verstand nicht, wie es dazu hatte kommen können. Fast schien es so, als seien sie ihm von einer anderen Quelle übertragen worden

...

Malic riss sich vom Anblick der Kämpfenden los und sah zu den drei Gefährten. Serenthia konnte der Kleriker von vorneherein ausschließen, da sie kaum in der Lage war, die Kraft wahrzunehmen, die in ihr heranwuchs. Das Gleiche galt für den verblüfft dreinschauenden Narren gleich neben ihr, den er als Uldyssians Bruder erkannt hatte. Etwas war zwar eigenartig an

ihm, doch er stellte nicht die Quelle dar.

Dann spähte er zu der letzten Person in der Gruppe, von der er zunächst so gut wie keine Notiz genommen hatte. Bei genauerer Betrachtung bemerkte er bei der Frau etwas, das nur jemand mit seiner Erfahrung sehen konnte – etwas, von dem er nie erwartet hätte, dass er es zu sehen bekommen *würde*.

»Großer Lucion!«, platzte es aus ihm heraus und er war dieses eine Mal unfähig, seinen selbstsicheren, verächtlichen Ausdruck zu wahren. Mit einer Hand zeigte er auf sie, und auf seinen Lippen formten sich die Worte für einen Zauber ...

Im gleichen Augenblick verspürte er einen stechenden Schmerz nahe dem linken Schulterblatt. Sein Wissen über den menschlichen Körper und die verschiedenen Punkte an ihm, die zum langsamen oder augenblicklichen Tod führten, war umfassend genug, um ihn erkennen zu lassen, dass das Geschoss, von dem er getroffen worden war – vermutlich ein Pfeil –, nur einen Fingerbreit mehr zur Mitte hin eine Verletzung verursacht hätte, die er selbst mit seinen Fähigkeiten nicht mehr hätte heilen können. So aber konnte er sofort die Gaben seines Meisters zur Anwendung bringen, wodurch er weder verblutete noch das Bewusstsein verlor.

Bedauerlicherweise bedeutete das aber auch, dass er sich weder weiter um den Kampf kümmern noch sich mit der schockierenden Entdeckung befassen konnte. Malic wankte nach hinten und versuchte, seine Konzentration zu wahren. Als er sich umdrehte, wurde er aber Zeuge des Todes von Bruder Rondo, der – von einem Pfeil in den Hals getroffen – zu Boden sank. Der Kleriker erfasste aus dem Augenwinkel eine flinke Gestalt, die sich am Rand des Lagers bewegte – ein simpler *Bogenschütze*.

Malic empfand es als eine Beleidigung, dass er beinahe von

jemandem getötet worden wäre, der nicht die mindeste magische Begabung besaß!

Aus der Richtung, in der Uldyssian kämpfte, drang ein sonderbares, beunruhigendes Geräusch an Malics Ohren. Zuerst dachte er noch, eine der Kreaturen könnte den Bauern zerfetzt haben, da er sie nicht länger unter Kontrolle hatte. Jedoch war es Uldyssian, der sich einmal mehr aus einer schier hoffnungslosen Situation gerettet hatte. In der linken Hand hielt er den schlaffen Kadaver des geflügelten Dämons, dessen Schnabel völlig fehlte.

Während der Kleriker in seine Richtung sah, warf Uldyssian das tote Monster achtlos zur Seite und packte den dritten Dämon an dessen langer, klebriger Zunge. Die war zuvor noch um das Bein dieses Narren gewickelt gewesen, um eine solche Kälte zu erzeugen, dass die meisten Sterblichen binnen eines Herzschlags in einen Eisblock verwandelt worden wären.

Doch Uldyssian hatte nicht nur diese tödliche Attacke überstanden, sondern er packte jetzt auch noch den letzten von Malics infernalischen Dienern. Die mahlenden Zähne des Monsters wollten sich in den Handgelenken des Bauern verbeißen, und für einen Augenblick glaubte der Hohepriester, Uldyssian habe einen tödlichen Fehler begangen.

Stattdessen zersplitterten die Zähne der Bestie jedoch wie Glas, als sie auf die nackte Haut des Menschen trafen.

Uldyssian selbst biss die Zähne zusammen und bekam eine Hand frei, mit der er den blutverschmierten Schnabel des ersten Dämons packte und ihn so hielt wie einen Dolch, den er dann tief in das fleischige Stück gleich über dem monströsen Maul des Dings jagte.

Der Dämon stieß einen schrillen Schrei aus, dann sackte er in sich zusammen. Aus der klaffenden Wunde strömte eine dickli-

che, schwarze Flüssigkeit.

Zur gleichen Zeit wurde der Pfeil aus Malics Rücken gedrückt, da die Wunde des Klerikers durch Willenskraft geheilt und verschlossen worden war. Er verspürte noch leichte Schmerzen, doch seine momentane Schwäche war vor allem eine Folge des Heilungsprozesses in Verbindung mit seinen Bemühungen, die Dämonen zu kontrollieren.

So hätte das nicht ablaufen sollen, wusste Malic, als er sah, wie auch sein letzter Dämon verendete. Der Primus würde vor Wut schäumen, und den Hohepriester schauderte bei dem Gedanken daran, wie sich dieser Zorn äußern würde. Er konnte sich noch allzu gut daran erinnern, wie sein Meister einmal seine Wut am Hohepriester eines anderen Ordens ausgelassen hatte. Anschließend war von dem Mann nicht mehr viel übrig gewesen, was beseitigt werden musste.

Aber was eine leichte Aufgabe hätte sein sollen, war genau das nicht gewesen. Malic vermochte noch immer nicht zu sagen, was eigentlich schiefgegangen war, dennoch konnte er sich des Eindrucks nicht erwehren, dass auch dem Primus irgendetwas entgangen war – so unmöglich das auch schien.

Uldyssian sah den Kleriker an. Auf seinem schweißnassen Gesicht zeichnete sich ein Ausdruck ab, der Malic zu gut an jenen Zorn erinnerte, den er nur beim Primus für denkbar gehalten hatte.

Ohne sich um seine Untergebenen zu scheren, strebte Malic eilends danach, sich selbst zu schützen.

Die Kraft, die ihn und die Friedenswahrer traf, war mindestens hundertmal so stark wie das, was ihnen zuvor begegnet war. Diesmal flogen die Leiber mit solcher Wucht durch die Luft, als hätte man sie mit Katapulten abgefeuert. Die Männer schrien

auf, als sie gegen Bäume prallten und durch Baumkronen wirbelten. Ein Friedenswahrer wurde so unfassbar heftig gegen einen Stamm geschleudert, dass der zersplitterte und der Baum insgesamt in seine Nachbarn stürzte.

Lediglich Malic hielt sich auf den Beinen, allerdings nur mit viel Mühe. Ungläubig sah er mit an, wie Uldyssian mit finsterer, entschlossener Miene auf ihn zukam. Blut war in den Augen des Bauern zu sehen, und der Kleriker wusste, dass seine ursprüngliche Beute etwas entfesseln wollte, das alles Dagewesene übertreffen würde.

Angesichts dieser Erkenntnis tat Malic das Klügste, was er tun konnte.

Die Windhose erwachte unmittelbar vor Uldyssian zum Leben und zog Erdreich und lose Objekte in die Luft, sodass dem Mann für einen Moment die Sicht genommen war.

Der Kleriker konzentrierte sich ...

Uldyssian wischte die dichte Staubwolke zur Seite und ärgerte sich, dass er nicht mit etwas Derartigem gerechnet hatte. Ihm war die Sicht genommen, und er machte sich auf das Schlimmste gefasst, da Malic zweifellos einen weiteren und viel tückischeren Angriff folgen lassen würde.

Doch der Staub sank rasch wieder zu Boden, und der Bauer sah, dass der Hohepriester spurlos verschwunden war.

Der Sohn des Diomedes stand verwirrt da und wartete auf eine weitere Hinterlist, aber Malic tauchte nicht wieder auf. Stattdessen schlangen sich überraschend zwei schmale Hände von hinten um ihn, und dann hörte er Lylia sagen: »Du hast es geschafft, Uldyssian! Du hast uns alle vor dem Kleriker und seinen Dämonen bewahrt!«

Er ließ den Blick über das Areal rund um das Lagerfeuer

schweifen und sah die Leichen der Friedenswahrer und der beiden Dämonen. Bei mindestens drei der Männer ragten Pfeile aus den Leibern, ein Zeichen dafür, dass nicht nur Uldyssian allein die Gruppe beschützt hatte. Achilios stand bei Serenthia und spendete ihr Trost.

»Vergib ihr ihre Gedankenlosigkeit, Liebster«, fügte Lylia leise hinzu. »Sie wollte uns nicht in Gefahr bringen.«

Uldyssian wollte zu Serenthia gehen und ihr sagen, dass er verstand, wie Malic die Kontrolle über ihren Geist erlangt hatte, doch er entschied, die Situation dem Jäger zu überlassen. Achilios würde alles tun, um die aufgewühlte junge Frau zu beruhigen.

»Du warst atemberaubend«, fuhr die Edelfrau fort. »Verstehest du es jetzt, Liebster? Siehst du, dass dir keine Grenzen gesetzt sind, dass dich nichts davon abhalten kann, unseren Traum zu verwirklichen?«

Natürlich hatte er das alles mitangesehen, und noch immer empfand er Ehrfurcht vor seinen eigenen Taten. Ein hoher Kleriker hatte Zauber, Männer und Monster auf ihn angesetzt und war damit gescheitert. Wovor sonst sollte sich ein Mann noch fürchten können? Sicherlich vor nichts.

Aber sie würden es wieder versuchen ... und die anderen – vor allem Lylia – würden so lange auf ihn angewiesen sein, bis sie gelernt hatten, die Kraft in sich selbst zu wecken.

»Lass sie nur alle kommen«, sagte er, ohne sich seiner Worte bewusst zu sein. »Lass *ihn* kommen«, fügte er hinzu und dachte dabei an Malic.

Lylia stellte sich neben ihn. Im Schein des Lagerfeuers leuchteten ihre Augen. »Uldyssian, hast du gehört, was der Kleriker sagte? Hast du den Namen gehört?«

»Den Namen?« Vergeblich versuchte er sich zu erinnern.

»Welchen?«

Sie kniff ein wenig den Mund zusammen. »*Lucion* sagte er. Der Kleriker rief einem der Dämonen den Namen *Lucion* zu!« Sie richtete ihren Blick auf Mendeln, der sich ihnen näherte. »Ihr. Ihr habt den Namen gehört, nicht wahr?«

Der Bruder benötigte unübersehbar einen Moment, um seine Gedanken zu ordnen, dann nickte er. »Ja, ich hörte den Namen. Wirklich, Uldyssian.«

Lucion. Den hatte der erste Dämon kurz vor seinem Tod noch angerufen, und über Malics Lippen war der Name nun ebenfalls gekommen.

Gab es eine Verbindung gab zwischen dem Tempel und diesem Lucion? Zwischen dem Primus und diesem Meister der Dämonen?

Uldyssian verspürte bei diesen Überlegungen ein massives Unbehagen. Dämonen, die im Dienste des Tempels standen ... was hatte das zu bedeuten?

Und *wer* war dieser Primus, der möglicherweise zugleich auf den Namen *Lucion* hörte?

NEUN

Malic schrie ... und schrie ... und schrie ...

Er schrie, obwohl niemand ihn hören konnte, nicht hier im Allerheiligsten des Meisters. Er schrie, um von dem Schmerz befreit zu werden, auch wenn er wusste, dass keiner kommen würde, solange der Primus das nicht befahl. Es lag im Ermessen des Meisters, Malic für alle Ewigkeit Qualen erleiden zu lassen.

Die Angst davor stachelte den Hohepriester dazu an, noch weiter zu schreien. Plötzlich aber ließ der Schmerz nach. Mühsam nach Atem ringend fiel Malic auf den Steinboden, dessen Festigkeit ihn erstaunte. Er hätte schwören können, auf einem Meer aus Nadeln und Flammen zu treiben.

»Ich hätte einen Novizen im ersten Jahr losschicken können, und das Ergebnis wäre das Gleiche gewesen«, hörte er den Primus sagen. In der Stimme schwang nichts von der sanften Ruhe mit, für die der hohe Kleriker bei seinen Gläubigen bekannt war. Malic dagegen kannte diesen frostigen Ton nur zu gut. Allerdings hatte er früher immer anderen gegolten, niemals ihm. Und diejenigen, denen er gegolten hatte, waren ausnahmslos nie wieder aus dieser Kammer zurückgekehrt.

»Du hast mich schwer enttäuscht«, redete der Primus weiter. »Ich hatte so große Hoffnungen in dich gesetzt, mein Malic, so große Hoffnungen! Wer ist länger als jeder andere Sterbliche mein Liebling gewesen?«

Es handelte sich nicht um eine rhetorische Frage, das wusste Malic genau. »*Ich* war es, Mächtiger ...«

»Ja ... ja, du warst es, mein Malic. Dein Leben hat doppelt so

lange gewährt wie das eines jeden anderen Menschen, und in dieser Zeit hast du das vorzeitige Ableben vieler erlebt, wie du vielleicht noch weißt ...«

Nun rechnete der Hohepriester des Ordens von Mefis fest damit, dass sein Leben verwirkt war. Er sah auf, entschlossen, seinem Meister noch einmal in die Augen zu blicken.

Der Primus schaute von seinem prunkvollen Sessel aus auf Malic herab und schwieg so lange, dass der zu schaudern begann, obwohl er bemüht gewesen war, im Angesicht des Todes oder eines noch schlimmeren Schicksals eine tapfere Miene aufzusetzen. Wenn der Meister es so sehr hinauszögerte, dachte er sich für gewöhnlich etwas besonders Schreckliches aus.

Der Primus erhob sich aus seinem Sitz und kam mit bedächtigen Schritten zu seinem gescheiterten Diener. Dabei musterte Lucion ihn, als würde er irgendetwas abwägen. Zum ersten Mal seit seiner Rückkehr in den Großen Tempel gestattete der Hohepriester sich einen Funken Hoffnung. Würde er einen Strafaufschub erhalten?

»Ich habe viel in dich investiert, mein Malic.« Der Tonfall des Primus wurde noch finsterer, jede Silbe versprühte Gift und Galle, jedes Wort versprach Verdammnis. Der Hohepriester ließ wieder den Kopf hängen, davon überzeugt, dass das Schwert doch noch auf ihn herabfallen würde.

Stattdessen hielt der Meister ihm seine Hand hin, die er zitternd ergriff. Dann zog der Primus ihn hoch, damit er sich aufrecht hinstellte.

»Ich bin *sein* Sohn, mein Malic, und ich stehe *ihm* genauso Rede und Antwort, wie du es mir gegenüber tust. Ich werde dir dieses eine Mal dein Leben lassen, da ich eine Frage mit mir herumtrage, die nicht einmal du verstehen würdest. Eine Frage, die

Auswirkungen haben könnte auf diese Kreatur namens Uldyssian ...«

»Ich bin Euch zutiefst dankbar, Meister! Ich lebe nur, um Euch zu dienen! Das schwöre ich.«

Der Primus hielt immer noch seine Hand fest und nickte bestätigend. »Ja ... das tust du ... und damit du das nie wieder vergisst, mache ich dir ein Geschenk.«

Der Hohepriester schrie wieder auf, da seine Hand aufflammte, als sei sie in Brand gesetzt worden. Zu seinem Entsetzen begann sofort eine Verwandlung, bei der das zarte Fleisch und die Sehnen durch etwas Verdrehtes, Knorriges ersetzt wurden, bis sich dicke Schuppen gebildet hatten, die weit über das Handgelenk hinausreichten. Die beiden äußersten Finger verschmolzen zu einem einzigen.

Der Schmerz hielt auch noch an, lange nachdem der Zauber abgeschlossen war. Der Primus ließ nicht zu, dass Malic auf die Knie niederging. Er zwang den Kleriker, vor ihm zu stehen und ihn anzusehen. Der Blick des Meisters hielt seinen Diener förmlich gefangen.

»Du trägst jetzt mein Zeichen, mein Malic ... mein Zeichen und das meines Vaters.« Endlich ließ der Primus ihn los. »Jetzt und für alle Zeit.«

Malic zitterte am ganzen Leib, weigerte sich aber, sich zu Boden sinken zu lassen. Während er hin- und herschwankte, hielt er den Blick nach unten gerichtet und keuchte: »G-groß ist Lucion, allmächtig und allwissend ... und noch größer ist ... ist sein Vater, der ruhmreiche und gütige ...« Er wagte es, wieder aufzublicken. »... *Mephisto*.«

Lucion lächelte, wobei seine makellosen Zähne auf einmal scharfer und spitzer aussahen. Seine Gestalt wurde plötzlich in

Schatten getaucht, was jedoch nichts mit dem Licht zu tun hatte. Auch wenn es nur ein kurzer Blick auf sein wahres Ich war, genügte es dem Hohepriester, um noch bleicher zu werden.

So schnell, wie sich sein Aussehen geändert hatte, nahm der Primus wieder sein freundliches Erscheinungsbild an. Er legte dem Kleriker eine Hand auf die Schulter, und dieser schaffte es, bei dieser Berührung nicht zusammenzuzucken.

»Du hast deine Lektion gut gelernt, mein Malic. Deshalb bleibst du auch weiterhin mein Liebling. Für den Augenblick jedenfalls. Komm nun. Ich glaube, wir sollten uns besser wieder dieser Angelegenheit dort unten widmen ...«

»Wie Ihr wünscht, Mächtiger.« Malic ging neben dem Primus her, während er seine verwandelte, pochende Hand umschlossen hielt.

Weiter sagte er nichts, da er sich nicht erneut den Zorn seines Meisters zuziehen wollte.

Er, dessen wahrer Name Lucion lautete und der der Sohn des Mephisto war, ging mit ihm nicht zur Tür, die aus dem Allerheiligsten hinausführte, sondern zur Wand hinter seinem Thron. Während sie sich näherten, beschrieb der Primus eine Geste in der Luft.

Ein flammender, tiefroter Bogen entstand an der Wand und wurde rasch länger, bis die Enden den Steinboden erreicht hatten. Das Ganze lief so schnell ab, dass Malic kaum Zeit für einen Atemzug hatte. Dann verschwand dieser Bereich der Wand innerhalb der flammenden Linien und gab den Blick frei auf einen von Fackeln erhellten Korridor, der nach unten verlief, als führte er in eine uralte Grabkammer. Die Wände selbst waren von wie versteinert aussehenden Wachen gesäumt, deren furchterregende Rüstung nichts mit der der Friedenswahrer gemein hatte.

Als Lucion und der Hohepriester von Mefis in den Korridor eintraten, richteten die finster dreinschauenden Wachen ihre Blicke auf die beiden und gingen dann sofort in Habtachtstellung. Unter den schwarzen Helmen, die an Widderschädel ohne Hörner erinnerten, waren schwarze Augenhöhlen – keine Augen – zu sehen. Die Haut der Krieger hatte die Farbe von Grabsteinen, und ihre Brustschilder trugen das Emblem ihrer unheiligen Berufung: einen blutenden Schädel, der auf zwei Schwertern steckte, um die sich Schlangen wanden.

Malic war mit ihrer Art vertraut, und er hatte sogar viele von ihnen ausgewählt. Anders als ihr Meister machten sie ihm keine Angst, denn ihr Los war es, im Namen des Primus von den Hohepriestern angeführt zu werden, wenn der Tag kam, an dem der Tempel das Sanktuarium vollständig unter seiner Kontrolle hatte und aller Schein aufgegeben werden konnte.

Sanktuarium. Diesen Namen kannten nur wenige, und nur die wenigsten von ihnen zählten zu den Sterblichen. Malic hatte die Wahrheit über seine Welt von seinem Meister erfahren, der sich in der Position befand, die Realität besser zu verstehen als die meisten Menschen. Immerhin war er vom gleichen Blute – falls man eine solche vereinfachende Bezeichnung überhaupt verwenden konnte – wie der Herr des Hasses, den manche als einen Dämon bezeichneten und der zusammen mit seiner Brüdern Baal und Diablo über die Brennenden Höllen herrschte.

Das Konzept von Gut und Böse war – ausgenommen in seinem akademischen Sinn – für Malic schon lange nicht mehr interessant. Der Hohepriester kannte nur Macht, und was der Primus verkörperte, war die absolute Macht *jedweder* Schöpfung. Waren es schließlich nicht jene Drei, die dereinst zusammengekommen waren, um das Sanktuarium zu gründen und es mit den

Früchten ihrer Fantasie zu füllen? Und hatte nicht einer, von dem sie glaubten, er sei ein Verbündeter, sie überlistet und für Jahrhunderte aus dem Sanktuarium verstoßen? Doch trotz dieses Verrats hatten sie inzwischen wieder begonnen, in dem von ihnen geschaffenen Reich Fuß zu fassen, und schon bald würden sie es demjenigen entreißen können, der es ihnen stahl. Dieser Verfluchte glaubte, er habe ein Königreich ganz für sich allein, mit dessen Bewohnern er nach Gutdünken spielen konnte. Aber er hatte die Drei unterschätzt, und nach Malics Meinung hatte er vor allem den Sohn von einem der Drei – Lucion – unterschätzt.

Lucion war es gewesen, der nach so langer Zeit den Verräter dazu gebracht hatte, aus seinem Versteck zu kommen. Dies war der erste Schritt auf dem Weg, um das Sanktuarium zurückzuerobern und es wieder zu dem zu machen, was es einst hatte sein sollen – ein Ort, an dem einige wenige Würdige – so wie er selbst – großgezogen wurden, um den Dreien dabei zu helfen, alles Existierende in ein Abbild ihres Ruhms zu verwandeln.

Für Männer wie Malic bedeutete das, über mehr Macht zu verfügen, als alle Magierclans und unbedeutenden Adligen zusammengenommen.

Was der Primus in diesem Zusammenhang von jenem Uldysian wollte, verstand nicht einmal der Hohepriester in vollem Umfang. Malic konnte sich nur vorstellen, dass Uldyssian der Erste einer neuen Kriegerlegion für die Drei sein würde. Welchen anderen Nutzen sollte er sonst haben? Malic hatte sein Potenzial gesehen und gespürt, daher glaubte er, mit seiner Vermutung richtig zu liegen. Wenn sein Wille erst einmal gebrochen war, würde er sich Lord Lucion unterordnen und zu einem perfekten Diener werden, der alle Befehle ausführte, ganz gleich wie schrecklich sie auch sein mochten.

So wie die Morlu, dachte der Kleriker.

Als solle sein letzter Gedanke unterstrichen werden, erreichten sie in diesem Moment das Ende des Korridors. Ein schimmernder Schleier aus giftigem Grün, den Malic gut kannte, versperrte ihnen den Weg.

Wieder machte der Sohn des Mephisto eine knappe Geste. Der Schleier verwandelte sich in Rauch und war dann völlig verschwunden ... und mit einem plötzlichen, durchdringenden Schlagen von Metall auf Metall lag der Hort der Morlu vor ihnen.

Morlu war der Name, den Lucion den Soldaten mit den Widerhelmen gegeben hatte. Es war ein magisches Wort, zwei Silben voller Magie, die auf Lucions Vater zurückging. Die Morlu waren mehr als nur fanatisch. Sie lebten und atmeten das Verlangen des Herrn des Hasses. Sie schliefen nicht mehr, aßen nichts, *kämpften* nur noch.

Als Malic und sein Meister das riesige schüsselförmige Gewölbe tief unter dem Tempel betraten, trafen sie auf Morlu, die gerade genau das taten: kämpfen. Im Schein der breiten Ströme aus geschmolzener Erde, die sich willkürlich durch die gigantische Höhle zogen, wirkte die Szene wie dem Albtraum eines Dämons entsprungen. Ein Meer von Gestalten, die alle Rüstungen trugen, drosch unablässig und mit purer Begeisterung aufeinander ein. Gliedmaßen lagen auf dem Felsboden verstreut, der mit Ichor getränkt war. Unzählige Leichen bedeckten den Boden, so weit man schauen konnte. Malic entdeckte Schädel, die weit von ihren Körpern entfernt lagen. In den Fällen, in denen sie noch ihren Unterkiefer besaßen, war der Mund weit aufgerissen, als würde der Kämpfer weiter seinen Todesschrei ausstoßen. Vielen fehlten Augen, Nase oder Ohren, und sie unterschieden

sich in ihrem Aussehen nicht allzu sehr von denen, die noch lebten und die aller Verstümmelungen zum Trotz so sehr auf ihren Kampf konzentriert waren, dass sie nichts von ihren Wunden spürten. Andere Körperteile lagen an den Ufern der Lavaströme verstreut, und mit jedem Atemzug kamen weitere hinzu, die von den eifrigen Kämpfern abgetrennt wurden.

Ein kurzer Blick auf die Szene unter ihnen ließ erkennen, dass der Kampf weder einem bestimmten Rhythmus folgte noch dass überhaupt ein Grund für das Treiben existierte. Man konnte nicht einmal zwei rivalisierende Seiten ausmachen, da die Morlu so etwas nicht benötigten. Jeder Krieger kämpfte für sich allein und schloss sich mit anderen nur so lange zusammen, wie es dem Erreichen eines gemeinsamen Ziels diente. Sobald das geschafft war, wandten sie sich für gewöhnlich sofort wieder gegeneinander.

Fröhlich metzelten sie einander nieder und legten dabei eine titanenhafte Leistung an den Tag, die sie auch im Kampf mit jedem Feind von außen bewiesen hätten. Nur ein solcher Gegner bewirkte bei ihnen, dass sie wie *ein* Mann geschlossen vorrückten – so wie es sich ihr Herr und Meister auch von ihnen wünschte. Sie sollten wie eine Seuche sein, die alle niederstreckte, die sich nicht bekehren ließ und sehr wahrscheinlich dem Verräter diente – ganz gleich, ob aus einer bewussten Entscheidung heraus oder weil sie getäuscht worden waren.

Lucion sah zur Decke, doch Malic wusste, dass sein Meister sich nicht für die dortige Felsformation interessierte. Vielmehr blickte er durch das hindurch, was für einen Sterblichen eine Barriere war, und schaute an einen Ort, den weder der Hohepriester noch irgendein gewöhnlicher Mensch je zu sehen bekommen würde.

»Wir haben unseren Besuch auf den richtigen Zeitpunkt gelegt. Die Stunde ist nah, mein Malic«, sagte der Primus im Tonfall eines stolzen Vaters beim Anblick seiner Kinder. »Lass uns innehalten und die Schönheit genießen, während sie sich erneuert.«

Lord Lucion schaute wieder nach unten auf das verheerende Bild, das sich dort bot, und deutete auf das Zentrum des Ganzen, wo das schlimmste Gemetzel wütete. Dort lag ein schwarzer Edelstein fast von der Größe eines erwachsenen Mannes, eingebettet in eine dreieckige Säule aus rotgemasertem Marmor – Blutmarmor. Der Stein wurde von Malics Meister *Kuss des Mephisto* genannt, auch wenn der Kleriker aufgrund früherer Bemerkungen annahm, dass er einmal den Namen eines anderen getragen hatte, über den Lord Lucion aber kein Wort verlieren wollte.

»Sieh hin, mein Malic ...«

Als sei die Zeit angehalten worden, erstarrte jeder Morlukrieger inmitten seiner Bewegung. Klingen blieben in Leibern stecken, abgetrennte Köpfe verharrten in der Luft, und über allem lag völlige Stille.

Der Kuss des Mephisto sandte eine Welle aus schwarzem Licht aus. Keine Dunkelheit, sondern einfach absolut schwarzes *Licht*.

Sobald es die Krieger erfasste, wanden und drehten sie sich, als seien ihre Knochen flüssig geworden. Verwaiste Gliedmaßen flogen durch die Luft und sogen sich an ihren ursprünglichen Trägern fest. Klaffende Wunden verschlossen sich. Zermalmte Leichen setzten sich von Neuem in Bewegung.

Malic fühlte sich bei diesem Anblick an die Veränderung erinnert, die er selbst durchgemacht hatte, und umklammerte seine entstellte Hand.

Die Reihen der Morlu wurden neu aufgebaut, und sogar aus den Magmaströmen tauchten wiederbelebte Krieger auf. Ihre Rüstungen leuchteten, solange die Gluthitze der Lava nachwirkte, in der sie gelegen hatten, dann nahmen sie wieder ihr ursprüngliches mattes Schwarz an.

Für Malic war diese Auferstehung der Toten und die Heilung der Verwundeten ein wundersamer Anblick, auch wenn er wusste, dass es in gewisser Hinsicht eigentlich gar nicht das war, wonach es aussah. Bei den heute oder an einem früheren Tag getöteten Morlu handelte es sich gar nicht mehr um Menschen, sondern um Kadaver. Mephisto erfüllte sie durch den Willen seines Sohnes Lucion wieder mit einer Art Leben. Was aber in ihnen existierte, das war eine dämonische Essenz, die das einstige Leben *nachahmte*. Jeder neue Morlu-Krieger schloss sich sofort den Reihen der animierten Kämpfer an, so rau waren die permanenten Schlachten. Doch sie betrachteten es als Ehre, da sie glaubten, ihre Seelen seien auf irgendeine Weise immer noch ein Teil des Ganzen.

Was tatsächlich mit ihren Seelen geschah, das wusste allein der Herr des Hasses – zumindest glaubte Malic das.

Augenblicke später war das Feld wieder voller rastloser Krieger im Vollbesitz ihrer Kräfte. Mehrere von ihnen knurrten sich gegenseitig an und zeigten jedem potenziellen Feind ihre Schwerter, Streitknüppel und Streitäxte. Das Blut, das einen Großteil des Bodens bedeckt hatte, war in den Fels eingezogen und verblasst. Dem Anschein nach hatte es hier nie eine Auseinandersetzung gegeben.

»Damos ...«, flüsterte Lord Lucion.

Weit entfernt, inmitten der Kriegerreihen, wandte sich ein besonders großer und grotesk wirkender Morlu um und sah zu den

beiden hinauf. Plötzlich hob er sein gewaltiges Schwert und stieß einen gutturalen Schrei aus, der ein Salut an seinen Meister sein sollte.

Der Primus nickte, hob einen Arm und hielt die Finger gespreizt. Damos nickte ebenfalls und stürmte durch die Reihen seiner Gefährten. Unerwartet packte er einen von ihnen am Kragen und zog ihn hinter sich her. Der Morlu folgte Damos, während der vom Primus auserkorene Befehlshaber den nächsten packte. Auf diese Weise erreichte er schließlich mit fünf Kämpfern die Stelle, an der Lucion und Malic auf ihn warteten.

»Großer Meister ...«, krächzte Damos, während er niederkniete. Seine Stimme klang ähnlich wie die eines jeden Morlu, der einmal getötet worden war. Es schien so, als könnte die dunkle Essenz in ihrem Inneren sich nicht voll und ganz für einen Menschen ausgeben. Damos' Stimme wäre niemals als menschlich durchgegangen.

Hinter dem führenden Morlu knieten auch die fünf anderen nieder. Lucion berührte Damos' Helm und gab ihm seinen Segen, dann wandte sich Damos zu Malic um. »Hohepriester ...«

Malic wiederholte die Geste seines Meisters.

»Erhebe dich, Damos«, befahl Mephistos Sohn. Nachdem er gehorcht hatte, sagte der Primus: »Du unterstehst dem Befehl des Hohepriesters. Du wirst ihm bedingungslos gehorchen.«

»Ja, Mächtiger ...«

»Es geht um lebende und tote Beute. Du kennst den Unterschied.«

Der Morlu nickte. Malic kannte Damos noch von einer früheren Gelegenheit. Der Helm bedeckte das Gesicht, das so aussah, als hätte der Kuss des Mephisto es nicht vollständig wiederherstellen können, nur zum Teil. Von der Nase war kaum mehr

übrig als zwei klaffende Löcher, der Unterkiefer wirkte so, als habe er einmal einer größeren Kreatur gehört, womöglich einem Bären. Die Augenhöhlen saßen schief zueinander im Gesicht. Doch von der Tatsache abgesehen, dass er keine Augen mehr besaß, sah er weitgehend so aus wie zu der Zeit, als er in die *lebendigen* Reihen der neuen Morlu aufgenommen worden war. Er war ein durch und durch abgrundtief hässlicher Mensch, und seine finstere Seele hatte schon damals der alten Weisheit widersprochen, man solle nicht vom Aussehen auf den Charakter eines Menschen schließen. Zwischen dem sterblichen Damos und dem Ding, das gegenwärtig seinen Körper übernommen hatte, bestand kaum ein Unterschied.

»Der Hohepriester wird bestimmen, wer lebend gefasst werden muss. Die anderen sind zu töten«, fuhr Lucion fort. Zu Malics Überraschung fügte der Dämonenlord noch hinzu: »Aber ihr müsst euch auch vor einem anderen hüten.«

»Einem anderen?«, platzte es aus dem Kleriker heraus, der sich plötzlich an einiges von dem erinnern konnte, was er seinem Meister alles zu seiner Verteidigung vorgebracht hatte, als der ihn für sein Versagen strafte.

Die Stimme des Primus nahm einen Tonfall an, den Malic in all den Jahren, die er ihm nun schon diente, noch nie bemerkt hatte. Es klang fast nach ... *Unsicherheit*? Nein, das war unmöglich. Lucion war *nie* unsicher. Niemals.

»Ich spürte ...«, setzte der Sohn des Mephisto nach einer unangenehm langen Pause fort, »... dass nicht alles so ist, wie es nach außen hin erscheint. Etwas ist eingedrungen, etwas ... anderes ...« Er ließ den Satz unvollendet und hing irgendeinem Gedanken nach.

Der Morlu rührte sich schwach, und Malic wurde immer un-

ruhiger. Das war nicht die Art, wie sich sein Meister sonst verhielt. Er machte beim Reden niemals Pausen, und er zögerte nie.

Was war los? Und wer oder was war dieses *andere*?

Malic dachte zurück an seinen eigenen Verdacht, was die Niederlage anging, die ihm der Bauer zugefügt hatte. Er war von der unglaublichen Kraft überwältigt worden, über die dieser einfältige Uldyssian verfügte, Kraft in Verbindung mit einem Geschick, das dieser Narr gar nicht hätte besitzen dürfen. Der Hohepriester hatte sich schon da gefragt, ob sich irgendetwas hinter den Kulissen abspielte – ob die Dinge womöglich nicht so waren, wie sie ihm erschienen.

Und nun ... nun vermutete Malic, dass Lord Lucion genauso dachte. Wie es schien, *glaubte* Lucion ihm seine Schilderung!

Mephistos Sohn schüttelte den Kopf, seine Miene verfinsterte sich drastisch. »Nein ... das kann nicht sein.« Der Gesichtsausdruck veränderte sich erneut und nahm wieder die Züge an, die jene Überzeugung und Gewissheit ausstrahlten, die Malic von ihm gewohnt war. »Du wirst es wissen«, fuhr der Primus auf einmal ruhig fort und wandte sich dem Kleriker und Damos zu. »Du wirst es diesmal wissen. Es muss ausgelöscht werden. Der Bauer – dieser Uldyssian ul-Diomed – muss gerettet werden, doch *es* und alles, was es umgibt, darf nicht länger existieren. Ist das *klar*?«

Der Anführer der Morlu verneigte sich bestätigend. Malic nickte, während seine menschliche Hand noch immer die verwandelte umschlossen hielt.

Lucion bemerkte diese Geste, lächelte milde und sagte zu dem Menschen: »Es *ist* eine Gabe, die du von mir bekommen hast, mein Malic. Du wirst schon sehen. Du wirst schon sehen ...«

Die Erklärung machte dem Hohepriester Mut, und er betrach-

tete die erschreckende Gliedmaße genauer. Sein Meister tat nichts ohne Grund. Tatsächlich eine *Gabe*! Die Finger konnte er so bewegen wie bei seiner alten Hand und darüber hinaus noch in der einen oder anderen Weise, die ihm bislang nicht möglich gewesen war. Der Schmerz hatte endlich nachgelassen. Sonderbarerweise fühlte sich der Kleriker stärker als zuvor.

Der Sohn des Mephisto legte seine Finger aneinander und erklärte abschließend: »Nun wird es Zeit, erneut nach dem Mann mit Namen Uldyssian zu suchen. Ein Scheitern werde ich nicht hinnehmen, ist das klar?«

Wieder nickten Malic und Damos wortlos.

»Dann wäre das alles. Ihr werdet sofort aufbrechen.«

Die ausgewählten Morlu scharten sich hinter Malic, der sich vor seinem Meister verbeugte. Neuer Eifer hatte die Angst aus dem Herzen des Klerikers vertrieben. Stumm schwor er, Uldyssian ul-Diomed zu Lord Lucion zu bringen, auch wenn das bedeuten sollte, dass er solange auf den Bauer einprügeln musste, bis der nur noch einen winzigen Lebensfunken besaß, mit dem der Primus immer noch genug würde anfangen können.

Während er Damos und die anderen fünf aus dem Gewölbe führte, überlegte Malic, von welcher Art Eindringling sein Meister gesprochen haben mochte. Doch ganz gleich, welche Kraft dieses Unbekannte besaß, wollte Lord Lucion es dem Vernehmen nach vernichtet sehen. Was untypisch für ihn war. Normalerweise hätte Malic erwartet, dass das vordringlichste Ziel sein würde, den Eindringling dingfest zu machen, damit Lucion sich vielleicht seiner Kräfte bemächtigen konnte. Untypisch, absolut. Der Hohepriester war fast überzeugt, dass sein Meister ganz genau wusste, um *was* – oder *wen* – es sich bei dem Störenfried handelte.

Es war nicht Malics Art, seinen Meister zu hintergehen. Er

war nicht so töricht, das zu versuchen. Dennoch würde es ganz gewiss nicht schaden, mehr darüber herauszufinden, womit er es zu tun hatte. Wenn seine Neugier gestillt war, konnten die Morlu es noch immer vernichten.

Wichtig war nur dieser Narr von Bauer ...

Lucion verfolgte Malics Abreise nicht mit. Er wusste, diesmal konnte er darauf vertrauen, dass der Kleriker ihm gehorchte. Dem Sterblichen blieb gar keine andere Wahl.

Die Morlu-Legionen ließ Lucion noch warten. Er hatte seinen Dienern nicht alles gesagt und sie auch nicht über die wahre Richtung seiner Überlegungen aufgeklärt.

Es kann nicht sein, haderte er mit sich. *Es kann nicht sein ... dass sie es ist. Sie kann nicht hier sein.*

Das ließ ihn an den anderen denken, an den, mit dem er diese Spiele gespielt hatte, um Geist und Seele der Sterblichen zu kontrollieren. Der eine ähnelte den anderen genauso wenig wie er selbst. Konnte es sein, dass sein Widersacher seine Finger im Spiel hatte? War das alles nur eine List, um Lucion und seinen Vater aus der Reserve zu locken? Das ergab auf jeden Fall mehr Sinn als die Möglichkeit, dass *sie* hier war.

Noch würde er seinem Vater nichts davon berichten. Während Malic sich zu recht vor der Bestrafung durch den Primus fürchtete, hatte Lucion seinerseits Angst vor dem Zorn seines Vaters. Seine eigene grausame Art war nichts im Vergleich zu der des *Herrn des Hasses*. Nein, vorläufig würde Mephisto noch nichts erfahren.

Aber wenn *sie* es war ... dann würde Lucion früher oder später seinem Vater gegenüberreten müssen.

Ich muss mehr erfahren. Was er Malic nicht gesagt hatte: Wenn dieser das nächste Mal dem Bauern gegenüberreten wür-

de, würde der Kleriker dabei Lucion die Wahrheit über diese zweite Macht enthüllen, die den Menschen benutzte, um ihre Anwesenheit zu tarnen. Malic war seinem Meister durch die neue Hand stärker verbunden, als er es wusste. Diese Hand besaß Fähigkeiten, mit denen es sogar möglich war, *sie* zu vernichten ... natürlich auf Kosten desjenigen, der diese Hand an sich trug. Lucion hielt Malic für besonders nützlich, doch sein Verlust würde ein geringer Preis dafür sein, das Sanktuarium insbesondere vor *ihr* zu schützen.

Der Primus versuchte seinen Geist zu besänftigen und nickte den wartenden Kriegern unter ihm zu.

Ein kollektiver Aufschrei ertönte, dann gingen die Morlu wieder aufeinander los. Metall traf auf Metall, und hundert Krieger wurden gleich beim ersten Atemzug getötet. Blut ergoss sich auf den Boden der gewaltigen Kammer, die Schreie der Verletzten hallten von den fernen Wänden wider. In den Ohren des Meisters war es Musik.

Sosehr er auch das endlose Blutbad genoss, das seine Diener voller Eifer veranstalteten, kehrten Lucions Gedanken doch immer wieder zum vorherigen Problem zurück.

Es konnte nicht sein, dass *sie* es war. Es konnte *niemals* sein. Sie war fort, entweder für immer verbannt oder tot. Es lag nicht in ihrer Macht, einen der beiden Zustände zu überwinden. Immerhin kannte er sie gut genug, nicht wahr? Nur zwei hatten sie womöglich besser gekannt als Lucion. Einer dieser beiden war sein Vater, der andere sein Widersacher ... der auch der Grund für ihren Niedergang gewesen war.

Was Lucion wiederum zu der Frage brachte, auf die er gern die Antwort gewusst hätte: *Wenn dies nicht sein Plan ist ... spürt er dann auch ihre mögliche Rückkehr?*

Z E H N

Niemand hatte etwas gegen Uldyssians Argumentation einzuwenden, als er erklärte, sie könnten nicht dort bleiben, wo sie bislang ihr Nachtlager aufgeschlagen hatten. Serenthia wollte zwar wenigstens den getöteten Friedenswahrern eine würdige Bestattung zuteil werden lassen, doch Uldyssian scherte sich nicht um die Leichname. Diese Männer hatten ihn gefangen nehmen und seine Gefährten töten wollen, darum war es seiner Meinung nur richtig, sie liegen zu lassen, wo sie gestorben waren, damit die Aasfresser des Waldes sich an ihnen gütlich tun konnten.

Sie suchten nach den Pferden der Männer, doch seltsamerweise war keine Spur von ihnen zu entdecken. Niemand aus der Gruppe konnte sich daran erinnern, wann er die Tiere zum letzten Mal gesehen hatte, und nicht einmal der sonst so umsichtige Achilios war in der Lage, ihre Fährte aufzunehmen. Sie beendeten ihre Suche und saßen auf, um in die Nacht hineinzureiten.

Uldyssian war die ganze Zeit über angespannt, aber nicht, weil er um sein eigenes Wohl besorgt war, sondern um das der anderen ... vor allem um das von Lyliä. Malic hatte fraglos bemerkt, wie nahe sie dem Bauern stand, und der Hohepriester würde versuchen, ihre Beziehung für seine Zwecke nutzen – noch mehr als die Blutsbande zwischen den beiden Brüdern.

Beim Gedanken an Mendeln sah Uldyssian über die Schulter zu dessen schattenhafter Gestalt. In der Dunkelheit war er kaum zu erkennen, doch sein Gesicht erweckte den Anschein, noch immer von der gleichen Unruhe beherrscht zu sein wie zuvor.

Vor allem schien ihn – mehr noch als Serenthia – das Gemetzel aufgewühlt zu haben. Uldyssian hatte ihn dabei beobachtet, wie er sich neben einen Toten nach dem anderen stellte, den Kopf schüttelte und seine Hände der Finsternis entgegenstreckte. Der Schock dieses Vorfalls machte Mendeln ganz offensichtlich immer noch stark zu schaffen.

Mit einem mürrischen Brummen konzentrierte sich Uldyssian wieder auf den vor ihm liegenden Pfad. Vielleicht war es besser, wenn er sich irgendwann unterwegs von Mendeln trennte. Er wollte nicht, dass seinem Bruder etwas zustieß. Genauso wenig war ihm daran gelegen, dass dessen sensible Natur ihm später einmal Schwierigkeiten bereitere. Uldyssian hatte schon immer gewusst, dass sein jüngerer Bruder es hinsichtlich körperlicher Kraft nicht mit ihm aufnehmen konnte. Doch er war stets der Meinung gewesen, Mendeln könne dafür seelisch einiges wegstecken. Offenbar hatte er sich geirrt.

Noch einmal schaute er kurz über die Schulter. Ja, Mendeln wirkte wie ein Mann, der vom Nachhall der Geschehnisse verfolgt wurde. Wenn sich daran nichts änderte, würde Uldyssian handeln müssen ...

Sie ritten schneller und schneller, sodass sie fast wie der Wind durch die Nacht getragen wurden. Mendeln versuchte verzweifelt, den Blick geradeaus gerichtet zu halten, doch selbst dort konnte er *ihnen* nicht völlig entkommen.

Er, sein Bruder und der Rest waren insgesamt fünf Personen. Mehr hätten sie auch nicht sein sollen. Fünf Personen auf vier Pferden.

Doch diese fünf wurden von etlichen Reitern begleitet, die offenbar nur Mendeln sehen konnte. Die durchscheinende Schar aus Weiß und Grau bewegte sich zu allen Seiten. Sie tauchten

auf und verschwanden wieder, sie hatten hagere, fahle Gesichter, und sie trugen die Helme und Brustschilde der Friedenswahrer. Wenn er es wagte, zu ihnen zu schauen, begegneten sie ihm mit starrem Blick, als würden die Geistwesen irgendeine Erklärung von ihm erwarten.

Mendeln wusste nicht, was er den von seinem Bruder und Achilios getöteten Männern hätte klarmachen sollen. Das Einzige, was er zuwege brachte, war die stumme Bitte, ihn in Ruhe zu lassen und sich anderswo hinzubegeben.

Aber nicht nur, dass sie beharrlich in seiner Nähe blieben, es schien auch so, als würden sie sich vor allem rings um *ihn* aufhalten. Die Geister behielten das gleiche Tempo wie der geplagte Bauer bei. Mendeln vermutete, dass ihre Pferde sich an dieser unnatürlichen Verfolgung beteiligt hätten, wären sie beim Kampf ebenfalls getötet worden. Dieser Gedanke ließ ihn nervös kichern, das ihm einen besorgten Blick von Achilios einbrachte.

Er überlegte, ob er ihm etwas von seinen Beobachtungen erzählen sollte, da dieser vermutlich der Einzige war, der ihn verstehen würde. Der Jäger würde an den angsteinflößenden Stein denken und den Zusammenhang herstellen, der Mendeln längst in den Sinn gekommen war. Wenn Achilios aber vernünftig war – und davon ging Mendeln aus –, würde er sofort auf Distanz zu dem glücklosen Bauern gehen. Mendeln würde es ihm nicht verübeln, immerhin wäre er selbst auch zu gern auf Abstand zu sich gegangen. Da dies aber nicht möglich war, konnte er nur darauf hoffen, dass die Geister ihn früher oder später in Ruhe lassen würden, um sich dorthin zu begeben, wohin sie gehen sollten.

Ja, er konnte hoffen, dass das geschah. Aber Mendeln bezweifelte, ob er wirklich so viel Glück haben würde.

Die Nacht wich einem nebelverhangenen Tag, aber als sich Achilios für eine Rast aussprach, trieb Uldyssian die Pferde und seine Gefährten weiter an, bis es Mittag war. Erst als sie auf einen Fluss stießen, der von hohen Bäumen gesäumt war, erklärte er sich bereit, anzuhalten.

Selbst Uldyssian fühlte sich zu diesem Zeitpunkt müde und erschöpft. Er stieg ab und half Lylia vom Pferd, während sich Achilios um Serenthia kümmerte. Mendeln saß ebenfalls ab und ging ans Flussufer, um vom Wasser zu trinken.

Kaum hatte Uldyssians Bruder aber die Hand ins kühle Nass eingetaucht, zog er sie so ruckartig zurück, als habe ihn etwas gebissen.

Er blickte einen Moment lang in die Ferne, dann drehte er sich zu den anderen um.

»Dieses Wasser ist verschmutzt«, sagte Mendeln zögerlich. »Am besten trinken wir nichts davon. Andernfalls werden wir schwer krank.«

»Woher weißt du das?«, fragte Serenthia.

Mendeln verzog das Gesicht und wirkte damit auf Uldyssian wie ein Kind, das man bei einer Lüge ertappt hatte. »Ich sah ... ich sah ein paar kleine Fische vorbeitreiben. Sie waren tot und bereits verwest. Es sah so aus, als seien sie an einer Krankheit gestorben.«

»So etwas habe ich auch schon mal gesehen«, warf Achilios ein. »Wenn es stimmt, was Mendeln da beschreibt, sollten wir wirklich besser nicht von dem Wasser trinken.«

»Aber es gibt gar nichts zu befürchten«, erklärte Lylia und machte einen Schritt nach hinten, um Uldyssian besser ansehen zu können. »Sicher kannst du dich einer so einfachen Sache annehmen.«

»Annehmen?«

»Natürlich. Du kannst das Wasser *reinigen*.«

Die anderen sahen sie ungläubig an. Selbst Uldyssian hatte Probleme mit dem, was sie sagte, aber je länger sie seinem Blick standhielt, desto mehr dachte er über die angedeutete Möglichkeit nach.

»Also gut.« Er ging zum Fluss und bedachte seinen Bruder mit einem flüchtigen Blick. Der streckte warnend eine Hand aus, doch Uldyssian fühlte, dass Lylia ihn beobachtete, also ging er wortlos an Mendeln vorbei. Er konnte das für sie vollbringen. Jedes Mal war es ihr Vertrauen in ihn, ihre Liebe zu ihm gewesen, was ihm den richtigen Weg aufgezeigt hatte. Diesmal würde es nicht anders sein.

Seine Finger berührten das Wasser. Tropfen spritzten gegen seine Hand, während er sich konzentrierte und den Fluss mit seinem schieren Willen dazu brachte, wieder sauber und gefahrlos zu sein. Wieder und wieder äußerte er im Geiste diesen Wunsch, bis er der Ansicht war, dass es entweder funktioniert oder aber er nur seine Zeit vergeudet hatte.

Als er seine Hand zurückzog, fragte Serenthia: »Und woher sollen wir wissen, ob es geklappt hat?«

Einmal mehr stellte Lylia daraufhin ihr unerschütterliches Vertrauen in Uldyssians Fähigkeiten unter Beweis, indem sie zügig an ihm vorbeiging und sich am Ufer hinkniete.

Das war sogar für ihn zu viel des Guten. »Lylia! Nein ...«

Doch mit einer schnellen Bewegung tauchte sie ihre Hände in das Nass, schöpfte Wasser und hielt es dann an den Mund, um zu trinken.

Er stand neben ihr, bereit, ihr zu Hilfe zu eilen, denn er fürchtete, diesmal versagt und damit das Leben jenes Menschen aufs

Spiel gesetzt zu haben, der ihm von allen am wichtigsten war. Zu seiner Überraschung war es ausgerechnet Mendeln, der versuchte, ihm die Sorge zu nehmen.

»Der Fluss ... Uldyssian ... der Fluss ... er ist jetzt sauber. Du musst dich nicht ängstigen, Bruder, ich schwöre es dir ...«

Uldyssian fragte ihn nicht, woher er das wissen wollte, doch etwas an Mendelns Tonfall ließ ihn glauben, dass er die Wahrheit sprach.

»Es stimmt, was er sagt«, erklärte die Edelfrau. »Mir geht es gut, Liebster. Vertrau mir.«

Er packte Lylia und drückte sie an sich. »Mach so etwas nie wieder«, wisperte er ihr ins Ohr. »Schon gar nicht meinetwegen.«

»Aber ich wusste, deine Kraft würde mich ... würde uns alle beschützen. Hatte ich damit nicht Recht?«

»Schon gut.«

»Also ich brauche jetzt erst mal einen Schluck Wasser«, ließ Achilios die anderen wissen und führte die Pferde zum Fluss. »Und diese braven Tiere ebenfalls.«

Seine Aktion ließ die Normalität zurückkehren, und Uldyssian begab sich mit den anderen ein Stück flussaufwärts, weg von den Pferden, während sich Achilios erst noch um sie kümmerte und dann der Gruppe folgte.

Als der Bogenschütze dann aber seinen Durst gestillt hatte, wanderte sein Blick zum gegenüberliegenden Ufer. Irgendetwas war dort, was er offenbar sehr eindringlich beobachtete. Doch als Uldyssian seinem Blick folgte, konnte er nichts entdecken.

»Ich bin bald zurück«, meinte Achilios, nutzte eine Furt im Wasser, um ans andere Ufer zu gelangen, und dann war er auch schon zwischen den Bäumen verschwunden.

Serenthia trat zu Uldyssian. »Sollten wir ihm besser folgen?«

Doch der Bauer kannte seinen Freund zu gut. Selbst er hatte Mühe, mit Achilios Schritt zu halten, wenn es darum ging, im Wald nach Beute zu jagen. »Vermutlich sah er ein Kaninchen oder ein anderes Tier, das er uns als Mahl servieren will. Kein Grund zur Sorge. Du hast ihn gehört. Ihm wird schon nichts passieren.«

Dennoch verstrichen bange Minuten, ehe Achilios zurückkehrte. Obwohl er schnell gelaufen war, machte er keinen angestrengten Eindruck. Seine Miene dagegen war alles andere als erfreut.

»In der Nähe befindet sich eine Stadt, zu Fuß kaum eine Stunde entfernt, zu Pferd noch weit weniger.«

Lylia, die auf einem Felsen gesessen hatte, sprang abrupt auf. »Eine Stadt? Das ist unmöglich!«

Achilios legte den Kopf schief, als er die beunruhigte Edelfrau musterte. »Nicht nur, dass es möglich ist, Mylady, es ist sogar Partha.«

Nun schauten sie alle so verdutzt drein wie Lylia.

»Wie kann das sein?«, wunderte sich Mendeln. »Wir sind nicht in diese Richtung geritten.«

»Das weiß ich, aber es ist eindeutig Partha. Ich sprach mit einem jungen Einwohner.«

Wenigstens eine Sache ergab jetzt für Uldyssian einen Sinn. »Bist du deswegen so plötzlich losgelaufen?«

»Aye. Ich sah eine Bewegung und wollte nicht das Risiko eingehen, sie aus den Augen zu verlieren. Ich dachte, es handele sich um einen Räuber, aber es war nur ein Junge ... Cedric ist sein Name, wie er mir verriet. Er wollte sich auf der Jagd versuchen.« Zum ersten Mal seit seiner Rückkehr gestattete Achilios sich ein

flüchtiges Lächeln. »Er ist gar nicht so schlecht. Ich musste mich anstrengen, seine Fährte nicht zu verlieren. Der Junge ist sehr leichtfüßig.«

Uldyssian grübelte nicht länger über das Urteil des Bogenschützen, irgendeinen Knaben betreffend, sondern überlegte, wie es sein konnte, dass sie sich im Kreis bewegt hatten. Partha hätte längst weit hinter ihnen liegen sollen.

»Malic«, murmelte er schließlich. Als die anderen ihn ansahen, sagte er: »Versteht ihr nicht? Das muss das Werk des Hohepriesters sein! Das riecht doch nach einem Zauber! Wer außer ihm sollte das mit uns machen?«

Lyliä pflichtete ihm prompt bei. »Ja, das muss es sein! Wir dürfen auf keinen Fall in seine Falle laufen, indem wir uns in die Stadt begeben. Wir müssen sofort weg von hier!«

»Aber Cedric wirkte nicht wie ein Werkzeug des Klerikers auf mich«, hielt Achilios dagegen. »Außerdem sagt man den Menschen von Partha nach, sie seien gut und gerecht ...«

»Es ist unwichtig, wie die Menschen dort sind«, wandte sie sofort ein. »Sie sind nur Spielfiguren, die der Kleriker gegen Uldyssian einsetzt. Das müssen wir uns stets vor Augen halten!«

Zu Uldyssians Verwunderung stellte sich Serenthia hinter die andere Frau. »Sie hat Recht, Achilios. An dem Kreis, den wir geritten sind, ist nichts Natürliches. Malic muss Schreckliches für uns geplant haben.«

Uldyssian sah zu seinem Bruder, doch Mendeln schwieg auffallend beharrlich zu diesem Thema. Gleichzeitig empfand er es selbst als merkwürdig, dass er diesmal nicht auf Lyliäs vernünftig klingenden Rat hören und die mutmaßliche Falle hinter sich zurücklassen wollte, sondern stattdessen den dringenden Wunsch verspürte, nach Partha weiterzureiten. Denn wenn Malic hoffte,

ihn dort zu überraschen, würde er feststellen müssen, dass seine beabsichtigte Beute besser vorbereitet war, als er ahnen würde. Und Uldyssian würde das zu Ende führen können, was ihm bei der letzten Begegnung versagt geblieben war.

»Wir reiten nach Partha.«

Sein Entschluss löste unterschiedliche Reaktionen aus – Achilios war begeistert, während Lylia ihn am liebsten verdammen zu wollen schien. In ihren Augen loderte ein Feuer, das Uldyssian bei ihr noch nie beobachtet hatte. Doch es hielt nur einen Atemzug lang an, dann hatte die Edelfrau sich wieder im Griff. Am ganzen Leib bebend atmete sie aus und nickte bestätigend.

»Nach Partha«, meinte sie dann lächelnd. »Bis an den Rand des Abgrunds und darüber hinaus – solange es an deiner Seite geschieht, Liebster.«

Er war für ihren Sinneswandel dankbar. Ihre Wut musste ihrer Angst um ihn entsprungen sein, vermutete er. Immerhin war er derjenige, auf den es Malic abgesehen hatte. Lylia und die anderen hingegen hielt der hohe Kleriker für entbehrlich. Sollte Malic also wieder zuschlagen, würde Uldyssian sicherstellen, dass sie alle abermals unter seinem Schutz standen. Weniger wäre auch kaum angemessen gewesen, war er es doch, der entschieden hatte, ins Herz einer potenziellen Gefahr zu reiten.

Unterwegs übernahm Achilios die Führung. Wie der Jäger angedeutet hatte, lag ihr Rastplatz nur wenig außer Sichtweite Parthas, und so benötigten sie weniger als eine Stunde, um den Stadtrand zu erreichen.

Partha war viel größer als Seram oder gar Tulisam. Zum ersten Mal in seinem Leben erblickte Uldyssian Gebäude, die aus Erdgeschoss und noch drei Stockwerken darüber bestanden. Dagegen wirkten selbst die größten Scheunen seiner Nachbarn

zwergenhaft. Die Fassaden, mal aus Steinen, mal aus Holzbohlen errichtet, waren verputzt worden, was ihnen ein extravagantes Aussehen verlieh. Die Dächer waren gewölbt und mit Holzschindeln gedeckt, die einander überlappten. Und die Straßen ...

Die Straßen waren mit Steinen gepflastert. Wagen und Pferde bewegten sich darauf so laut, dass es Uldyssian fast wie Donnerschlag vorkam. In Partha lebten mehr Menschen, als er in seinem ganzen Leben insgesamt gesehen hatte. Viele von ihnen trugen so edle Kleidung, dass er sich wie ein Bettler vorkam. Überhaupt war aus der ganzen Gruppe Lyliä die Einzige, die sich in der Stadt zeigen konnte, ohne sich groß von der Menge abzuheben.

Jemand rief nach ihnen, woraufhin Uldyssian sich in seinem Sattel instinktiv versteifte. Immerhin waren sie nie zuvor in Partha gewesen. Doch es war keine Falle, nur ein Junge lief geradewegs auf Achilios' Pferd zu.

»Hallo, Cedric!«, begrüßte ihn der Jäger und fuhr ihm durch das Haar. »Ich sagte dir ja, wir würden bald herkommen.«

»Und ich habe Vater gerufen!«, erwiderte Cedric außer Atem.

Hinter dem Jungen tauchte ein respekt einflößender Edelmann auf, der mindestens ein Jahrzehnt älter war als Uldyssian und wallende Gewänder in Braun und Schwarz trug, die den Bauern sofort misstrauisch werden ließen. War Cedrics Vater etwa eine Art Kleriker?

»Keine Angst«, sagte Achilios rasch. »Er ist Kaufmann, so wie es Cyrus war. Vermutlich kannte er ihn sogar, wenn der Junge sich nicht irrt.«

»Sind sie das, Ced?«, fragte der Vater des Knaben. Der Mann mit dem kantigen Kiefer strich sein silbergraues und schwarzes, bis auf die Schultern fallendes Haar zurück und musterte die Neuankömmlinge. Sein Blick blieb kurz an Lyliä hängen, Se-

renthia betrachtete er deutlich länger. »Ich kenne Euch, auch wenn Ihr heute längst erwachsen seid. Ihr müsst die Tochter von Cyrus sein ... Sara, richtig?«

»Serenthia«, erwiderte sie. Ihre Miene verfinsterte sich.

Cedrics Vater bemerkte es sofort und sprach in förmlicherem Tonfall weiter. »Es tut mir leid, Mädchen. Ich werde Euch nicht dazu fragen.«

Sie nickte stumm und dankbar.

Andere Städter waren inzwischen in der Nähe stehen geblieben und betrachteten die Fremden interessiert. Ein Teil ihrer Neugier hing erkennbar damit zusammen, dass dieser in Partha sicherlich weithin bekannte Mann gekommen war, um sie zu begrüßen.

»Freunde, mein Name ist Ethon ul-Garal, und auch wenn ich das Ableben meines alten Kameraden bedauere, heiße ich doch seine Verwandten und Freunde von Herzen willkommen.«

Uldyssian blickte zu Achilios. »Sie schienen sich beide sehr sicher zu sein, dass wir herkommen würden.«

»Ich war so frei zu erklären, dass du zusagen würdest, weiter nichts. Als Cedric erwähnte, sein Vater sei ein bedeutender Händler, brachte ich Cyrus' Namen ins Spiel – entschuldige bitte, Serry –, da ich mich daran erinnerte, dass er jeden in der Region kannte, der dem gleichen Beruf nachgeht wie er es tat. Cedric sagte, er werde loslaufen und seinem Vater von uns berichten, auch, was ich über den alten Mann sagte ...«

»Mit Cyrus habe ich manches Mal gut gefeilscht«, warf Meister Ethon ein, dessen Augen in Erinnerung an die alten Zeiten aufleuchteten.

»Nun, da unser Weg uns so nah an diese Stadt herangeführt hat, dachte ich mir, das Schicksal will, dass wir herkommen.«

»Malic will, dass wir herkommen, Achilios. Vergiss das nicht.«

»Mein Freund«, rief der Kaufmann, bemüht, einen Streit zwischen beiden zu verhindern. »Stimmt etwas nicht?«

»Nichts, worüber wir hier in der Öffentlichkeit reden könnten«, erwiderte Uldyssian mit gesenkter Stimme. »Es wäre am besten, unter vier Augen zu sprechen, Meister Ethon. Und Euer Dorfvorsteher sollte auch anwesend sein.«

»Da ich zugleich der gewählte Ortsvorsteher von Partha bin, dürfte das ein Leichtes sein. Aber kommt! Mit wem habe ich überhaupt das Vergnügen? Ich kannte die liebe Serenthia, als sie noch ein Kind war, und sie ist auch jetzt noch eine wahre Schönheit. Ihr ...« Er deutete auf Uldyssian. »... kommt mir irgendwie bekannt vor, die anderen dagegen nicht.« Ethon sah wieder zu Lylia. »Vor allem Ihr nicht, und ich bin dafür bekannt, dass ich ein gutes Gesichtergedächtnis habe.«

»Ich bin Uldyssian ul-Diomed ...«

»Ah! Diomedes aus Seram. Ein guter, bodenständiger Mann, der nie einen Hehl aus seiner Meinung machte. Ihr seht ihm ähnlich. Wenn ich mich nicht irre, müsstet Ihr sein Erstgeborener sein.«

Uldyssian konnte dem Mann nur ein exzellentes Gedächtnis bescheinigen. Er stellte ihm Mendeln und Achilios vor, und schließlich Lylia, wenn auch widerwillig, da er erwartete, der Kaufmann würde sie umwerben. Doch Meister Ethon verbeugte sich lediglich und sagte: »Nach Euren Stoffen und Eurem Gesicht zu urteilen, müsstet Ihr aus der Region nördlich der großen Stadt stammen, richtig?«

Sie nickte bestätigend. »Ja.«

Cedrics Vater hatte eindeutig eine ausführlichere Antwort erwartet, doch als Lylia nichts weiter sagte, akzeptierte er es genau-

so wie Serenthias Schweigen. Stattdessen musterte er die Gruppe als Ganzes. »Nun, da wir jetzt Freunde sind, begleitet Ihr mich hoffentlich zu meinem bescheidenen Heim!«

Im ersten Moment wollte Uldyssian das Angebot ablehnen. Es mochte gut gemeint sein, aber sie waren nicht hergekommen, um jemanden zu besuchen. Da er aber der wichtigste Bürger und zugleich der Vorsteher der Stadt war, gab es wohl keinen Geeigneteren als ihn, um vor der möglichen Gefahr für die Menschen zu warnen.

Uldyssian konnte nur hoffen, dass Cyrus' alter Freund sie nicht alle in eine Zelle stecken würde, wenn er erst einmal die Wahrheit erfahren hatte. Immerhin waren sie diejenigen, die in gewisser Weise überhaupt erst die Gefahr in die Stadt getragen hatten.

Da Ethon zu Fuß unterwegs war, saß die Gruppe ab und folgte ihm. Die Pferde führten sie an den Zügeln. Uldyssian fiel auf, dass die Bürger sie nun behandelten, als seien sie Würdenträger. Sie verbeugten sich, sobald sie an ihnen vorbeikamen. Meister Ethon war eindeutig ein Mann, der nicht nur wegen seines Amts, sondern auch aufgrund seiner Persönlichkeit hohes Ansehen genoss.

Es irritierte Uldyssian allerdings, dass der Mann sich ohne Leibwache durch die Stadt bewegte. Konnte man den Menschen von Partha so bedingungslos vertrauen? Oder war womöglich etwas Finsteres im Spiel? Sollte Malic tatsächlich hinter allem stecken, war dies hier allerdings eine sehr aufwendige Falle. Uldyssian konnte es sich beim besten Willen nicht vorstellen. Diese Menschen machten einen gutherzigen, ehrlichen Eindruck. Einige von ihnen, an denen sie eben vorbeigegangen waren, widmeten sich bereits wieder ihren eigenen Beschäftigungen und heg-

ten keinerlei erkennbares Misstrauen den Fremden gegenüber.

»Ich war schon seit Jahren nicht mehr in Seram«, erklärte Ethon seinen Gästen, während er sie durch die Straßen führte, wo reges Treiben herrschte. »Wie sieht es dort aus? Es war immer ein ruhiger Zwischenstopp. Ich muss zugeben, zum Teil kam ich hin, weil ich den Frieden und die Ruhe mindestens so genossen habe wie die hitzigen Preisverhandlungen mit Meister Cyrus!«

»Es gab dort vor Kurzem einen heftigen Sturm«, sagte Mendeln. Uldyssian warf seinem Bruder einen unwilligen Blick, sah aber, dass Mendeln nicht vorhatte, tiefschürfender darüber zu erzählen.

»Tatsächlich? Ich vermute, das dürfte zu Eurem Glück wohl das Aufregendste sein, was in Seram passieren kann. Ich liebe Partha, aber hier gibt es so viele Angelegenheiten, auf die man ein wachsames Auge halten muss ... Manches Mal hätte ich liebend gern mit Eurem Vater getauscht, Lady Serenthia.«

Uldyssian interessierte sich für etwas anderes. »Und bieten die Kleriker des Tempels oder der Kathedrale Euch irgendwelche Hilfe bei diesen ... Angelegenheiten an?«

»Die?« Der Kaufmann sah den Bauern über die Schulter an und lachte amüsiert. »Seit über einem Jahr ist von denen keiner mehr in Partha erschienen. Die haben nichts, was wir brauchten. Wir sind sehr zufrieden mit unserem Los. Sie können sich ihre Worte für jemanden aufsparen, der sie hören will, wenn Ihr gestattet, dass ich mich so ausdrücke.«

Uldyssian nickte zustimmend. Ethons Worte bestätigten den Eindruck, den er von Partha und den hiesigen Einwohnern hatte. Er sah kräftige Männer und Frauen, die guter Dinge ihren Aufgaben nachgingen oder eine Pause machten, um etwas zu essen, sich mit Freunden zu unterhalten. Die Straßen waren sauber,

und die Gebäude aus Stein oder Holz waren allesamt in einem hervorragenden Zustand. Niemand lief ungepflegt herum, ob man nun schlichte Kleidung oder edlere Stoffe trug. Es war eine gute Stadt mit guten Menschen.

Natürlich sollte das nicht heißen, dass in Partha alles vollkommen war. Unter der Bevölkerung gab es auch Kranke und Verstümmelte. Eine ältere, fast zahnlose Frau humpelte einbeinig an einer Krücke ihres Weges. Uldyssian sah auch einen Jungen mit einem verkrüppelten Arm, eindeutig schon von Geburt an damit geschlagen. Ein Mann, der wie ein Bauer aussah, wies an Hals und Armen hässliche Narben auf, die vermutlich von einem Unfall herrührten.

Aber keiner wurde von den anderen deswegen schief angesehen oder gar gemieden, vielmehr waren sie alle in Begleitung. Partha war unter Ethons Führung offenbar eine sehr tolerante Stadt. Seram hätte davon noch viel lernen können.

Wieder sah Uldyssian den Jungen mit dem verkrüppelten Arm an und musste dabei unwillkürlich an seine jüngste Schwester Ameli denken. In ihrem Fall hatte der rechte Arm zwar die richtige Länge gehabt, war aber nach hinten verdreht gewesen und dabei so dünn wie ein Strohhalbm. Und doch war Ameli die Fröhlichste und Hilfsbereiteste in der ganzen Familie gewesen ...

Der Junge verschwand außer Sichtweite. Uldyssian kniff angesichts der bitteren Erinnerung die Lippen zusammen. Männer wie Malic führten ein Leben in Saus und Braus, während Kinder leiden mussten, weil sie keine Chance bekamen oder weil eine Laune der Natur es so wollte.

Abrupt blieb er stehen. »Mendeln.«

Sein Bruder zögerte. »Was ist?«

»Hier.« Er drückte Mendeln die Zügel seines Pferdes in die

Hand, dann kehrte er in die Richtung zurück, aus der sie gekommen waren.

Ohne zu bemerken, was hinter ihm geschah, zeigte Meister Ethon auf eines der Wahrzeichen von Partha. »Vielleicht interessiert es Euch zu erfahren, dass dieses Gebäude dort drüben ...«

Lydia sagte nichts, als Uldyssian an ihr vorbeiging, doch ihr Lächeln verriet ihm, das sie verstanden hatte. Serenthia und Achilios wurden von seiner Umkehr so überrumpelt, dass er die Gruppe bereits ein Stück hinter sich gelassen hatte, ehe sie davon etwas bemerkten.

Während Uldyssian zwischen den Menschen von Partha hindurcheilte, nahmen die meisten von ihm gar keine Notiz, nur ein paar beobachteten den Fremden mit mäßigem Interesse.

Uldyssian reagierte frustriert darauf, dass ihm das Zielobjekt seiner Suche entkommen war, und er versuchte, sich zu erinnern, wo er es zuletzt gesehen hatte ...

Dort! Sein Herz schlug schneller, als er sich an einem Geschäftsmann vorbeidrängte, der darin vertieft war, sein Warenangebot aufzubauen. Vor Uldyssian stand eine Frau, die er wiedererkannte.

Während er sich ihr näherte, drehte sie sich zu ihm um. Gleich neben ihr befand sich der Junge mit dem verkrüppelten Arm.

Ohne weiter auf die Frau zu achten, kniete sich Uldyssian vor dem Jungen hin. »Darf ich deinen Arm sehen? Bitte.«

Mit der für Kinder typischen Unschuld streckte der Kleine den Arm so weit vor, wie es ihm möglich war. Seine Mutter machte wie zu erwarten ein besorgtes Gesicht und zog den Jungen von dem Fremden weg.

Uldyssian sah auf. »Ich bitte Sie. Ich will ihm nichts tun. Meiner Schwester ging es auch so. Ich werde ihm nichts antun, ich

will mir den Arm nur einen Moment lang ansehen.«

Es gab keinen Grund für die Frau, auf seine Bitte zu reagieren, dennoch nahm ihre Miene einen sanfteren Zug an, dann nickte sie und ließ ihn gewähren.

Behutsam strich er mit den Fingern über den Arm. Bei genauerm Hinsehen konnte er erkennen, dass der Zustand noch erheblich schlimmer war als bei seiner Schwester. Die Erinnerung an Ameli ließ so vieles in ihm wach werden, dass Uldyssian erst jetzt begriff, über wie viele Jahre hinweg er diese Empfindungen unterdrückt hatte. Tränen stahlen ihm die Sicht. Er wünschte, er hätte mehr für seine Schwester tun können ... für seine *ganze* Familie. Mit der Kraft, die er nun besaß, hätte er vielleicht ein paar von ihnen vor dieser entsetzlichen Krankheit bewahren können ...

Tränen rannen ihm übers Gesicht, und ohne es wahrzunehmen, hielt er den verkümmerten Arm des Jungen fest. Für Uldyssian war es, als sei die Zeit rückwärts gelaufen und als habe er Ameli vor sich. Sie war von allen aus seiner Familie vom Leben am grausamsten gestraft worden. Zuerst kam sie so zur Welt, und dann musste sie sterben, bevor sie die Gelegenheit bekam, Dinge zu erleben und zu erfahren.

Vor seinem geistigen Auge hielten sich die Bilder seiner toten Schwester, doch etwas war anders. Sie hatte nun einen gesunden Körper, zwei gesunde, kräftige Arme. Er stellte sich vor, wie einfach es für sie wäre, ihr zugeworfene Gegenstände aufzufangen oder ihn zu umarmen.

Erst mit einiger Verzögerung begriff er, dass ihn tatsächlich jemand umarmte. Diese Erkenntnis ließ ihn ins Hier und Jetzt zurückkehren.

Er sah, dass es der Junge war, der ihn festhielt ... mit *zwei* ge-

sunden Armen!

Uldyssian sah die Mutter des Knaben an, die ihn ihrerseits nur ungläubig anstarrte. Tränen liefen ihr über die Wangen. Hinter ihr hatten sich etliche Bürger der Stadt versammelt, die allesamt ebenfalls nur fassungslos dreinschauen konnten.

Er löste sich von dem Jungen und sah die Menschen an. Er dachte an die Reaktionen, die man ihm in Seram entgegengebracht hatte, und besorgt ging er ein paar Schritte zurück. »Ich wollte ... ich wollte nicht ...«

Aber er hatte es sehr wohl gewollt. Ihm war das Kind aufgefallen, und er hatte den Wunsch verspürt, herauszufinden, ob er für den Jungen das tun konnte, was ihm bei Ameli verwehrt geblieben war. Wie sich nun zeigte, war er dazu tatsächlich in der Lage gewesen. Und nun würde sich auch ganz Partha gegen ihn stellen und ihm vorwerfen, ein Hexenmeister oder noch Übleres zu sein

...

Die Mutter des Jungen stürmte auf ihn los und ... und küsste und umarmte den verblüfften Bauern. »Danke! Danke!«

Hinter ihr verbeugte sich in der Menschenmenge ein Mann vor ihm, nach und nach folgten andere seinem Beispiel. Dann hielt irgendjemand es für geboten, niederzuknien, und auch dem schlossen sich die meisten prompt an. Innerhalb weniger Augenblicke war Uldyssian von Menschen umgeben, die vor ihm knieten, als sei er ein König ... oder etwas noch Mächtigeres.

ELF

In bodenlange weiße Gewänder gekleidet, den Kopf hoch erhoben, priesen ihn die sechs goldhäutigen jungen Frauen, während er selbst auf dem Sofa in seinen Privatgemächern lag. Obwohl die sechs nicht miteinander verwandt waren und auch nicht die gleiche Statur aufwiesen, wirkten sie dennoch identisch, selbst ihr fanatischer Gesichtsausdruck war gleich.

Ihre Bewunderung für ihn kannte keine Grenzen, und jede von ihnen hätte mit Freuden auf seine Annäherungsversuche reagiert ... zu denen es aber nie kommen sollte. Dass sie Schönheiten waren, bedeutete ihm nicht mehr als der Anblick der Wand- und der Deckengemälde oder der kunstvoll gearbeiteten Vasen auf den kurzen Marmorsäulen. Sie waren Teil des Gesamtbildes, das ihm helfen sollte, wenigstens Bruchstücke jener wundersamen Vergangenheit noch einmal zu durchleben, die er vor langer Zeit willentlich hinter sich zurückgelassen hatte.

Die leuchtenden, silberblauen Augen des Propheten betrachteten die von Meisterhand geschaffenen Bilder der ätherischen, geflügelten Kreaturen am Himmel. Der Künstler war ein Könner seines Fachs, doch konnte er niemals die wahre Tiefe dessen begreifen, was sein Gönner sich wünschte. Nichtsdestotrotz genügte das Ergebnis langwieriger Arbeit, um dem Propheten ein wenig von dem zurückzugeben, was einst gewesen war ... und was er aufgegeben hatte.

Er sah kaum alt genug aus, um als Mann bezeichnet zu werden, doch der äußere Eindruck trog in diesem Fall. Seine elfenbeinfarbene Haut war absolut makellos, und die goldenen Locken

reichten ihm bis über die Schultern. Der Prophet hatte einen geschmeidigen, kraftvollen Körper, ohne dabei übermäßig muskulös zu sein, wie es im Gegensatz zu ihm bei den Wachen des Inquisitors der Fall war, die vor den Türen zu seinem Allerheiligsten standen. Nach Meinung aller, die ihn gesehen hatten, war er schlichtweg vollkommen.

Seine Miene hatte einen unschuldigen, nachdenklichen Ausdruck, auch wenn er an diesem Abend alles andere als gelassen war. Das Unmögliche hatte sich ereignet, und er würde es nicht einfach hinnehmen. Er befand sich zu dicht vor der Verwirklichung seiner Wünsche, zu dicht davor, das Paradies, das er verloren hatte, wiederzuerschaffen.

Nahe seinem Ruhelager knieten vier ranghöhere Kleriker in den silberweißen Gewändern und hielten den Kopf zum Gebet gesenkt. Jeder der Männer war alt genug, um sein Vater oder gar sein Großvater zu sein, doch so wie die Frauen brachten auch sie ihm höchste Verehrung entgegen.

Mit einem Mal wurden dem Propheten die vielen Stimmen lästig. Er hob eine Hand, der Gesang verstummte. Die Gebete wurden einen Augenblick später eingestellt, da die Kleriker seinen Stimmungswandel nicht sofort bemerkten.

»Ich muss mich vor der nächsten Predigt sammeln«, erklärte er. Seine Stimme klang wie die Melodie einer Leier.

Die Sängerinnen verließen gehorsam den Raum, unverzüglich gefolgt von den Klerikern.

Der Prophet wartete einen Augenblick, dann tastete er mit seinen Gedanken, um sicherzustellen, dass sein Allerheiligstes abgeschottet war gegen jeden, der es betreten oder erlauschen wollte, was darin vorging. Zufrieden kehrte sein Blick zurück zu den fantastischen Bildern über ihm, vor allem auf die prachtvol-

len Geflügelten.

Beim Betrachten der Details stutzte er plötzlich. Ihre Flügel waren so gefiedert wie bei einem Vogel, näher konnte menschlicher Geist der Wahrheit nicht kommen ... und war auch das noch so unendlich weit von ihr entfernt. Die Gesichter waren seinem ähnlich, jugendlich und makellos, gleichzeitig aber auch alt und weise. Er schrieb es dem Künstler zu, dass er dieses Element hinzugefügt hatte. Es war womöglich die authentischste Darstellung, auch wenn sie in so vielen Punkten unpräzise blieb ...

Jahre – nein, Jahrhunderte – war es her, dass er die Wahrheit enthüllt hatte, auch sich selbst gegenüber. Mit ein Grund dafür war sein ständiges Bemühen gewesen, die Vergangenheit zu vergessen und eine Zukunft zu schmieden, die frei war von jedem Makel, von jeder Unvollkommenheit.

Doch zum größten Teil hatte es mit *ihr* zu tun ... mit ihr und ihrem schrecklichen Verrat. Er hatte nie daran erinnert werden wollen, was einmal gewesen war oder was hätte sein können. Mehrere Lebensspannen hatte er allein dafür benötigt, die Gedanken an sie zu verdrängen, und dann noch einmal doppelt so lange, um die Erinnerung an sie so tief wie möglich zu begraben, sodass er zeitweise so tun konnte, als habe sie nie existiert.

Dennoch schien es jetzt so, als seien alle Anstrengungen vergebens gewesen.

Nun, dann sollte es eben so sein. Er würde seinen berechtigten Zorn entfesseln, und sie und die anderen würden schon erfahren, was es hieß, Ränke gegen ihn zu schmieden. Ihnen würde vor Augen geführt werden, *wer* und *was* er war ... und dann würden sie ausgelöscht werden.

Der Prophet hob seine Hände hoch über sich, bis er und der ganze Raum in Licht getaucht waren. Die Bilder, die Gemälde,

einfach alles an den Wänden verschwand wie Tau in der warmen Morgensonne. Danach war alles andere buchstäblich auch nicht mehr vorhanden – die Vasen, die großen Marmorsäulen darunter, die langen, spitz zulaufenden Teppiche, die Girlanden aus frischen Blumen, die an jeder Wand hingen ... sogar das Möbel, auf dem er gelegen hatte –, bis am Ende *nichts* mehr existierte außer dem Propheten.

Mit nichts sonst als einem weiteren Gedanken ließ er die Kammer neu erstehen. Von der Decke bis zum Boden unter seinen Füßen sah jede Stelle so aus, als sei sie ein Spiegel. Der Prophet sah hunderttausend Mal oder noch häufiger sein eigenes Abbild, und ganz gleich, wie weit jede einzelne dieser Spiegelungen auch entfernt sein mochte, zeigte es ihn genauso strahlend wie das Original.

Doch das war noch immer nicht sein wahres Ich. Ein ungewohntes Gefühl regte sich in ihm. Das Verlangen, sein vor langer Zeit aufgegebenes Aussehen betrachten zu können. Dieser Wunsch wurde übermächtig, und während er einen Blick auf das nächstgelegene Spiegelbild warf, erinnerte er sich – was zur Folge hatte, dass aus seinen Gedanken einmal mehr die Wirklichkeit wurde.

Das Licht, das er zuvor beschworen hatte, konzentrierte sich auf ihn. Es wurde so hell, dass jeder gewöhnliche Mensch davon geblendet worden wäre, auch wenn er noch so sehr versucht hätte, seine Augen dagegen abzuschirmen. Trotzdem wurde das Licht immer noch heller, sodass es schließlich einer weiß glühenden Flamme glich und dann zu einer solchen wurde.

Doch diese Flamme fügte dem Propheten keinen Schaden zu, denn sie war so sehr Teil von ihm, wie er Teil von ihr war. Er badete in dem weißen Feuer und ließ die Maske eines jugendli-

chen Menschen schmelzen, die er schon viel zu lange trug.

An ihre Stelle trat eine hochaufragende Gestalt mit Flügeln, die genauso beschaffen waren wie die Flammen, eine Gestalt, die kein Gesicht in dem Sinne besaß, wie Menschen es kannten, sondern ein wunderbares Strahlen unter langen Fäden aus silbernem Licht, die ein wenig an eine prachtvolle Mähne erinnerten, welche von einer Haube bedeckt wurde.

Die anderen Flammen zogen sich zurück, sodass er wieder und wieder sein strahlendes Bild betrachten konnte. Sein langes Gewand war reines Sonnenlicht, der große Brustschild strahlte wie Kupfer. Mancher hätte wohl einen Ritter in ihm gesehen, der aber eindeutig keinem von Sterblichen gegründeten Orden angehörte. Selbst wenn da nicht die feurigen Schwingen gewesen wären, die sich ausgebreitet fast über die gesamte Kammer erstreckten, hätte ein jeder gesehen, dass seine Art nicht zu jenen gehörte, die sich mit etwas so Niederem wie der Menschheit abgaben. Das Licht, das unter der Haube erstrahlte, stellte sein wahres Ich dar, eine einzigartige Kombination aus purer Energie und Resonanz, die ihn sogar unter seinesgleichen zu etwas Außergewöhnlichem machte.

Langsam flüsterte er den Namen, den er in jenem schicksalhaften Moment hinter sich gelassen hatte, den Namen, der einst von den Höchsten der Hohen gepriesen wurde. Der Namen, den sie oft verliebt ausgesprochen hatte.

INARIUS ... INARIUS ..., ertönte eine Stimme, die eigentlich gar keine war, eher eine Erfahrung, die gleichzeitig von Geist, Gehör und Seele gemacht wurde. *ICH BIN WIEDER INARIUS.*

Indem er es sich selbst verkündete, verspürte er Freude in sich aufsteigen. Er war wieder Inarius, ehemaliges Mitglied des Angiris-Rats und einst ein Befehlshaber über die Himmlischen Heer-

scharen! Einst ein Rebell gegen Himmel und Brennende Höllen zugleich ...

Diese letzte Erinnerung nahm ihm viel von seinem Vergnügen ... viel, aber nicht alles. Er hatte getan, was getan werden musste, weil sich beide Seiten so in den Konflikt verstrickt hatten, dass sie die letztliche Vergeblichkeit ihres Kampfes nicht mehr einsehen konnten. Seit dem Anbruch der Realität, als die beiden himmlischen Reiche zu existieren und kurz darauf miteinander zu streiten begonnen hatten, wetteiferten ihre gewaltigen Streitkräfte darum, die Kontrolle über das *Alles* zu erlangen. Alles, was von Wert war, wurde zum Gegenstand von Angriff und Gegenangriff, und das zog üblicherweise die völlige Zerstörung nach sich. Engel – wie seine Art von den Menschen genannt worden wäre – und Dämonen starben zu Tausenden, und das alles im Namen des Angiris-Rats, der über den Himmel herrschte, und seines ewigen Widersachers, des Erzbösen.

Aber Inarius war diese endlosen Kämpfe leid, auch das Pläneschmieden und die Vergeltungsstrategien. Nichts wurde dadurch wirklich gewonnen. Hätte er im Rat das Sagen gehabt, dann wäre er die Dinge anders angegangen. Doch nicht einmal sein Bruder – Bruder in dem Sinne, dass ihre Resonanzen, ihr Wesen, eine große Ähnlichkeit aufwies – war in der Lage gewesen, Vernunft walten zu lassen. Selbst Tyrael, der die Essenz der Gerechtigkeit verkörperte, konnte oder wollte die Wahrheit nicht begreifen.

Und so kam es, dass Inarius schließlich entschied, seine Beteiligung an diesem Kampf aufzugeben. Dennoch konnte er sich des Gefühls nicht erwehren, dass es noch andere von seinem Schlag geben musste, sogar in den Brennenden Höllen. Kontakt mit ihnen aufzunehmen – mit denen seiner Art, vor allem aber mit den Dämonen –, war eine heikle Angelegenheit, doch Inarius war

nicht umsonst als Berater für diesen Rat tätig gewesen. Er begriff die Abläufe nicht nur dort, sondern wusste auch, wie sie sich in den Brennenden Höllen bewegen mussten. Das versetzte ihn in die Lage, die Wächter beider Seiten zu umgehen.

Schon bald begann er, diese anderen aufzuspüren und sie zu geheimen Treffen zu sich zu bestellen. Zu seinem Erstaunen gab es von ihrer Art noch weit mehr, als er sich hätte träumen lassen. Sie alle sahen keinen Sinn darin, bis in alle Ewigkeit aufeinander einzuschlagen. Am erstaunlichsten aber war, dass sich unter den Dämonen jemand befand, der schon wie Inarius gedacht hatte, lange bevor der Engel bereit gewesen war, es sich selbst einzugesetzen.

Sie war dieser Jemand gewesen. Die Eine, die in ihm die Liebe erwecken sollte, so wie er sie bei ihr bewirkte. Die eine, mit der gemeinsam er helfen wollte, eine Welt zu erschaffen, einen Ort, den seine Rebellenbande als *Sanktuarium* kennen lernen sollte. Die Eine, die seinen Traum vom Paradies in einen blutigen Albtraum verwandeln würde ...

Inarius betrachtete die Spiegelbilder und sah sie wieder an seiner Seite. Sie würde jetzt nicht das Aussehen benutzen, an das er sich erinnerte. Wenn sie tatsächlich zurück auf ihren Weg gefunden hatte, dann getarnt, vermutlich als Frau, vielleicht aber auch als Mann. Sie war listig, betörend ... und eine Bedrohung für alles, was rechtmäßig ihm gehörte.

DU WIRST MIR NICHT DAS SANKTUARIUM NEHMEN, ermahnte er die Erinnerung an sie. *ICH WERDE NICHT ZULASSEN, DASS DU NOCH EINMAL MEINEN TRAUM ZERSTÖRST! DAS SANKTUARIUM UND ALLES, WAS ES UMFASST, WIRD NIEMALS DIR GEHÖREN, UND WENN ICH ES PERSÖNLICH ZERSTÖREN MUSS ... WAS MEIN*

GUTES RECHT WÄRE ...

Immerhin war es Inarius gewesen, der nach ihrem schändlichen Verrat verhindert hatte, dass alles zusammenbrach. Er war es gewesen, der gegen die Pläne des Erzbösen und Lucions gearbeitet hatte, als sie das Reich entdeckten, und er hatte dafür gesorgt, dass der Angiris-Rat gar nicht erst davon erfuhr. Das Schicksal dieser Welt und all ihrer flüchtigen Leben lag in seiner Hand!

Der Engel verwarf ihre Vision mit etwas, das bei einem Menschen Verbitterung gewesen wäre, bei Inarius aber kein so simples Gefühl war. Er stand natürlich über solchen Dingen und reagierte lediglich so, wie die Umstände es von ihm erforderten, weiter nichts.

Tatsächlich hatte Inarius bereits Maßnahmen gegen ihre Rückkehr in Gang gesetzt. Sie tarnte sich gut, aber nicht gut genug. Sie konnte sich nicht vor ihm verstecken. Er kannte sie besser als ihr eigener Bruder. Nachdem er gesehen hatte, dass sie wahrhaftig ins Sanktuarium zurückgekehrt war, berechnete er, wo sie sich befinden musste. Das hatte sich als gar keine so schwierige Aufgabe erwiesen, erst recht nicht, da ihr Plan recht offensichtlich war und nichts weiter als eine Fortführung ihrer uralten Besessenheit darstellte.

ICH WERDE NICHT DULDEN, DASS DIE NEPHALEM SICH WIEDER REGEN, dachte er und erinnerte sich daran, was beim letzten Mal geschehen war. *ETWAS DERARTIG ABSCHUEULICHES WIRD NICHT WIEDER ZUSTANDE KOMMEN!* Plötzlich nahm er an Größe zu. Seine Schwingen füllten nun die Kammer völlig aus, und die gesamte Kathedrale erzitterte unter seinem Zorn, auch wenn seine Anhänger das einem simplen Beben zuschreiben würden. *DU HÄTTEST*

NICHT WAGEN DÜRFEN ZURÜCKZUKEHREN. DU HÄTTEST NICHT WAGEN DÜRFEN, DAS ZU BEEINFLUSSEN, WAS FÜR IMMER HÄTTE RUHEN SOLLEN ...

Inarius studierte seine Spiegelbilder. Die Menschheit besaß einen Vorteil, und den würde er nutzen. Mit einem einfachen Gedanken veränderte der Engel sein Aussehen und ließ unter der Haube ein Gesicht entstehen, das dem des Propheten mit den goldenen Locken ähnelte. Die Augen waren noch immer reine Energie, doch der Rest glich weitestgehend einem Sterblichen.

Wichtiger war aber noch, dass Inarius nun einen Mund besaß, den er wütend verziehen konnte. So war es ihm möglich, seinen Zorn besser auszudrücken, was sehr zu seiner Zufriedenheit beitrug.

»Du hättest es nicht wagen sollen zurückzukehren«, wiederholte der Engel und genoss die schroffen Bewegungen seines Mundes ebenso wie den rauen Tonfall, der seine Worte besser unterstrich. »Und du hättest es nicht wagen sollen, mich erneut hintergehen zu wollen ... *Lilith*.«

Sie beschenkten ihn mit Blumen, Speisen und anderen Dingen. Viele dieser Geschenke fanden sich vor den Toren, die zum Anwesen Meister Ethons führten, anonym abgelegt von Bürgern, die die Geschichte von anderen gehört hatten.

»Partha hat oft genug Prediger und Kleriker erlebt, die davon sprachen, Leib und Seele zu heilen«, berichtete ihr Gastgeber. »Doch keiner von ihnen ließ je seinen Worten Taten folgen!«

»Ich tat nur ... was ich gern für meine Schwester getan hätte, wenn es mir damals möglich gewesen wäre«, erwiderte Uldyssian hilflos. Es war nicht das erste Mal, dass er sich zu rechtfertigen versuchte.

Die Geschichte von der Heilung des Jungen hatte sich wie ein Lauffeuer in der ganzen Stadt verbreitet. Ohne Ausnahme wurde es als ein Wunder bezeichnet, vor allem von der dankbaren Mutter. Laut Ethon war sie von Haus zu Haus gegangen, hatte jedem gezeigt, was Uldyssian für ihr Kind tat, und ihn über alle Maßen gepriesen.

»Ich kenne diese Frau. Ihr Name ist Bartha. Dieser Junge ist ihr wertvollster Schatz, ihr Ein und Alles. Der Vater starb kurz vor der Geburt des Knaben, als er von einem Pferd stürzte.« Der Kaufmann und Bürgermeister lächelte traurig. »Sie war immer um den Jungen besorgt, aber ich weiß, sie ließ ihn davon nie etwas spüren. Sie versucht, ihn so zu erziehen, dass er stark wird ...«

»Die Leute müssen damit aufhören, all diese Dinge abzulehnen«, unterbrach Uldyssian ihn, als er aus dem Fenster zum Tor sah. Noch während er hinschaute, hinterließ eine ver mummt e Gestalt einen Korb, in dem sich Brot und eine Flasche Wein zu befinden schienen.

Die Wachen sahen bewusst weg und halfen Uldyssian damit überhaupt nicht. Nach allem zu urteilen, was er gesehen hatte, waren sie genauso vor Ehrfurcht erstarrt wie die übrigen Bürger.

»Meine Leute sind großzügig und dankbar. Sie wollen Euch nur für Eure gute Tat ehren.«

»Es wäre am besten, wenn wir abreisen, bevor das hier außer Kontrolle gerät, Uldyssian«, erklärte Lyli a. »Wir müssen weiter zur Stadt.«

Die Gruppe war zunächst einverstanden gewesen, für eine Nacht auf Ethons Anwesen zu bleiben. Daraus wurden zwei und schließlich drei Nächte. Ethon unternahm keinen Versuch, sie zum Aufbruch zu bewegen, und Uldyssian hatte schnell erkannt,

wie sehr ihm die kleinen Bequemlichkeiten wie saubere Betten und anständige Mahlzeiten gefehlt hatten. Es gefiel ihm in Partha, er mochte die Menschen, vor allem den freundlichen Händler. Verlegen machte ihn lediglich das Ausmaß der Großzügigkeit, da er fand, dass er so etwas nicht verdient hatte.

»Das kann ich nicht«, antwortete er schließlich. »Noch nicht.« Überraschend steuerte er auf die Tür zu.

Die anderen standen prompt auf, und Achilios fragte: »Wohin gehst du?«

»Nach draußen, um zu tun, was getan werden muss. Wartet hier.«

Uldyssian ließ keinem von ihnen die Möglichkeit für einen Widerspruch. Vor allem bereitete ihm Sorge, was Lylia sagen würde, wenn er zögern sollte. Es war nach wie vor geplant, nach Kehjan zu reisen – aber nicht sofort ... nicht jetzt.

Er eilte die Treppe nach unten, doch kurz vor der Tür holte ihn eine schmale Gestalt ein. Cedric. Mit weit aufgerissenen Augen hielt er Uldyssians Tempo mit.

»Werdet Ihr endlich nach draußen gehen? Ja? Werdet Ihr wieder so was wie beim letzten Mal tun?«, wollte der Junge aufgeregt wissen.

Der Bauer verzog den Mund. »Ich gehe nach draußen, aber allein. Du bleibst hier, Ced. Tu es für deine eigene Sicherheit.«

»Sicherheit? Vor wem brauchte ich Schutz?«

Statt zu antworten, wurde Uldyssian noch schneller. Er überschritt die Türschwelle unmittelbar vor Ethons Sohn, und als der ihm folgen wollte, fiel die Tür vor ihm zu, ohne dass jemand sie berührt hatte.

Draußen angekommen, atmete Uldyssian erleichtert auf. Er hatte gehofft, die Tür würde genau das tun, was er von ihr woll-

te. Dass es auch tatsächlich eingetreten war, versetzte ihn immer noch in Erstaunen. Niemand würde diese Tür öffnen können, bevor er den größten Platz der Stadt erreicht hatte. Und bis dahin war es längst zu spät, ihn noch aufzuhalten ...

Unglücklicherweise erfüllte sich sein Wunsch nicht, un bemerkt dorthin zu gelangen. Noch bevor Uldyssian überhaupt die Tore des Anwesens durchschritten hatte, scharten sich Menschen um ihn, gerade so, als hätten sie nur darauf gewartet, dass er nach draußen käme. Und so war es sehr wahrscheinlich auch, überlegte er. Keines der Gesichter ließ Boshaftigkeit oder Angst erkennen, sondern etwas völlig anderes. Einen Ausdruck, der ihn an ... Ehrerbietung erinnerte.

Aber das war nicht das, was er bei ihnen auslösen wollte. Er hatte es bereits bei Serenthia erlebt, und das bereitete ihm jetzt noch Unbehagen. Er war nur ein einfacher Mann. Er war hergekommen, um ihnen etwas anzubieten, das sie auf eine Stufe mit ihm stellen und es ihnen erlauben sollte, nicht länger von Adligen oder Magiern beherrscht zu werden ... und vor allem nicht vom Tempel oder der Kathedrale.

Uldyssian wollte gewiss nicht angebetet werden.

Doch zuerst einmal musste er ihnen zeigen, dass er eigentlich gar kein Wunder gewirkt, sondern nur etwas getan hatte, wozu auch sie in der Lage sein würden, wenn sie es erst einmal von ihm erlernt hatten.

Als er sich dem Platz näherte, folgte ihm bereits eine große Menschenmenge. Uldyssian konnte noch immer niemanden ausmachen, der für ihn eine Bedrohung darstellte. Vielleicht hatte er überreagiert, als er beschloss, sich nicht von seinen Freunden begleiten zu lassen. Dennoch war es nach wie vor möglich, dass sich jemand in der Menge aufhielt, der ihn als etwas

Böses – als ein Monster – hinstellen würde, so wie es in seinem eigenen Dorf geschehen war.

Der Platz war eine weitläufige, gepflasterte Fläche, auf der morgens Kaufleute und Bauern verschiedene Waren feilboten, vor allem Fleisch und andere Lebensmittel. Sie standen dabei rund um einen großen Brunnen, der sich genau in der Platzmitte befand. In dem Brunnen ragte die Statue eines Gelehrten auf, der einen auffallend langen Bart und zwei Schriftrollen unter die Arme geklemmt hatte. Meister Ethon nannte ihn Protheus, er war einer der Gründer von Partha, ein Mann, der Höflichkeit und Verständnis gepredigt hatte. Uldyssian fand, dass es gut sei, in Protheus' Schatten zu stehen, wenn er seiner Aufgabe nachkam.

Vier im Sprung befindliche Fische, die Wasser spien, markierten den äußeren Rand des Brunnens, und Uldyssian wählte einen Platz zwischen zweien von ihnen. Hinter ihm befand sich Protheus, der auf die Menge blickte, die sich vor dem Bauern drängte.

Der Marktbetrieb war noch immer im Gange, doch in dem Moment, als Uldyssian stehen blieb, verfielen alle in ehrfürchtiges Schweigen. Plötzlich verspürte er Nervosität. Sein Mund war wie ausgetrocknet, und er fühlte sich versucht, aus dem Brunnen zu trinken – nicht nur, um seinen Durst zu stillen, sondern um sich vor dem Publikum zu verstecken, das er selbst angezogen hatte.

Unvermittelt machte er in der Menge ein vertrautes Gesicht aus: Bartha. Er musste seinen Blick nur ein wenig nach unten wandern lassen, um auch ihren Sohn zu entdecken, der ihn anstrahlte, als wäre Uldyssian sein Vater.

Dieser Anblick ließ den Mut, der ihn kurzzeitig verlassen hat-

te, wieder in ihn zurückkehren. Unbewusst nahm er die gleiche Haltung ein wie die Statue hinter ihm, betrachtete die Menge und verkündete: »Was ich getan habe, war kein Wunder!«

Einige reagierten mit Unglauben auf seine Worte, andere waren sichtlich verwirrt. Bartha lächelte, als hätte er gerade einen Scherz gemacht. Sie war restlos davon überzeugt, Zeugin eines Wunders gewesen zu sein, und ihr Sohn war für sie der lebende Beweis dafür.

Dennoch schüttelte Uldyssian den Kopf und fuhr fort. »Es war kein Wunder ... denn *jeder* von euch trägt in sich die Kraft, um so etwas auch zu leisten, wenn nicht sogar noch Größeres.«

Ein Raunen ging durch die Menge. Viele der Anwesenden konnten diese Worte ebenso wenig glauben wie die vorausgegangene Behauptung.

»Hört mich an!«, brüllte der Sohn des Diomedes, um das Gemurmel zu übertönen. »Hört mich an! Erst vor Kurzem war ich noch genauso wie ihr alle! Ich kümmerte mich um meinen Hof, und mich interessierte nur meine tägliche Arbeit. Ich beschäftigte mich kaum mit etwas anderem. Das gehässige Gezänk der Magierclans scherte mich nicht, abgesehen davon natürlich, dass ich hoffte, es möge niemals mein Dorf erfassen. Genauso bedeuteten mir die leeren Worte der Missionare des Tempels oder der Kathedrale nichts, denn ich wusste, sie hatten absolut nichts für meine Familie getan, die zunächst unter der Pest litt und dann langsam dem Tode anheimfiel ...«

Einige in der Menge sahen ihn mitfühlend an und nickten verständnisvoll. Uldyssian entdeckte eine Handvoll Menschen, deren pockennarbige Gesichter erkennen ließen, dass sie die Pest überlebt hatten. Partha mochte insgesamt eine vom Glück begünstigte Stadt sein, doch jeder einzelne Bürger hatte auch seine

persönlichen dunklen Tage erlebt.

Er schüttelte den Kopf. »Ich habe euch gesagt, was ich tat, war kein Wunder. Aber mir widerfuhr eines Tages ein Wunder, als etwas in mir erwachte ... eine Kraft, eine Macht ... nennt es, wie es euch beliebt. Dinge ereigneten sich mit einem Mal um mich her. Manchen machten diese Dinge Angst, anderen nicht.« Weiter konnte er nicht berichten, was sich in Seram zugetragen hatte. Sollten die Städter später selbst einmal die ganze Wahrheit herausfinden, konnte er daran auch nichts ändern. Doch bis dahin würde er sie ohnehin längst überzeugt haben oder von ihnen als Verrückter geächtet worden sein. »Ich war plötzlich in der Lage, *Dinge* zu tun, anderen zu helfen ...«

Er zeigte auf den Jungen – dessen Namen er noch immer nicht kannte, wie ihm in diesem Augenblick bewusst wurde – und bedeutete ihm, zu ihm zu kommen. Bartha gab ihrem Sohn einen leichten Klaps auf den Rücken, worauf der Junge loslief und sich an den großen Bauern schmiegte.

»Ihm konnte ich helfen«, fuhr Uldyssian fort und ließ die Anwesenden den gesunden Arm sehen, während der Junge ihn anlächelte. »Und was ich tat, könnt auch ihr zustande bringen. Vielleicht nicht sofort, aber früher oder später bestimmt!«

Wieder schüttelten viele den Kopf und sahen ihn skeptisch an. Zu glauben, dass *er* Wunder wirken konnte, war eine Sache, doch die Vorstellung, sie selbst könnten diese Kraft ebenfalls in sich tragen, war noch einmal etwas ganz anderes.

Seufzend begann Uldyssian zu überlegen. Vielleicht war er für das eigentlich so verständnisvolle Volk von Partha einfach zu schnell vorgegangen. Womöglich genügte es, wenn er es ihnen einfach zeigte.

»Bartha«, sagte er zur Mutter des Jungen. »Kommt bitte auch

zu mir.«

Strahlend eilte sie zu ihm. »Ja, Heiliger?«

Dass sie eine solche Anrede benutzte, ließ ihn zusammenzucken. Er wollte nicht mit Malic und seinesgleichen auf eine Stufe gestellt werden. Niemals wollte er das. »Ich bin nur Uldyssian, Bartha. Von Geburt Bauer, wie vielen von euch bekannt ist.« Ihre Miene verriet ihm, dass seine Ausführungen bei ihr auf taube Ohren stießen, und so schloss er: »Nennt mich bitte nur Uldyssian.«

Sie nickte. Mehr hatte er sich wohl nicht erhoffen können.

»Stellt Euch neben mich.« Sie kam seiner Aufforderung nach, und er suchte einen Mann, dessen Gesicht von der Krankheit entstellt worden war. »Ihr dort. Kommt her zu mir.«

Der Mann mit dem sandfarbenen Haar zögerte kurz, gesellte sich dann aber zu Uldyssian. Seine Kappe hielt er in den Händen, als würde er hinter ihr Schutz suchen.

»Wie lautet Euer Name?«

»Jonas, Heiliger.«

Uldyssian versuchte, über die Anrede hinwegzusehen. Er würde ihnen schon noch klarmachen, dass sie damit aufhören mussten. »Dürfen wir Euer Gesicht berühren?«

Wieder ein kurzes Zögern, dann nickte der Angesprochene: »Aber ja, Heiliger.«

Der Bauer nahm Barthas Hand, und sie ließ es zu, dass er sie zu der grotesk entstellten Hautpartie des Mannes führte. Als Bartha die Stelle ohne ein Anzeichen von Angst berührte, war Uldyssian tief beeindruckt. Es war eine Sache, einen Mann zu sehen, der so schlimm gezeichnet war. Doch die vernarbte Haut mit den eigenen Fingerspitzen zu berühren, war eine beachtliche Leistung. Mit ihr hatte er genau die Richtige ausgewählt, damit

sie den Anfang machte.

Als seine und ihre Finger den Mann berührten, schloss Uldyssian die Augen und begann, sich die unversehrte Hautpartie vorzustellen. Gleichzeitig versuchte er, in Bartha hineinzuschauen und sie fühlen zu lassen, was er tat.

Er spürte, wie sie plötzlich schauderte, doch sie zog ihre Hand nicht zurück. Dankbar dafür konzentrierte sich Uldyssian auf den Mann vor ihm, der verständlicherweise nervös war, was aber vielleicht in erster Linie daran lag, dass er im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit stand. Uldyssian wusste, dass er sich beeilen musste, schon um Jonas davon abzuhalten, jeglichen Mut zu verlieren und sich zurückzuziehen.

Er versuchte, sich an die Empfindungen zu erinnern, die ihn durchströmt hatten, als er den Arm des Jungen heilte. Das erwies sich zu seiner Verwunderung einfacher als beim ersten Anlauf.

Schmerz und Wehmut ergriffen Besitz von ihm. Er kannte andere, die so entstellt worden waren wie dieser Mann, Menschen in seinem Dorf, denen er jetzt nicht helfen konnte. Doch vielleicht ... wenn alles so lief, wie er es sich erhoffte ... konnte er eines Tages nach Seram zurückkehren und Wiedergutmachung üben.

Als seien diese Gedanken der Auslöser, wurde plötzlich die Kraft in ihm geweckt. Uldyssian nahm Barthas neuerliches Erstaunen wahr, ein Erstaunen, unter das sich schließlich eine immense Freude mischte. Und er merkte, wie der Mann die Kraft verspürte, die in seinen Körper und vor allem in sein Gesicht strömte.

Diejenigen, die den dreien zusahen, schnappten auf einmal hörbar nach Luft, woraufhin Uldyssian es wagte, die Augen zu öffnen. Seine Fingerspitzen hatten ihm bereits einen Eindruck

von dem Ergebnis ihres Bemühens vermittelt, doch es mit eigenen Augen zu sehen, versetzte auch ihn mindestens so sehr in Erstaunen wie die Menge ringsum. Die Haut war glatt und von gesunder Farbe, und in dem Gesicht war nicht länger auch nur der kleinste Makel zu entdecken.

»Noch ein Wunder!«, hauchte Bartha.

Der Mann strich mit den Fingern über seine Wangen und war verblüfft, wie glatt sich die Haut anfühlte, dann drehte er sich zu seinen Mitbürgern um, damit sie alle einen ungehinderten Blick auf ihn werfen konnten.

Ehe irgendjemand ansetzen konnte, Uldyssian erneut zu lobpreisen, sagte der laut und deutlich: »Bartha, habt Ihr alles gefühlt? Ja?«

Mit verwirrter Miene erwiderte sie: »Ich fühlte, wie Ihr ihn geheilt habt, und ...«

Er fiel ihr ins Wort. »Und was fühlt Ihr *in Euch* selbst? Spürt Ihr es bereits?«

Sie legte eine Hand auf ihr Herz, während die Menge sie anschaute, auch der geheilte Mann.

»Ich fühle ... ich fühle ...« Plötzlich lächelte sie Uldyssian selig an. »Ich fühle mich, als sei gerade etwas in mir erwacht, Heiliger ... Meister Uldyssian. Es ... es ... ich weiß nicht, wie ich es beschreiben soll ...«

Mit einem Kopfnicken sah er zu den anderen. »So beginnt es. Das Gefühl wird immer stärker werden. Es kann eine Zeit lang dauern, aber ganz allmählich ... werdet Ihr alle sein, was ich bin ... und vielleicht sogar mehr. Viel mehr.«

Es war ein gewichtiges Versprechen, das Uldyssian zu einem großen Teil schon in dem Moment bedauerte, da es über seine Lippen kam. Doch es war zu spät, es zu widerrufen.

Während er mehr über das herausfand, was *er* zu tun imstande war, würde er versuchen, es auch *anderen* beizubringen – zumindest so lange, bis jemand des Weges kam, der es besser konnte als er.

Das bedeutete aber auch, dass die Weiterreise nach Kehjan noch eine Weile warten musste. Uldyssian konnte die Menschen von Partha nicht einfach verlassen, ohne Gewissheit zu haben, dass sie verstanden hatten.

Sofort dachte er an Lylia. Sie würde sicher im ersten Moment verärgert reagieren, doch dann würde sie ihn verstehen, so wie es bislang immer gewesen war. Wenn die Edelfrau erst einmal sah, wie die Menschen von Partha reagierten, würde sie einsehen, dass sie so lange wie nötig hierbleiben mussten.

Zumindest hoffte er, dass sie es einsah.

Der Mann, den er geheilt hatte, kam zu ihm. »Meister Uldyssian ... könntet Ihr es mir jetzt zeigen?«

Der Bauer streckte seine Hand aus, dann zögerte er und begann zu lächeln, erstaunt darüber, dass es ihm nicht schon früher bewusst geworden war. »Ich glaube, das muss ich nicht. Nicht bei Euch, in dem bereits geweckt wurde, was immer schlummerte. Schaut nur tief in Euch hinein, dann werdet Ihr es erkennen ...«

Jonas runzelte die Stirn, aber dann setzte er plötzlich eine freudige Miene auf, was nichts mit seinen geheilten Narben zu tun hatte. Begeistert nickte er und schrie es förmlich heraus: »Ich fühle ... ja, ich glaube, es ist so, wie Bartha sagte! Als ob etwas ... erwacht sei ...«

Seine unbändige Freude genügte, um in der Menge ein aufgeregtes Gemurmel aufkommen zu lassen. Jemand machte einen Schritt auf Uldyssian zu, was zur Folge hatte, dass alle Schaulustigen vorrückten, da jeder der Nächste sein wollte.

Von dieser Reaktion überwältigt ließ Uldyssian einen nach dem anderen vortreten und widmete jedem von ihnen so viel Zeit, wie er für nötig hielt. Hände wurden nach ihm ausgestreckt, wollten von ihm berührt werden. Nicht alle würden das Erwachen so rasch verspüren wie Bartha und Jonas, und er sagte es auch jedem. Dennoch war es nur eine Frage der Zeit, bis es geschehen *würde*. Uldyssian glaubte fest daran, und weil er so völlig davon überzeugt war, hielten es auch die anderen für glaubhaft.

Mit jedem weiteren Bittsteller, der vor ihn trat, wurde ihm klarer vor Augen geführt, dass er sich richtig entschieden hatte. Und wenn er das hier gut hinter sich brachte, dann wagte er sich gar nicht auszumalen, wie es erst in der großen Stadt sein würde. Nein, ein etwas längerer Aufenthalt in Partha würde die eigentliche Mission nicht gefährden ...

Von so vielen Menschen umgeben, fiel es Uldyssian nicht auf, dass Lyliam am Fuß einer Treppe stand, von wo aus man den Brunnen überblicken konnte, und heimlich den Bauern beobachtete. So fesselnd das Erscheinungsbild der Edelfrau auch sein mochte, blieb sie seltsamerweise unbeachtet. Sie hingegen nahm von allem Notiz, vor allem von der Tatsache, dass Uldyssian etwas ins Rollen gebracht hatte, was ihn lange in Partha aufhalten würde. *Zu lange*, um genau zu sein. Er hätte inzwischen bereits kurz vor Kehjan sein müssen. So hatte sie es geplant, ganz gewiss aber nicht diesen höchst verdächtigen Aufenthalt in Partha.

Doch nach kurzem Überlegen begann Lyliam zu lächeln. Pläne waren dazu da, ständig an die sich verändernden Gegebenheiten angepasst zu werden.

»Wenn nicht Kehjan, dann eben hier, mein Liebster«, mur-

melte die blonde Frau zu sich selbst. »Letztlich ist der Ort bedeutungslos. Du wirst mir trotzdem bringen, was mir rechtmäßig gehört, Uldyssian. Das wirst du tun ... selbst wenn du dafür *sterben* musst ...«

ZWÖLF

Achilios fand Serenthia nicht dort vor, wo er es erwartet hatte – also nicht an der Seite von Uldyssian, um ihn bei seiner Aufgabe zu unterstützen. Stattdessen entdeckte der Jäger die dunkelhaarige Frau an einem Platz sitzend, von dem aus sie die Geschehnisse verfolgen konnte, ohne darin verwickelt zu werden. Ihr Blick war natürlich auf Uldyssian gerichtet – etwas anderes hätte Achilios auch gar nicht erwartet –, doch als der Bogenschütze sich ihr näherte, fiel ihm auf, dass sie wiederholt kurz zu Lyliä schaute.

»Ich habe dir Wasser mitgebracht«, sagte er, um einen Grund vorschieben zu können, ihre Privatsphäre zu stören. Er hielt ihr den Beutel hin, den er frisch gefüllt von Meister Ethons Anwesen bis hierher getragen hatte. Stets praktisch veranlagt – außer wenn es um Liebesdinge ging –, hatte Achilios zunächst für etwas zu trinken gesorgt, ehe er sich auf die Suche nach Serenthia begab.

Die nahm dankbar an und trank weitaus mehr als von Achilios erwartet, was bedeutete, dass sie schon eine ganze Weile hier sitzen musste und das Geschehen beobachtete. Vermutlich war sie hergerannt, weil sie mit irgendeiner Gefahr rechnete. Er hingegen hatte sich Zeit gelassen, da eine innere Stimme ihm versicherte, dass Uldyssian kein Unbill drohte.

Als sie fertig war, nahm er den Beutel wieder an sich und sagte: »Das ist wirklich erstaunlich, nicht wahr, Serry?«

»Ja, das ist es.«

»Ich bin seit meiner Kindheit mit ihm befreundet.« Ohne zu fragen, nahm er neben ihr Platz. Es war das Forscheste, was er

sich zutraute. Trotz seines gelegentlich geselligen Auftretens fühlte sich Achilios im Wald, wo er mit seiner Beute allein war, viel wohler. Bei gesellschaftlichen Anlässen hingegen sah er sich wenig besser als Mendeln, und was den Umgang mit Frauen anging, war er mindestens so unbeholfen wie dieser.

Seine Bemerkung veranlasste sie, ihn so eindringlich anzusehen, dass er sich zu fragen begann, ob er wohl etwas Falsches angemerkt hatte. Serenthia schien im Begriff, etwas zu erwidern, doch es verging fast eine Minute, ehe ein Wort über ihre Lippen kam. Und als sie dann endlich sprach, ging es nicht um das Thema, das er erwartet hatte. »Wieso seid ihr beide eigentlich Freunde, Achilios? Ihr seid in vielerlei Hinsicht so völlig verschieden.«

»Weil wir Freunde sind, würde ich sagen«, konnte er darauf nur antworten. »Wir waren es seit dem Moment, als wir uns das erste Mal begegneten.« Er machte eine beiläufige Geste. »So sind Kinder nun mal.«

»Kann schon sein.« Serenthia überlegte einen Moment lang, dann fügte sie hinzu: »Ist sie eine Frau, von der *du* träumen würdest?«

Das war nun allerdings das Thema, mit dem er gerechnet hatte. Serenthia war lediglich über einen Umweg dorthin gelangt. »Lydia? Sie ist hübsch, das muss ich zugeben. Kein Mann würde sie bei ihrem Anblick ignorieren können. Aber das Gleiche lässt sich auch über andere Frauen sagen, nicht nur über sie.«

Direkter hätte er es ihr nicht zu verstehen geben können – zumindest aus seiner Sicht –, doch sie schien nicht zu merken, worauf er anspielte. »Ich weiß, sie wirkt auf uns exotisch, und ich kann auch verstehen, dass sich Uldyssian in sie verlieben konnte. Aber das ging alles so schnell, Achilios.«

»So kann es gehen.« Für ihn war es schließlich auch so ge-

schehen. Lange Zeit hatte er in Serenthia nur das schelmische Kind gesehen, und eines Tages war aus ihr plötzlich eine wunderschöne Frau für ihn geworden. Achilios war von dieser Wandlung seinerzeit so überrascht worden, dass er eine ganze Woche lang unfähig war, auf der Jagd auch nur ein einziges Tier zu erlegen.

Serenthia schwieg eine Weile, und Achilios gab sich damit zufrieden, bei ihr zu sein ... so wie es sonst für gewöhnlich auch der Fall war. Sie beobachteten Uldyssian, der einen Parthener nach dem anderen empfing. Jedes Mal, wenn ihm gelang, was immer er auch mit diesen Menschen machte, bemerkte Achilios, dass sein Freund und der, der seine Berührung erfahren hatte, äußerst zufrieden dreinschauten.

»Hast du dich auch so gefühlt?«, wagte er es schließlich, Serenthia zu fragen. »So wie sie?«

»Ja.«

Nach ihrem Tonfall zu urteilen, war der Jäger nicht so recht davon überzeugt, dass sie die Wahrheit sagte.

»Hast du irgendetwas bewirken können?«

Diesmal antwortete sie erst nach einer langen Pause. »Ich weiß nicht.«

»Wie kannst du nicht ...«

»Ich *weiß* es nicht«, fiel sie ihm mit Nachdruck ins Wort.

Normalerweise hätte Achilios die Sache an diesem Punkt auf sich beruhen lassen, aber diesmal konnte er nicht. »Serry, wie meinst du das?«

Ihr Blick wanderte nicht zu ihm, sondern zu ihren Händen. »Ich fühle es, weiter nichts. So wie sie alle. Mir ist aber nichts weiter aufgefallen. Ich habe versucht, an Dinge zu denken und sie geschehen zu lassen, aber ... soweit ich weiß ist *nichts* gesche-

hen.«

»Noch immer nicht? Ich dachte, inzwischen ...«

Jetzt sah sie ihn mit einem kühlen Ausdruck in den Augen an.

»Das dachte ich auch. Das kannst du mir glauben.«

Das ergab für ihn keinen Sinn. Lylia hatte bereits bei mehreren Gelegenheiten ihre Fähigkeiten unter Beweis gestellt, indem sie Blüten und Beeren an Büschen sprießen ließ oder kleinere Verletzungen bei einem der Pferde heilte. Sie hatte sogar ein Kaninchen herbeigerufen und Achilios die Jagd auf das Tier erspart, obwohl der Bogenschütze es eher so empfand, dass dem Kaninchen auf ungerechte Weise die Chance genommen worden war, die Jagd zu überleben.

»Und was ist mit dir?«, fragte Serenthia ihn plötzlich. »Ich habe auch nicht gesehen, dass du irgendetwas tatest.«

Eigentlich hatte er durchaus etwas in seinem Inneren gespürt, etwas, das sich zu entfalten versuchte. Doch er war bemüht gewesen, es zu ersticken. Nur hatte er niemandem ein Wort davon gesagt. Viele mochten die Gabe begehren, die Uldyssian ihnen anbot, aber nicht so sein bester Freund. Achilios war mit dem zufrieden, was er bereits darstellte: Er wollte ein Jäger und einfacher Mann bleiben.

»Ich vermute, ich bin nicht gerade Uldyssians bester Schüler«, erwiderte er. »Ganz bestimmt nicht.«

»Aber ihm hat es doch auch niemand beigebracht! Bei Uldyssian geschah es so plötzlich wie der Sturm über Seram kam ... den er offenbar auch verursachte.«

»Uldyssian wurde von allen Seiten in die Enge getrieben, Ser-ry. Man unterstellte ihm den brutalen Mord an Bruder Mikelius. Die Inquisitoren hätten ihn zur Kathedrale verschleppt und ihn vermutlich als Teufel verbrannt. Er hatte keine andere Wahl!«

Sie war von seinen Worten nicht überzeugt. »Das war alles schrecklich, aber warum geschah es gerade zu der Zeit? Warum nicht, als seine Familie langsam und qualvoll starb? Warum nicht schon damals? Und warum überhaupt er? Es gibt so viele andere, die noch schlimmer leiden mussten als er, und bei ihnen haben wir nie davon gehört, dass sich so etwas Erstaunliches ereignete. Wäre es geschehen, hätten wir selbst im provinziellen Seram davon erfahren, das weißt du so gut wie ich.« Noch während er zustimmend nickte, redete sie weiter. »Und warum nicht Mendeln? Er hat doch ebenso gelitten! Seine Familie wurde ausgelöscht und seinem Bruder ein schreckliches Verbrechen unterstellt. Es hätte ihn treffen können, aber es geschah nicht. Ich habe an Mendeln nichts Ungewöhnliches bemerkt. Du etwa?«

Als sie den Namen erwähnte, zuckte Achilios unwillkürlich zusammen. Serenthia bemerkte seine Reaktion und stutzte. »Was ist, Achilios? Was ist los mit Mendeln? Besitzt er die gleichen Talente wie sein Bruder?«

Es war weniger ihre Überlegung, die ihn erschrecken ließ, als vielmehr das unerwartete ins Gedächtnis rufen eines anderen Ortes zu einer anderen Zeit. Als Serenthia auf Uldyssians Bruder zu sprechen gekommen war, hatte der Jäger noch einmal den Moment *erlebt*, als er und sein Freund sich den mysteriösen Stein genauer betrachtet hatten. Nicht nur, dass er dabei wieder sah, wie Mendeln vor dem Stein erstarrte, ihm war auch in Erinnerung gekommen, wie er selbst den Stein berührt und eine schreckliche Leere verspürt hatte, bis es ihm endlich gelungen war, sich von ihm loszureißen.

»Nein«, brachte Achilios schließlich heraus. »Nein ... nicht wie Uldyssian.«

Seine Antwort beruhigte sie nicht. »Achilios, was ...«

Mit einem Mal überkam den Jäger eine gewaltige Angst, aber nicht um sein eigenes Leben, sondern um das von Mendeln. Ihm war, als würde dem in genau diesem Augenblick etwas Schreckliches widerfahren.

Achilios sprang auf und erschreckte damit Serenthia. »Was ist los? Stimmt etwas nicht?«

Er wollte ihr antworten, doch er konnte keinen Moment länger warten. Wortlos eilte er davon und ignorierte ihre besorgten Rufe.

Kaum war er außer Sichtweite der Frau, die er liebte, blieb Achilios abrupt stehen. Die Angst um Mendeln hatte nicht nachgelassen, doch der Bogenschütze zögerte, weiterzulaufen. Der Grund war simpel: Achilios hatte keine Ahnung, wohin Uldyssians Bruder gegangen war.

Die Straßen, durch die Mendeln sich bewegte, waren ungewöhnlich verlassen, und die Gebäude ringsum mit einem Mal in ein beunruhigendes, graues Licht getaucht. Es wehte kein Wind, und es war nicht das leiseste Geräusch zu hören. Mendeln hätte sich sehr allein gefühlt ... wäre er nicht weiterhin von den Wachen umgeben gewesen, die Uldyssian getötet hatte.

Seit ihrer Ankunft hatte es für ihn eine fast übermenschliche Anstrengung bedeutet, die Wahrheit vor den anderen nicht einfach hinauszuschreien. Entweder existierten die Geister dieser Männer wirklich, oder aber er hatte den Verstand verloren. Mendeln vermochte nicht zu sagen, was schlimmer gewesen wäre. Er wusste nur, dass er im tiefsten Herzen jemandem offenbaren wollte, was mit ihm geschah.

Doch er hatte es niemandem erzählt, auch nicht, als sie Partha erreichten, wo er gehofft hatte, die Geister würden ihn in Ruhe

lassen. Eine Hoffnung, die sich zerschlagen hatte, als ihm die ersten von ihnen in die Stadt gefolgt waren. Bis zu diesem Moment hatte Mendeln geglaubt, die Geister würden ihn nur eine Zeitlang verfolgen. Jetzt jedoch fürchtete er, sie nie mehr loszuwerden.

Obwohl »Fürchten« nicht mehr so ganz das richtige Wort war. Zugegeben, sie machten ihn nervös, doch je länger er sie sah, desto mehr Nervosität fiel von ihm ab. Sie machten nichts anderes als ihn anzustarren, aber nicht auf eine verdammende Weise, sondern mehr so, als warteten sie darauf, dass er etwas zu ihnen sagte. Bislang hatte er so gut wie gar nicht mit ihnen gesprochen, wenn man von seiner Bitte absah, ihn doch endlich in Ruhe zu lassen. Da das nichts bewirkt hatte, sah er keinen Grund, sich weiter mit ihnen zu unterhalten.

Im Augenblick waren sie aber auch sein geringstes Problem. Während er weiter durch die Stadt ging, bemerkte er an den Gebäuden ungewöhnliche Zeichen, die für ein hohes Alter sprachen, fast so, als sei Partha ein antiker Ort, den die Menschen vor langer Zeit aufgegeben hatten. Diese Veränderung wurde mit jedem Schritt deutlicher. Das Grau wurde stets dunkler und tendierte allmählich zu Schwarz.

Ihm wurde klar, dass hier etwas nicht stimmen konnte. Wo waren die Menschen hin verschwunden? Wo war Uldyssian, nach dem er doch eigentlich suchte? Mendeln war um seinen Bruder besorgt, vor allem im Hinblick darauf, was die Leute von Partha ihm womöglich antun würden. Zu gut hatte er noch in Erinnerung, was in Seram geschehen war, wo sich sogar die Menschen, die ihn ein Leben lang kannten, gegen ihn gestellt hatten ...

Dann jedoch sah Mendeln vor sich etwas, das ihn abrupt ste-

hen bleiben und jeden Gedanken an seinen Bruder vergessen ließ. Er drehte sich hastig um, weil er die Flucht ergreifen wollte ... doch auch in dieser Richtung befand sich das, wovor er weglaufen wollte!

Der Weg führte zu einem seit langem vernachlässigten Friedhof, der nach seinem Erscheinungsbild zu urteilen nicht mehr von den hiesigen Bewohnern genutzt wurde.

Da er zudem von den Geistern der Toten umgeben war, konnte Mendeln sich nicht vorstellen, dass sich ihm etwas Gutes offenbaren würde, wenn er diesen Friedhof betrat. Doch als er rückwärts gehen wollte, kam der Friedhof noch näher. Er gab nicht auf und versuchte unverdrossen abermals, den Abstand dazu zu vergrößern ...

Doch im nächsten Augenblick stand er nun *mitten auf dem Totenacker!*

Er brachte nur einen erstickten Laut heraus, während er zu begreifen versuchte, was geschah. Er betete, es möge nur ein schlechter Traum sein, dennoch wusste er, dass das Gegenteil der Fall war. All das schien überaus real.

Mendeln dachte an seine Erinnerungslücken und fragte sich, ob sie sich nun vielleicht auf eine bizarr veränderte Art und Weise fortsetzten. Eine bessere Erklärung für das Mysterium fiel ihm nicht ein.

Plötzlich aber wurde er auf noch etwas Sonderbares – und zugleich Beunruhigendes – aufmerksam. Die toten Soldaten waren ihm nicht auf den Friedhof gefolgt, sondern verhielten nahe dem Eingangs, als würde sie der geflügelte Wasserspeier am Torbogen vom Weitergehen abhalten. Und das, obwohl er sich zum ersten Mal ihre Gesellschaft gewünscht hätte, wenn auch nur, weil sie ihm wenigstens vage vertraut waren. So aber war er

völlig allein und musste sich dem Unbekannten stellen.

Als er sich wieder umwenden wollte, schob ihn etwas, das sich wie eine *Hand* anfühlte, weiter auf den Friedhof. Er stolperte einige Schritte weit, ehe er sich gefangen hatte. Dann sah über die Schulter ... und musste schlucken, denn hinter ihm befand sich niemand.

Der Bauer sah auf das erste Grab, vor dem er stand, und das von einem Grabstein in Form eines Halbmondes markiert wurde. Das Grab war vor so langer Zeit angelegt worden, dass Generationen von Unkräutern und Gräsern es überwucherten. Das Grab selbst hatte sich ein Stück weit gesenkt.

Mendeln ließ seinen Blick über das Grabmal schweifen. In den Stein eingemeißelt – aber in dem sonderbaren grauen Licht kaum zu entziffern – waren Symbole von der gleichen Art wie auf dem Stein bei Seram.

Wider Willen hatte diese Entdeckung eine faszinierende Wirkung auf ihn. Um das Grab mit dem gebührenden Respekt zu behandeln, kniete er zunächst daneben nieder, erst dann beugte er sich vor. Aus der Nähe betrachtet fand Mendeln seinen ersten Eindruck bestätigt: Viele der Symbole, die entlang der Mondsichel verliefen, waren denen auf dem Stein bei Seram ähnlich, doch erkannte er nicht das Muster wieder, nach dem sie angeordnet waren.

Ohne zu zögern strich er mit den Fingern über die erste Linie. Sofort verspürte er die Kraft, die von den Symbolen ausstrahlte. Mendeln hatte von der Existenz magischer Wörter gehört, wie sie angeblich bei den Magierclans Verwendung fanden, daher vermutete er, dass es sich hierbei um etwas Vergleichbares handelte.

Mendeln sah auf und ließ seinen Blick über das schier endlose

Gräberfeld wandern. Die Gräber waren auf unterschiedlichste Weise markiert. Neben Halbmonden gab es auch Steine in der Form von Sternen, gedrungenen Rechtecken und vielem mehr. Auf einem stand sogar eine hochaufragende, geflügelte Statue, die in einer Hand eine Waffe hielt.

Von der Statue angezogen, ging er zwischen den Grabreihen hindurch, um sie genauer zu betrachten. Faszination ließ ihn seine Furcht vergessen. Er musste mehr erfahren. War dies hier ein Friedhof für die Toten der Magierclans? Und wenn dem so war, gab es irgendeinen Zusammenhang mit den Dingen, die ihm widerfuhren ... und mit dem, was mit Uldyssian geschehen war? Bislang hätte er es angezweifelt. Denn nach den wenigen Dingen zu urteilen, die er von Kaufleuten erfahren hatte, lebten die einst so mächtigen Clans von der Welt nahezu völlig abgeschottet, da sie einander unablässig Zauberduelle lieferten, in denen einer den anderen zu übertrumpfen versuchte. Ihnen blieb wohl kaum Zeit, sich mit zwei Bauern zu beschäftigen, die sich zudem noch weit von ihrer Stadt entfernt aufhielten.

Obwohl die Statue auf einem Grab weit im Innern des Friedhofs stand, kam es Mendeln so vor, als habe er nur ein paar Schritte getan, als sie auch schon düster vor ihm aufragte. Er hielt inne und versuchte zu verstehen, was sie darstellen sollte: ein geflügeltes Wesen, dessen Kopf weitestgehend unter einer Kapuze verborgen war, wenn man von einem Teil des Mundes und ein wenig wallendem Haar absah. Gewand und Brustschild ähnelten denen der Inquisitoren der Kathedrale, waren aber so bearbeitet, dass sie den Eindruck eines edleren Materials vermittelten. Der Brustschild wies ebenfalls eine Beschriftung auf, wiederum Worte in der mittlerweile gewohnten rätselhaften Sprache.

Mendeln betrachtete die Flügel, bis ihm auffiel, dass sie anders waren als die von Vögeln. Was er für Federn gehalten hatte, erwies sich in Wahrheit als die Eigenart des Künstlers, *Flammen* darzustellen. Mendeln war keine Legende über eine Kreatur oder einen Geist mit solchen Schwingen bekannt, nicht einmal aus den Geschichten, die ihm seine Mutter erzählt hatte, als er noch sehr klein gewesen war.

In der Linken hielt die riesige Gestalt ein großes Schwert, dessen Spitze auf dem Sockel unter der Statue ruhte. Die andere Hand zeigte nach unten, nicht nur auf das Grab, zu dem die Statue gehörte, vielmehr hatte es für Mendeln den Anschein, als zeige sie auf die umliegenden Gräber. Er konnte sich des Eindrucks nicht erwehren, dass das etwas zu bedeuten hatte, doch der Sinn erschloss sich ihm nicht.

Diese Situation empfand Mendeln als über alle Maßen zermürbend. Er war für gewöhnlich ein geduldiger Mensch, doch irgendjemand schien mit Erfolg zu versuchen, ihn an seine Grenzen zu treiben.

»Also gut!«, rief er. In der Stille wurde seine Stimme von allen Seiten zurückgeworfen. »Wenn ihr etwas von mir wollt, dann sagt es mir! Ich verlange, dass ihr es mir sagt!«

Kaum hatte er seine Gedanken ausgesprochen, erfüllte ein lautes, knirschendes Geräusch seine Ohren. Voller Entsetzen sah er mit an, wie sich die Hand der Statue so weit bewegte, dass sie schließlich auf die Schrift auf ihrem Sockel deutete.

Mendeln wartete, ob noch mehr geschah, doch der geflügelte Wächter war wieder erstarrt. Allmählich brachte er den Mut auf, zu der gewiesenen Stelle zu schauen. Wie erwartet handelte es sich um die gleichen Schriftzeichen, die er bereits kannte. Aber das beruhigte ihn nicht im mindesten.

»Weil ich es nicht *lesen* kann!«, murmelte er. »Ich weiß nicht, was da geschrieben steht!« Er kniff ein wenig die Augen zusammen, als er versuchte, sich an die Worte zu erinnern, die ihm ohne Vorwarnung durch den Kopf gegangen waren, seinerzeit, als der Dämon ihn allein im Wald überraschte. Er sah die Szene vor sich, und er hörte den Klang der Worte, doch das genügte nicht, um Mendeln bei dem zu helfen, was er nun vor sich hatte.

Von der Sinnlosigkeit der Erinnerungsbilder entnervt, wagte Mendeln, sich über das Grab zu beugen, um die Schriftzeichen der Reihe nach zu betrachten. Sein Mund formte Lautbilder, doch das war auch schon alles. Nichts, aber auch gar nichts davon ergab einen Sinn.

»Was heißt es?«, brummte er aufgebracht. »Was heißt es?«

Der Drache hat dich auserwählt ...

Mendeln schoss hoch. Eine solche Stimme hatte er schon einmal vernommen – in Seram. Sie ähnelte der von Cyrus. Cyrus, *nachdem* er umgebracht worden war.

Ein Teil von ihm wollte aufschreien, damit diese Stimme aus seinem Kopf verschwand, doch ein anderer konzentrierte sich auf das, was gesprochen worden war. *Der Drache hat dich auserwählt ...*

Er starrte auf den alten Text und las ihn noch einmal. »Der Drache hat mich auserwählt – dich ... der ... Drache ... hat ... dich ... auserwählt ...«

Plötzlich vermochte Uldyssians Bruder die Zeile zu lesen. Wichtiger war aber noch, dass *andere* Symbole mit einem Mal mehr Sinn ergaben. Mendeln fühlte, dass er unmittelbar davorstand, die Bedeutung aller Symbole zu begreifen – und damit zu begreifen, was hier wirklich vor sich ging.

Aber worauf bezog sich der Satz? Mendeln beugte sich vor

und musterte das Zeichen, das für das wichtigste Wort stand, genauer: Drache. Es war eine Schleife, in sich verdreht und so verlaufend, dass sich Anfang und Ende trafen. Mendeln wusste aus Legenden, was ein Drache war, doch warum sollte ein solches Symbol eine derartige Kreatur verkörpern? Und warum überhaupt ein solches Wesen?

»Was war geschehen?«, fragte er leise ... dann wunderte er sich darüber, wie er die Frage formuliert hatte. Richtig hätte es heißen müssen: *Was geschieht in diesem Augenblick?*

Warum sollte er ...

Die Erde unter seinen Händen bewegte sich plötzlich, als versuchte etwas, sich aus dem Boden zu graben.

Mit weit aufgerissenen Augen machte Mendeln einen Satz nach hinten. Dabei landete er unabsichtlich auf einem anderen Grab, das zu seinem Entsetzen ebenfalls in Bewegung geriet.

Erst da wurde ihm bewusst, dass es auf allen Gräbern des Friedhofs gleich zuging. Erdhügel wurden aufgewühlt, und Mendelns Fantasie zeigte ihm bereits, wie Skelette aus den Gräbern kletterten. Doch gerade als es so aussah, als würde diese Vorstellung schreckliche Realität, nahm eine Gestalt im Schatten der Statue Konturen an. Sie war komplett in Schwarz gekleidet. Für einen winzigen Augenblick sah er ihr Gesicht, das seinem eigenen in dem Sinne ähnelte, als dass es nachdenklich und beflissen wirkte, sich ansonsten aber deutlich unterschied. Es wies eine unwirkliche Attraktivität auf, wie sie nur ein Bildhauer oder ein anderer Künstler erschaffen konnten.

Die Gestalt malte ein einzelnes Symbol in die Luft, ein dolchähnliches Zeichen, das für die Dauer eines Augenaufschlags in grellem Weiß aufleuchtete. Ein Laut, wie ein schwerer Seufzer, breitete sich auf dem Friedhof aus.

Die Gräber kamen wieder zur Ruhe, die Gestalt verschwand – und dann änderte sich auch Mendelns Umgebung grundlegend. Er war immer noch in Partha, das erkannte er auch trotz seines verwirrten Geistes. Doch Uldyssians Bruder hielt sich nicht länger auf dem Friedhof auf, sondern stand an dessen Eingangspforte – wo der Wasserspeier im Torbogen seinen Geisteszustand zu verhöhnen schien. Und der Friedhof war auch nicht mehr alt und verfallen, sondern so gepflegt, wie man es in Partha erwarten durfte.

Doch so aufmerksam er auch hinschaute, von der geflügelten Statue war nirgends mehr etwas zu erkennen.

Etwas berührte ihn an der Schulter. Er stieß einen Laut aus, als wäre er ein getretener Hund. Kräftige Finger packten Mendeln und drehten ihn um.

Zu seiner Erleichterung war nicht irgendein von den Toten auferstandener Satan, sondern Achilios.

»Mendeln? Geht es dir gut? Was machst du denn *hier*?« Der Jäger sah blass aus, und sein Blick wanderte an Mendeln vorbei zum Friedhof, den er voller Abscheu betrachtete. »Warst du dort?«

»Ich ... nein.« Es erschien ihm am besten, gar nicht erst einen Versuch zu unternehmen, irgendetwas zu erklären. Er wusste ja nicht einmal selbst mit Sicherheit, was sich abgespielt hatte. Eine Wahnvorstellung? Ein Traum?

Stattdessen konzentrierte er sich auf eine andere Frage: »Achilios, mein Freund, und wieso bist *du* hier? Bist du mir gefolgt?«

Diesmal war es der Bogenschütze, der zögerte, ehe er genauso verdächtig antwortete: »Ja, das tat ich.« Er grinste ihn plötzlich an, dann klopfte er ihm auf die Schulter. »Du willst dich doch nicht hier verlaufen, oder, Mendeln? In einer so großen Stadt

kann man von vielen Dingen abgelenkt werden, nicht wahr?«

Mendeln war sich nicht sicher, ob er diese Bemerkung als Beleidigung auffassen sollte. Der Einfachheit halber beschloss er, sie zu ignorieren. Vielleicht konnte er sein Geheimnis Achilios zu einem anderen Zeitpunkt anvertrauen, und dann würde auch der Jäger die Wahrheit sagen können. Die Geheimnisse hingen seiner Ansicht nach alle mit dem mysteriösen Stein daheim in Seram zusammen.

»Du musst mit mir kommen, zum Stadtplatz. Uldyssian ...«

Es war eigentlich beschämend, dass Mendeln bis zu diesem Moment so gar nicht um seinen Bruder besorgt gewesen schien. Nun aber rieb er sich nervös die Hände und rief: »Uldyssian? Geht es ihm gut?«

»Mehr als das«, erwiderte Achilios. »Aber du musst es sehen, um es zu verstehen ...« Erst jetzt fiel sein Blick auf die Hände seines Gegenübers. »Deine Hände sind voller Dreck. Was ...?«

»Ich bin auf dem Weg hierher gestolpert und musste mich damit abfangen, um nicht mit dem Gesicht auf das Pflaster zu schlagen«, erklärte Mendeln rasch. »Der Boden war sehr schmutzig«, fügte er wenig überzeugend hinzu.

Zu seiner Erleichterung und Überraschung akzeptierte der blonde Bogenschütze auch diese Antwort. »Du bist auf der Straße hingefallen? Du bist mit deinen Gedanken viel zu sehr bei anderen Dingen, als es gut für dich wäre. Komm, lass uns etwas finden, womit du dir dich säubern kannst, und dann machen wir uns auf den Weg ...«

Da sich nichts finden ließ, musste Mendeln die Hände schließlich an seinem Gewand abwischen. Als Bauer war er so etwas zwar gewöhnt, doch in Partha war es ihm ein wenig peinlich. Allerdings konnten sie auch nicht zu Meister Ethons Haus zu-

rückkehren, da Mendeln schnellstens sehen wollte, was sich auf dem Platz abspielte.

Er folgte Achilios, blieb aber nach ein paar Schritten stehen, und als er Gewissheit hatte, dass sein Freund ihn nicht beobachtete, drehte sich Mendeln rasch einmal um die eigene Achse, um Ausschau zu halten.

Die Geister, die ihn seit dem Kampf begleitet hatten, waren nirgends mehr zu entdecken. Es war fast so, als hätte die Gestalt auf dem Friedhof ihnen zur gleichen Zeit die ewige Ruhe gegeben, als sie auch dafür sorgte, dass sich die Toten in ihren Gräbern nicht länger regten.

»Danke«, flüsterte Mendeln.

»Hast du etwas gesagt?«, wollte der Bogenschütze wissen, der stehen geblieben war, damit Uldyssians Bruder ihn einholte.

»Nein ...«, erwiderte Mendeln und schüttelte nachdrücklich den Kopf. »Nein.«

Achilios nahm diese Antwort ebenso hin wie zuvor die anderen Erklärungen, wofür ihm Mendeln dankbar war. Doch als sie durch die Straßen eilten, war der Bauer in Gedanken nicht bei seinem Bruder, sondern bei dem düsteren Geschehen, das er gerade erlebt hatte.

Eines machte ihm dabei besonders zu schaffen. Nicht, was sich zugetragen hatte. Das kümmerte ihn eigentlich kaum. Nein, es ging vielmehr um eine neue Frage, die durch die befremdliche Vision aufgeworfen worden war ... oder besser gesagt *zwei* neue Fragen, die eng miteinander verflochten waren.

Was hatte es mit dem Drachen auf sich ... und warum hatte dieser ausgerechnet *ihn* auserwählt?

Trotz Achilios' fröhlichen Auftretens war seine Laune in Wahrheit viel bedrückter als zu dem Zeitpunkt, da er sich auf die

Suche nach Mendeln begeben hatte. Der Bogenschütze hatte nicht damit gerechnet, Uldyssians Bruder am Eingang zu einem Friedhof anzutreffen. Durch diesen Anblick war zum zweiten Mal die Erinnerung an das zurückgekehrt, was Achilios durchgemacht hatte, als er den Stein berührte.

Er hatte versucht, seine plötzliche Qual sofort zu überspielen, und er war dankbar, dass Mendeln zu tief in Gedanken versunken war, um davon etwas mitzubekommen. Leider hatte diese Nachdenklichkeit wiederum den Argwohn des Jägers geweckt, und das nagte nun an ihm.

Zwar hatte Mendeln bestritten, den Friedhof betreten zu haben, doch Achilios hätte nicht einmal ein so begnadeter Jäger sein müssen, um zu erkennen, dass der Schmutz, der an den Händen des anderen klebte, auf keiner Straße hier zu finden war. Diese feine Erde war trockener und älter, zudem war sie mit kleinen Stücken Unkraut und Gras durchsetzt. Solchen Boden fand man viel eher auf einem Friedhof.

Das wiederum ließ Achilios an eine andere Situation in Seram denken, als Bruder Mikelius das Grab des ermordeten Missionars zu sehen verlangte ... und dann gegenüber dem Bogenschützen und den anderen behauptet hatte, es sei von irgendjemandem entweiht worden. Der Großinquisitor war von Uldyssians Schuld überzeugt gewesen – Uldyssian oder jemand, der ihm nahestand.

Und nun befand sich Mendeln hier auf einem anderen Friedhof und hatte Schmutz an den Händen. Mendeln, der während der Ereignisse im Dorf so sonderbar durch Abwesenheit gegläntzt hatte. Mendeln ... vor dem sich Achilios allmählich mehr zu fürchten begann als vor Uldyssian.

DREIZEHN

Tag auf Tag verging, ohne dass Uldyssians Aufgabe ein Ende nahm. Dabei war es keineswegs so, als könnte er nicht spüren, wie sich in den meisten derer, die zu ihm kamen, die Kräfte zu regen begannen. Was ihm jedoch rätselhaft blieb, war der Umstand, dass die von ihm initiierten Menschen – im Gegensatz zu ihm und Lylia – darüber hinaus keine Fortschritte zeigten. Er sprach mit Lylia darüber, als er mit ihr das Bett in dem noblen Quartier teilte, das der großzügige Meister Ethon ihnen zur Verfügung gestellt hatte. Lylia schien nichts daran zu finden, dass die erhofften großen Fortschritte auf sich warten ließen.

»Es zeigt nur, dass du etwas ganz Besonderes bist und dich beträchtlich von den anderen unterscheidest, Liebster. Das wusste ich von Anfang an«, schmachete sie und ließ ihre Hand über seine Brust wandern. »Aber gib dem allen noch ein paar Tage. Ich glaube, dann wirst du zu sehen bekommen, wonach du strebst.«

»Ich bin froh, dass du so denkst«, erwiderte er. »Ich weiß es umso mehr zu schätzen, da es dich ja wenig freute, dass wir statt in Kehjan erst einmal hier gelandet sind.«

»Wenn ich nichts anderes bin, dann aber gewiss anpassungsfähig, lieber Uldyssian. Früher zwang man mich, es zu sein.«

Uldyssian hätte auf diese Bemerkung hin eigentlich nachhaken wollen, doch als er sie ansah, musste er feststellen, dass Lylia soeben eingeschlummert war. Minuten später schlief er ebenfalls und wurde für die nächsten Stunden von allen Sorgen befreit.

Die Prophezeiung der Edelfrau erfüllte sich kaum zwei Tage später. Zu dieser Zeit hatte Uldyssian so gut wie jeden in der

Stadt berührt. Es gab erstaunlich wenige Einwohner, die nicht die Gabe in sich geweckt sehen wollten, und noch weniger waren es, denen er sie verweigerte.

Meister Ethon half Uldyssian bei der Entscheidung, wem es verwehrt bleiben sollte, mit ihm in Kontakt zu treten. Bei den Betroffenen handelte es sich durchweg um Kriminelle, denen nicht zu trauen war. Als oberster Richter des Tribunals von Partha wusste der Kaufmann von fast allen diesen Leuten, wie sie aussahen, und er stellte sich an Uldyssians Seite, sobald er erfahren hatte, was hier geschah.

»Dieser Mann dort«, warf Ethon beispielsweise ein. »Hütet Euch bei ihm davor, ihm irgendetwas zu geben ...« Oder er zeigte auf einen anderen mit den Worten: »Er wird Euch vermutlich die Kehle aufschlitzen wollen, während Ihr ihn noch begrüßt. Nehmt Euch also vor ihm auch in Acht.«

Zu Beginn hatte Uldyssian pflichtbewusst die Ratschläge befolgt, doch an diesem Tag sah er erneut den ersten Mann, von dem die Rede gewesen war, einen abstoßenden bärtigen Kerl namens Romus. Eine hässliche Narbe verlief über einen Großteil seiner Glatze, zweifellos eine Folge seiner schändlichen Aktivitäten. Als Romus sah, dass er beobachtet wurde, wollte er fortgehen. Aber Uldyssian entschied spontan, mit diesem unehrenhaften Gesellen zu sprechen.

»Romus! Romus! Kommt zu mir!«

Hunderte Augenpaare richteten sich auf Romus. Ihm blieb keine andere Wahl, als nach vorne zu kommen, obwohl die Stadtwache und viele andere ihn mit finsternen Blicken bedachten.

Auch Meister Ethon war darüber wenig erfreut. »Uldyssian, ich weiß, Ihr meint es gut, aber jemand wie *er* würde für alle zu einer Gefahr, wenn er die Gabe bekäme ...«

Lydia legte eine Hand auf den Arm des Kaufmanns. »Aber mein lieber Ethon. Woher wollt Ihr wissen, ob nicht andere wie Romus bereits von Uldyssian die Gabe erhielten? Könnt Ihr mit Sicherheit behaupten, *jeden* Schurken in Partha zu kennen?«

»Nein, Mylady, aber ich kenne verdammt viele – verzeiht mir diese Wortwahl –, und er hier gehört zu den Übelsten.«

Sie wollte sich nicht umstimmen lassen. »Ihr habt die Gesichter derjenigen gesehen, bei denen die Kraft erweckt wurde. Ihr selbst habt diese Erfahrung ebenfalls gemacht. Schaut tief in Euch hinein. Glaubt Ihr, Ihr könntet diese Kraft jemals einsetzen, um anderen damit zu schaden?«

Ethon zögerte. »Nein ... niemals ... aber ...«

»*Niemand* könnte das«, beteuerte Lydia. »Niemand.«

Ohne abzuwarten, was ihr Gastgeber als Nächstes vorbringen würde, wandte Uldyssian sich Romus zu, der weniger wie eine Bedrohung als vielmehr wie ein verängstigtes Kind wirkte. Umgeben war der Kahlköpfige von einer großen Zahl von Einwohnern, die in dem Bauern so etwas wie einen Heiligen sahen.

»Habt keine Angst«, meinte Uldyssian, und an die anderen gerichtet fügte er hinzu: »Lasst ihm etwas Platz. Es ist alles in Ordnung.«

Während sie gehorchten, zog er Romus näher an sich heran, was dieser nach einem kurzen Stirnrunzeln geschehen ließ.

Lydia, die sich noch immer neben Meister Ethon aufhielt, beugte sich vor und verfolgte das Geschehen aufmerksam mit.

Die anderen Versammelten sahen skeptisch zu, da ihnen Romus' Ruf nur allzu bekannt war. Sie waren bereit, Uldyssian sofort beizustehen, sollte es zu einem Zwischenfall kommen.

Uldyssian selbst hegte keine derartige Befürchtung. In dem Moment, als er die Hände des anderen Mannes ergriff, strömte

die Kraft sogleich auf ihn über, und der Bauer fühlte, wie sich tief in Romus etwas regte. Der Mann rang nach Luft, und dann zeichnete sich auf seinem Gesicht ein zutiefst verwundeter Ausdruck ab. Es ließ ihn wie einen völlig anderen Menschen aussehen – einen Menschen, dem Uldyssian sein Leben blind anvertraut hätte.

»Es ... es ist ...«, stammelte Romus.

»Ja, das ist es.«

Uldyssian trat wie üblich einen Schritt nach hinten, damit der Betroffene Gelegenheit hatte, die Veränderung zu begreifen. Romus kicherte wie ein Kind, eine Träne rollte ihm über die Wange. Mit beiden Händen rieb er sich über das Gesicht und versuchte zu verstehen, was geschehen war.

Als er die Hände wegnahm, rief Lylia auf einmal: »Uldyssian! Sieh doch, was er getan hat! Sieh dir die Narbe an!«

Er konnte sich die Narbe jedoch nicht ansehen – da sie nicht länger vorhanden war! Die Haut war genauso unversehrt und von gesunder Farbe wie Jonas' vormals pockennarbiges Gesicht. Und das war nichts, was *Uldyssian* bewirkt hätte.

Den Menschen im weiten Rund war das nicht sofort bewusst, denn sie applaudierten, weil er in ihren Augen erneut ein Wunder gewirkt hatte. Rasch hob Uldyssian die Arme, damit Ruhe in die Menge einkehrte, dann rief er: »Was ihr seht, habe nicht ich geleistet! In keiner Weise! Was ihr vor euch seht ... dessen Zeugen ihr wurdet ... war allein Romus' Werk!« Als einige dem zu widersprechen versuchten, wurde seine Stimme lauter und entschiedener: »Ich sage es, und ich weiß es! Wer hier will behaupten, ich würde euch belügen?«

Niemand wollte das, und niemand konnte es. Viele blickten erstaunt zu Romus, der immer wieder den Kopf schüttelte und

genauso die Wahrheit zu leugnen versuchte wie zuvor die anderen.

Doch das wollte Uldyssian nicht zulassen. »Ramus, kommt her zu mir an den Brunnen. Lasst es die anderen sehen!«

Wortlos fügte sich der bärtige Mann. Andere drängten nach vorne, tuschelten untereinander und zeigten auf die geheilte Stelle. Ramus lief tiefrot an, und nichts an ihm erinnerte noch an einen abgebrühten Kriminellen, als den Meister Ethon ihn zunächst dargestellt hatte.

»Unglaublich ...«, ließ der Kaufmann aus dem Hintergrund verlauten. »Sollte es möglich sein ...?«

Lydia hielt seinen Arm fest umschlossen. »Es ist so«, flüsterte sie ihm zu. »Versteht Ihr *jetzt*?«

»Ja ... ja ... ich denke schon ...«

Unterdessen hatte Uldyssian die Aufmerksamkeit der Menschen wieder auf sich gezogen. »Es mag eine Weile dauern, ehe sich wieder etwas offenbart, doch ihr seht jetzt, dass es möglich ist! Lasst niemanden bezweifeln, dass nicht ein jeder das Gleiche oder sogar noch mehr zu erreichen vermag.«

Das genügte, um die Menge zum Jubeln zu bringen. Viele sanken auf die Knie und dankten Uldyssian, der sich über diese Reaktion sichtlich ärgerte. »Steht auf! Steht auf!«, forderte er. Sein Zorn rüttelte seine Anhänger wach und sorgte dafür, dass sie sich ängstlich erhoben.

Ihn kümmerte es nicht, denn sie sollten es begreifen. »Niemand verbeugt sich vor mir! Ich bin kein König, auch kein Patriarch eines Magierclans! Ich war und bin nach wie vor ein einfacher *Bauer*! Ich mag mein Land und mein Zuhause verloren haben, aber auch mit meiner Gabe bin ich weiterhin nur ein Bauer. Ich will mit euch teilen, ich will niemandem befehlen! Kniert

niemals wieder vor mir nieder! Hier gibt es keinen Meister, nur Gleichberechtigte!«

Noch während er sprach, wurde ihm klar, dass es für sie nicht ganz so einfach war. Sie würden auch weiter von ihm Antworten erwarten, wenn sie einen Rat suchten. Er tröstete sich mit dem Gedanken, dass er als ihr Lehrer, als ihr Führer handelte. Eines nicht mehr fernen Tages würden sie ihn nicht mehr benötigen. Es bestand sogar die Möglichkeit, dass sie ihn übertrafen und er im Gegenzug von ihnen würde lernen können.

Für den Augenblick hing das alles aber allein von ihm ab. Romus' Leistung schenkte ihm darüber hinaus eine neue Einsicht: Jeder Mensch war ein Individuum. Als Bauer wusste er, wie unterschiedlich Wachstum verlaufen konnte. Er musste einfach nur noch geduldiger sein!

Diese Zeit konnte er sich nehmen, da er in Kehjan nicht erwartet wurde. Er konnte hierbleiben, bis er Gewissheit erlangte. Das würde es noch leichter für ihn machen, wenn er schließlich vor die Bewohner der großen Stadt trat.

Mit einem guten Gefühl wandte sich Uldyssian dem nächsten Bittsteller zu ... dann dem nächsten ... und wiederum dem nächsten ...

Diesmal war Malic viel vorsichtiger. Nicht etwa, weil ihm eine nahende Begegnung mit Uldyssian Angst gemacht hätte, sondern weil er die Mission absolut fehlerfrei hinter sich bringen wollte. Die Morlu konnten in mancherlei Hinsicht ein zweischneidiges Schwert sein, da sie auf der einen Seite überaus tüchtig waren, auf der anderen aber mit dem fast gleichen Eifer danach gierten, Blut zu vergießen wie Dämonen. Zum Glück hatte der Meister mit Damos einen fähigen Diener ausgewählt, der seine fünf Krie-

ger klug ausgesucht hatte. Zusammengenommen waren sie eine viel todbringendere Streitmacht als die Dämonen und sonstigen Schergen, die der Kleriker zuvor befehligt hatte.

Sogar jetzt bewegte sich Damos steifbeinig vor der Gruppe und war damit beschäftigt, ähnlich einem Jagdhund Witterung aufzunehmen. Die anderen Morlu saßen aufmerksam im Sattel und warteten darauf, etwas über ihre Beute zu erfahren.

»Hier entlang kamen sie«, brummte Damos, reckte den Helm zum Himmel und schnüffelte erneut. »Und dort machten sie kehrt ... in dieser Richtung.«

Malics Blick folgte dem ausgestreckten Arm. »Bist du dir sicher?«

Der Anführer der Morlu grinste und bleckte dabei seine spitzen, gelben Zähne. »Ich rieche das Blut, Hohepriester ...«

»Sie waren auf dem Weg nach Kehjan. Als ich ihnen das letzte Mal begegnete, waren sie unterwegs in Richtung Tiefland und Dschungel. In diese Richtung abzubiegen, würde einen extremen Umweg bedeuten.«

Damos zuckte mit den Schultern. Für seine Art waren solche Erwägungen unwichtig. Es zählte nur, wo eine Beute zu finden war, aber nicht, in welche Richtung sie vor der Konfrontation eingeschlagen hatte.

Der Kleriker strich über seine monströse Hand – eine Geste, die in der kurzen Zeit seit der Verwandlung bereits zu einer unbewussten Gewohnheit geworden war. Die Finger der Klaue zuckten. Kurz vor der Abreise hatte der Meister ihm schließlich noch verraten, was diese Hand zu leisten imstande war. Und jetzt war Malic versessen darauf, es in der Praxis zu erproben ... doch dazu musste er erst einmal das »Wild« vor sich haben.

»Dann wenden wir uns dorthin«, erklärte der Hohepriester.

Mit einem Brummen kehrte Damos zu seinem Pferd zurück. Dass sie die Fährte verfolgen mussten, war allen Morlu klar. Aber sie kannten ihren Rang und äußerten sich nicht zu den Bemerkungen des Klerikers, die mehr einem Selbstgespräch ähnelten. Wenn er wollte und solange es dem Tempel diente, konnte Malic sie in den sicheren Tod schicken. Sie würden sein Kommando nicht infrage stellen, es sei denn, ihr Meister befahl es ihnen.

Mit Malic an der Spitze ritt die Gruppe in halsbrecherischem Tempo weiter. Auffallend war dabei, dass ihre Pferde weder eine eigene Fährte hinterließen noch das Trampeln ihrer Hufe zu vernehmen war.

Hätte jemand sie vorbeireiten sehen, wäre ihm vielleicht aufgefallen, dass die Hufe den Boden gar nicht berührten ...

Wieder senkte sich die Nacht über Partha. Erschöpft ließ Uldysian sich in sein Bett fallen und nahm kaum wahr, wie sich Lylya zu ihm legte, da er zu diesem Zeitpunkt schon fast eingeschlafen war.

Schon bald begann er zu träumen, angenehme Szenen, in denen er die Kranken und Verstümmelten lehrte, wie sie sich selbst heilen konnten, oder in denen er verbrannte Felder wieder zur Blüte brachte. Uldysian sah mit an, wie sich die Welt zu einem Paradies entwickelte und wie die Menschen ein Maß an Vollkommenheit erreichten, das sich niemand hätte erträumen lassen ... Doch dann, mitten in dieser Harmonie, brach das Chaos aus. Risse öffneten sich im Boden, und sogar der Himmel bekam Sprünge. Es war so, als läge sein Zuhause plötzlich im Inneren eines gigantischen Eis, das von irgendetwas jenseits der Schale angegriffen wurde.

Im nächsten Atemzug war der Himmel von Kreaturen mit feurigen Schwingen erfüllt, und aus den Rissen erhoben sich monströse, schuppige Horden. Die beiden furchterregenden Armeen stürmten sofort aufeinander los, die Menschheit befand sich genau zwischen den Fronten. Männer, Frauen und Kinder wurden von den gleichgültigen Kriegern beider Seiten niedergemetzelt, und nach nur wenigen Augenblicken lagen bereits Tausende Tote verstreut.

»Halt!«, brüllte Uldyssian. »Halt!«

Keiner der Kämpfenden nahm von seinem Rufen Notiz, und auch als er versuchte, sie mit Hilfe seiner Gabe zum Zuhören zu bringen, geschah nichts.

»Sie kommen von allen Seiten!«, rief Achilios, der plötzlich neben ihm auftauchte. »Unternimm etwas! Ich habe kaum noch Pfeile!« Tatsächlich war es dem Bogenschützen gelungen, fast hundert Krieger niederzustrecken, und doch stürmten die Heerscharen weiter auf Uldyssian zu. »Das ist alles deine Schuld!«, beharrte Achilios wütend. »Nur deine Schuld!«

»Nein!« Der Bauer wandte sich von dem Jäger und dessen Vorwürfen ab, entdeckte dann aber in der Ferne Serenthia. Sie stand inmitten eines Meeres aus wütenden Kriegern, schien aber von der Gefahr für ihr Leben nichts zu bemerken. Klingen näherten sich bereits ihrem Kopf, doch sie stand einfach da und starrte Uldyssian so an, wie es an diesem Tag viele der Schaulustigen getan hatten.

»Ich vertraue dir«, erklärte sie. »Ich ...«

Eine mit Kerben überzogene Axt trennte ihr in diesem Moment den Schädel vom Rumpf. Aus dem klaffenden Hals schoss Blut wie eine Fontäne in die Höhe. Selbst als Serenthias Haupt auf dem Boden aufschlug und weiterrollte, zeigte ihr Gesicht

noch diesen vertrauensvollen Ausdruck.

»Serry!«, keuchte er und versuchte, sich durch die Menge zu schieben ... als ihn plötzlich jemand packte und zurückzog. Er wollte wissen, wer ihn davon abhielt, zu Serenthia zu gelangen, und stellte fest, dass es sich um seinen eigenen Bruder handelte.

»Du musst dir keine Sorgen mehr um sie machen«, sagte der einem Leichnam gleichende Mendeln ohne jede Betonung. Sein Gesicht war hager und grau, er wirkte mehr wie ein Schatten seiner selbst. Ein dunkler Mantel flatterte um seine Schultern, obwohl kein Wind wehte. »Mach dir um sie keine Gedanken mehr. Sie gehört jetzt zu den Meinen.«

Erst da sah Uldyssian, dass hinter Mendeln andere Menschen standen, deren Gesichter er aus Partha und Seram kannte. Doch wie bei seinem Bruder waren auch ihre Züge eingefallen, und wenn er genau hinsah, konnte er klaffende Wunden und aufgerissenes Fleisch sehen.

Sie alle waren tot.

Nachdem er seine Erklärung abgegeben hatte, trieb Mendeln an Uldyssian vorüber, als sei er selbst ein Geist. Ihm folgten die Leichname der Unschuldigen. Die Kämpfenden teilten sich rund um Serenthias Körper, der nach wie vor aufrecht dastand. Mendeln gestikulierte, ihr Torso wandte sich um und schloss sich ihm an.

»Warte!«, rief Achilios und machte einen Satz nach vorne. Er warf seinen Bogen weg, packte Serenthias blutigen Kopf und lief hinter Mendeln her. »Warte!«

Uldyssian wollte ihm ebenfalls folgen, doch für ihn machten die Legionen nicht Platz. Die geflügelten Krieger und ihre bestialischen Widersacher stürmten unablässig aufeinander los, und obwohl die Verluste auf beiden Seiten beträchtlich waren, nahm

die Zahl der Streitenden nicht ab. Ein endloser Strom an Kriegern rückte beständig nach und sorgte dafür, dass die Welt von ihnen überschwemmt wurde.

Nichts war mehr zu sehen von dem Paradies, das um Uldyssian existiert hatte. Die Landschaft war ein einziges Schlachtfeld, der Himmel brannte, war voll von Rauch.

Als er schon beinahe alle Hoffnung aufgegeben hatte, hörte er plötzlich Lylia nach ihm rufen. Verzweifelt sah er sich um, bis er die Edelfrau endlich entdeckte, wie sie ihm durch das Blutbad hindurch entgegenschwebte, ohne dass sie von den Kämpfen ringsum betroffen zu sein schien. Vielmehr wirkte es sogar so, als unternähmen die Krieger alles, um ihr aus dem Weg zu gehen. Sie eilte geradewegs in Uldyssians Arme und drückte sich so fest an ihn, wie auch er sie umklammert hielt.

»Lylia ...«, keuchte er über alle Maßen erleichtert. »Lylia ... ich dachte, dich hätte ich auch verloren ...«

»Aber du wirst niemals ohne mich sein, Liebster, niemals ...«, schmachete sie und drückte ihn noch fester an sich. Ihr Gesicht lag an seiner Brust. »Wir gehören für immer zusammen.«

Dankbar senkte Uldyssian den Kopf, um sie zu küssen. Lylia sah zu ihm auf ... als er auf einmal nach Luft zu ringen begann und vergeblich versuchte, sich aus der Umklammerung der Edelfrau zu lösen. Entsetzt sah er, wie ihr Mund näher und näher kam.

»Willst du mich nicht küssen, Liebster?«, fragte sie und lächelte ihn so an, dass er ihre scharfen, spitzen Zähne sehen konnte. Ihre Augen hatten keine Pupillen mehr, nur ein dunkelroter Schatten bedeckte die Partie unter den Lidern. Ihre Haut war schuppig, ihre Ohren waren länglich und liefen spitz zu. Sie trug ihr Haar so lang wie zuvor, nur dass es nun eher schroffem sma-

ragdgrünem Gefieder ähnelte.

Trotz dieser makabren Veränderung hatte Lylia noch immer etwas, das sein Verlangen weckte – ein so tief sitzendes Verlangen, dass es ihm Angst machte. Ihr edles Kleid war verschwunden, einfach verschwunden, und obwohl Schuppen von ähnlicher Färbung ihre Haut überzogen, verbargen sie nicht das, was der Stoff oftmals angedeutet hatte.

»Nein!«, brüllte er und stieß sie mit aller Kraft von sich.
»Nein!«

Lylia konnte darüber nur lachen. Ihr Schwanz, der in drei dolchgleiche Spitzen auslief, schlug ausgelassen auf den blutgetränkten Boden. Sie trat einen Schritt nach hinten, und Uldyssian konnte sehen, dass ihre Beine in Hufe ausliefen wie bei den Ziegen, die er auf seinem Hof gehalten hatte.

»Bin ich nicht alles, was du dir stets erträumt hast?«, fragte sie und präsentierte ihm ihren Körper. »Bin ich nicht alles, wonach du dich sehnst?« Das dämonische Weib lachte, was ihm zwar eine Gänsehaut bereitete, zugleich aber sein Verlangen nach ihr nur noch mehr steigerte. »Komm, mein Liebster«, fuhr sie fort und lockte ihn mit ihren Klauenhänden. »Komm ... du bist mein, Leib und Seele, Seele und Leib ... komm her zu mir ...«

Als sie das sagte, hielten die Heerscharen plötzlich in ihrem Kampfinne und wandten sich zu Uldyssian um. Langsam marschierten sie auf ihn zu, wobei jeder Schritt zum Rhythmus von Lylas Stimme passte.

»... Leib und Seele ... Seele und Leib ... Leib und ...«

Mit einem stummen Aufschrei wachte Uldyssian auf. Er drehte sich auf die Seite und fand dort Lylia, ihr Gesicht – ihr wunderschönes Gesicht – von Sorge um ihn gezeichnet.

»Uldyssian, Liebster! Bist du krank?«

»Ich sah ... die anderen ... dich ...« Er legte die Hände an sein Gesicht und bekam sich langsam unter Kontrolle. »Ich habe geträumt ... geträumt. Weiter nichts. Nur ein böser Traum.«

»Ein Albtraum?« Lylia strich mit einer Hand – einer menschlichen Hand, keiner Klaue – über seine Wange. Unwillkürlich zuckte er zusammen, da er an ihr Erscheinungsbild im Schlafe denken musste. »Welch ein schrecklicher Albtraum das gewesen sein muss«, sprach sie weiter, »dass du solche Angst vor mir hast.«

»Lylia ... es tut mir leid.«

Sie schüttelte den Kopf, und ihr langes blondes Haar strich über ihren nackten Körper. Auch in der Dunkelheit war sie von berückender Schönheit. Verlangen regte sich in Uldyssian, die Schreckensbilder verblassten. Während sie ihre zierlichen Arme um ihn schlang, flüsterte Lylia: »Lass mich dir helfen, auf andere Gedanken zu kommen. Lass mich dir zeigen, dass du von mir nichts zu befürchten hast...«

»Lylia, ich ...« – »Sag nichts.«

Ihre Lippen berührten sich und blieben so verbunden, bis Uldyssian außer Atem war. Als er Luft holte, kicherte die Edelfrau ausgelassen – nicht nur ein äußerst lustvoller Klang, sondern auch völlig anders als das verführerische, aber auch höhnische Gelächter in seinem Albtraum.

»Und das ist erst der Anfang, das verspreche ich dir.« Ihre Hände strichen über seine Arme, über die Haare auf seiner Brust und wanderten dann langsam abwärts.

Die letzten Überreste des Traumes verblassten. Mit einem verspielten Knurren machte Uldyssian einen Satz nach vorne und schloss Lylia in seine Arme. So wälzten sie sich auf die andere Seite des Betts, wo der Sohn des Diomedes alles tat, um sich von

der Erinnerung an seine schreckliche Vision abzulenken ...

Als Uldyssian wieder eingeschlafen war, war er in einer Stimmung, die ihm nur erfreuliche Träume bescheren konnte, und bestimmt nicht wieder einen Albtraum. Schnarchend lag er auf dem Bett, einen Arm locker über Lylia gelegt.

Lylia indes schlief nicht. Sie lag auf dem Rücken, und der Blick ihrer offenen Augen verlor sich in ihre ureigenen Erinnerungen, verlor sich an einem Ort, der weit weg war von Uldyssian und dem gemeinsamen Lager.

Viele Menschen glaubten, Träume seien Vorzeichen, und Lylia wusste, dass sie damit von der Wahrheit nicht allzu weit entfernt waren. Träume *konnten* Vorzeichen sein, das war ihr so klar wie nur wenigen anderen. Als sie sich geliebt hatten, war es Lylia gelungen, Kleinigkeiten aufzuschnappen, deren Preisgabe Uldyssian nicht einmal bewusst geworden war. Zusammengefügt ergaben sie eine Vision, die sie fast dazu gebracht hätte, sich zu vergessen. Zum Glück hatte sie ihre Kräfte schnell wieder in den Griff bekommen, sonst hätte der Bauer fraglos eine tiefe, hässliche Narbe auf dem Rücken zurückbehalten.

O ja, Träume konnten Vorzeichen sein, und das galt auch für Uldyssians Traum. Es gab aber noch einen anderen Grund für sie, und der bereitete Lylia weitaus mehr Sorge. Träume – und insbesondere Albträume – konnten nämlich auch *Warnungen* sein.

Und Lylia wusste, worauf diese Warnungen abzielten. Allerdings kannte sie nicht ihre Quelle. Sie hatte ihr Äußerstes gegeben, um ihre Anwesenheit vor denen zu verschleiern, die sie hätten entlarven können. Zweifellos waren sie inzwischen misstrauisch geworden, doch auch sie mussten Vorsicht walten lassen. Ansonsten würden sie die gesamte Situation vor dem Him-

mel offenbaren, und niemand – nicht einmal *er* – wollte, dass die Existenz des Sanktuariums preisgegeben wurde. Damit war sie, soweit sie das überblickte, den anderen gegenüber nach wie vor im Vorteil.

Dieser Traum aber machte ihr weiter zu schaffen. Es hörte sich eigentlich nicht so an, als handele es sich um einen Vorstoß derjenigen, denen daran gelegen war, sie vom Erreichen ihres Ziels abzubringen ... doch was sonst konnte dahinterstecken?

Es ist nicht wichtig, sagte sie sich. Ich habe die Situation im Griff, habe die Kraft der Nephalem in dem Narren an meiner Seite geweckt, und durch ihn werde ich sie in jedem Sterblichen entfachen. Nichts wird sich mir in den Weg stellen.

Und falls Uldyssian ul-Diomed zu irgendeinem Zeitpunkt als willfährige Marionette versagte, konnte Lylia ihn immer noch töten – und sich einen anderen Dummkopf suchen.

Männer gab es schließlich mehr als genug ...

VIERZEHN

Vier weitere Tage verstrichen in Partha, und Uldyssian begann sich in seiner Umgebung immer wohler zu fühlen. Kehjan hatte er nicht aus den Augen verloren, doch die Abreise rückte mit jedem neuen Tag ein Stück weiter in die Zukunft.

Inzwischen kamen auch die Bewohner von Bauernhöfen und kleineren Dörfern des Umlandes, die bis zu einem Tagesritt weit entfernt lagen, in die Stadt, da sich die Nachricht von Uldyssians Wirken immer weiter herumsprach. Natürlich empfing er jeden Neuankömmling und tat, was er tun konnte. Obwohl sich Fortschritte nur schleppend einstellten, hatte er den Beweis, dass er den Menschen die Wahrheit sagte. Außer bei Romus hatten sich Hinweise auf die Gabe noch bei fast zwei Dutzend anderen Personen eingestellt. Diese Anzeichen reichten von der Fähigkeit, kleine Verletzungen zu heilen oder Blumen zum Erblühen zu bringen, bis hin zu einem Kind, das plötzlich in der Lage war, Wildvögel zu sich zu rufen. Bei jedem von ihnen äußerte sich die Gabe auf eine andere Weise. Diese Tatsache faszinierte Uldyssian ganz besonders, und eine Weile versuchte er zu entschlüsseln, warum der eine dies, der andere das konnte.

Der Albtraum wiederholte sich nicht, und da Uldyssian so sehr in Anspruch genommen wurde, vergaß er ihn auch schon bald. Unterdessen wuchsen die Reihen derer, die zu ihm wollten, noch aus einem anderen, unerwarteten Grund. Partha war eine Handelsstadt. Besucher und Kaufleute, die unterwegs zu anderen Zielen waren, machten täglich Rast in der Stadt. Und auch sie wurden von der Euphorie mitgerissen, von der die Einwohner

erfasst worden waren. Viele von ihnen, die nur einmal einen neugierigen Blick auf das Geschehen werfen wollten, ließen sich schließlich von Uldyssian berühren. Natürlich traf das nicht auf alle Besucher zu, so wie es auch in Partha Menschen gab, die nicht zu ihm gekommen waren. Doch mit jedem neuen »Wunder« wurde die Zahl der Skeptiker und Desinteressierten kleiner, wurden sie bekehrt. So zum Beispiel der ältere Mann, dessen Tochter seine nachlassende Sehkraft heilte, ohne sich dessen zunächst überhaupt bewusst zu sein. Auch in diesem Fall war es eine Handlung, die sie nicht wiederholen konnte, dennoch war Uldyssian davon überzeugt, dass viele weitere Menschen unmittelbar davorstanden, sich ihm anzuschließen.

Trotz der gewaltigen Veränderung in ihrem Innersten versuchten die Bürger, ihr Leben wie gewohnt zu führen. Was hätten sie auch sonst tun sollen? Schließlich musste die Ernte eingebracht werden, und die Kinder brauchten ebenso zu essen wie sie selbst. Meister Ethon machte keinen Hehl daraus, wie viel Spaß ihm seine Arbeit bereitere, vor allem seit dem Tod seiner Frau vor einigen Jahren und dem Weggang seiner beiden ältesten Söhne nach Kehjan vergangene Saison.

Diese Freude an seiner Arbeit war auch der Grund, warum er seine Gäste am nächsten Abend allein lassen musste. »Ich entschuldige mich, guter Uldyssian, dass ich heute Abend nicht anwesend sein werde. Ein alter Freund, ebenfalls Kaufmann, möchte, dass ich seine Karawane besuche, wo er mir seine neuesten Waren zeigen will. So wie mich selbst habt Ihr auch ihn berührt, aber so wie ich ... nun, er ist ebenfalls von ganzem Herzen Kaufmann.«

»Es gibt keinen Grund für eine Entschuldigung, Meister Ethon. Ihr wart mehr als großzügig. Ihr habt so viel getan.«

»Ich?« Der ältere Mann musste lachen. »Oh, Uldyssian, Ihr dürftet wohl der *bescheidenste* Mensch sein, dem ich je begegnet bin! *Ich* habe viel getan? *Ihr* habt ja auch bloß das Leben eines jeden Einwohners von Partha für immer verändert!«

Als er hinausging, lachte Ethon noch immer aus voller Brust. Uldyssian fühlte sich von ihm ein wenig in Verlegenheit gebracht.

Später versuchte Lylia ihn zu beruhigen. »Du solltest viel fröhlicher sein! Du bist einfach nur du selbst, Liebster! Nichts, wofür du dich schämen müsstest.« Sie küsste ihn. »Aber es stimmt schon, dass du wundervoll bescheiden bist.«

»Vielleicht ...« Mit einem Mal fühlte er sich rastlos. »Ich muss ein wenig spazieren gehen.«

»Wohin sollen wir?«

Sein Unbehagen hatte sich noch weiter gesteigert, während er erwiderte: »Ich möchte lieber ... allein gehen, Lylia.«

»Durch Partha?« Sie klang amüsiert. »Ich möchte behaupten, dass du nicht weit kommen wirst, lieber Uldyssian. Aber ich lasse es dich gern versuchen. Ich wünsche dir viel Glück.«

Er wusste, was sie meinte. Sobald nur irgendjemand ihn auf der Straße bemerkte, war er im nächsten Augenblick von einer Menschenmenge umgeben, als sei sie hingezaubert worden. Doch in der Nacht standen seine Chancen besser. Die meisten Leute waren um diese Zeit längst zu Hause. Gasthäuser und Tavernen waren zwar noch geöffnet, doch um sie wollte Uldyssian einen Bogen machen.

»Ich werde nur auf der Straße rechts des Anwesens ein wenig spazieren und dann vermutlich gleich wieder zurückkehren.«

»Armer Uldyssian. Du musst nicht über jeden Schritt Rechenschaft ablegen!« Sie gab ihm noch einen, diesmal längeren Kuss.

»Ich wünsche dir einen erholsamen Ausflug.«

Bei jedem anderen hätte er dieser Antwort etwas Spöttisches unterstellt, doch von Lylia schlugen ihm nur Sorge und Liebe entgegen. Nicht zum ersten Mal hielt er sich vor Augen, welches Glück es war, ihr zu begegnen. Es war fast so, als hätte das Schicksal sie für ihn vorgesehen.

Nach einem dritten, noch leidenschaftlicheren Kuss ließ er sie in Meister Ethons Arbeitszimmer zurück. Uldyssian fühlte sich einen Moment lang versucht, nach seinem Bruder zu suchen, doch er vermutete, ihn so wie bei den letzten Bemühungen nicht finden zu können. Während sich alles andere zusammenzufügen schien, wurde die Distanz zu seinem Bruder immer größer. Was die Situation zusätzlich verschlimmerte, war die Tatsache, dass er bei den wenigen Gelegenheiten, als er mit seinem Bruder hätte reden können, beharrlich von neuen Bittstellern gestört worden war. Da er niemanden abweisen wollte, hatte er sich die Chance auf ein Gespräch entgehen lassen.

Aber es werden sich noch Gelegenheiten ergeben.

Mendeln ging es nicht gut, dessen war Uldyssian überzeugt. Sein jüngerer Bruder hielt irgendetwas Wichtiges vor ihm verborgen. Vielleicht wusste Achilios, um was es sich handelte, aber der Jäger war sehr gut darin, immer dann unauffindbar zu sein, wenn Uldyssian ihn zur Rede stellen wollte. Nicht einmal Serenthias Anwesenheit bei den Zusammenkünften schien für Achilios ein Ansporn zu sein, sich in ihrer Nähe aufzuhalten.

Zum wiederholten Male nahm sich Uldyssian vor, all diese Dinge so bald wie möglich zu ändern. Irgendwie würde er schon die Wahrheit herausfinden. Im Moment jedoch musste er erst einmal einen klaren Kopf bekommen und sich entspannen.

Die Nachtluft half ihm fast augenblicklich. Als er die Tore des

Anwesens erreichte, salutierten Ethons Männer stumm vor ihm. Wie so viele andere hatten auch sie das *Erwachen* erfahren, gefielen sich aber nach wie vor darin, ihrer normalen Routine nachzugehen. Zum Glück wussten sie auch, dass sie Uldyssians Privatsphäre respektieren sollten.

»Ich bin nicht lange weg«, sagte er zu ihnen.

»Wie Ihr wünscht, Meister Uldyssian. Wir werden hier sein, wenn Ihr zurückkehrt.«

Er hatte es aufgegeben, sie oder auch andere davon abzubringen, ihn mit diesem Titel anzureden. Immerhin war »Meister« immer noch besser als »Heiliger« oder ähnliche Anreden, die von manchen in der Stadt nach wie vor benutzt wurden.

Nachdem er das Anwesen verlassen hatte, entschied er sich für die am schwächsten beleuchtete Straße. Die nächtliche Dunkelheit hatte etwas Tröstliches. Der Schleier aus Finsternis schenkte ihm jenes Gefühl von Anonymität, das er im Moment dringend nötig hatte.

Er begann über seinen Hof nachzudenken, der entweder im Chaos versunken oder von einem Nachbarn übernommen worden war, der den Wert des Bodens erkannt hatte. Uldyssian hoffte, dass sich zumindest jemand gut um seine Tiere kümmerte.

Leise Stimmen warnten ihn, dass sich ihm aus entgegengesetzter Richtung jemand näherte. Da er lieber für sich allein sein wollte, bog er in eine noch dunklere Seitenstraße ein und eilte davon, ehe ihn jemand entdecken konnte. Nach dem Tonfall der Unterhaltung zu schließen, handelte es sich vermutlich um zwei Stadtwachen von Partha, die ihre Runde machten. Doch selbst die stellten für ihn einen zu intensiven Kontakt mit Städtern an sich dar.

Uldyssian hatte keine Ahnung, wohin ihn diese Gasse führte,

doch sie war so angenehm menschenleer, dass er gar nicht anders konnte, als ihre Abgeschiedenheit für eine Weile zu genießen.

Plötzlich ließ ihn eine andere Stimme aufmerksam werden, diesmal eine im Flüsterton. Er sah nach links, da er die Quelle dort vermutete. Dann aber kam von rechts ebenfalls ein Flüstern. So wie bei der Ersten war es gerade laut genug, um gehört ... aber nicht verstanden zu werden. Etwas am Tonfall sorgte jedoch dafür, dass sich ihm die Nackenhaare aufstellten.

»Wer ist da?«, rief Uldyssian. »Wer ist da?«

Von links meldete sich erneut die erste Stimme. Ohne noch länger zu warten, machte Uldyssian einen Satz auf sie zu – doch seine Hände griffen ins Leere.

Irgendwo von weiter vorne ertönte eine dritte Stimme. Knurrend wirbelte Uldyssian in diese Richtung herum, aber auch jetzt befand sich nichts Greifbares vor ihm. Vorsichtig ging er ein paar Schritte zurück und sah über die Schulter dorthin, wo sich eine weitere Seitengasse hätte befinden müssen. Uldyssian sah aber nur Dunkelheit.

Plötzlich setzten die Stimmen erneut ein, diesmal verstärkt vom Chor vieler anderer, die alle genauso eindringlich redeten. Uldyssians Nerven waren auf das Äußerste angespannt. Er drehte sich einmal um seine eigene Achse, um nach den Sprechern *und* nach einem Fluchtweg zu suchen, konnte aber weder die einen noch das andere entdecken.

»Zeigt euch, verdammt!«, brüllte er schließlich. »Zeigt euch!«

Er versuchte, auf seine Gabe zuzugreifen, doch es gelang ihm nicht. Uldyssian stellte sich ein helles Licht vor, mit dem er seine Verfolger der Finsternis entreißen könnte – oder einen kräftigen Sturm, der ihn von hier forttrug.

Nichts von beidem trat ein. Gar nichts ...

Eine der Stimmen klang so, als sei sie dicht neben seinem rechten Ohr, und gerade wollte er sich in diese Richtung drehen ... da wickelte sich ihm aus der anderen Richtung eine dicke Gliedmaße um den Hals.

Röchelnd versuchte Uldyssian, sich zu befreien, ohne überhaupt zu wissen, ob es sich um einen Arm, einen Tentakel oder irgendetwas anderes handelte. Er spürte nur, dass das Ding ihn in einen unerbittlichen Würgegriff genommen hatte.

Als der Luftmangel bereits ein gefährliches Stadium erreicht hatte, musste er an Lylia denken. Er konnte nur vermuten, dass Malic hinter diesem Angriff steckte, daher fürchtete er, der Hohepriester würde sich als Nächstes ihr zuwenden. Doch nicht einmal diese schreckliche Vorstellung schenkte ihm die nötige Kraft, sich zu befreien.

Plötzlich war von irgendwoher ein Zischen zu hören, gefolgt von einem Knurren wie aus der Kehle irgendeiner üblen Bestie. Gleichzeitig reagierte ein Instinkt in Uldyssian, der jeden Muskel seines Körpers dazu brachte, sich anzuspannen.

In der Luft bildeten sich Wellen. Ein gutturaler Ausruf erfüllte die Nacht, ihm folgte ein lauter Knall.

Der Druck auf Uldyssians Kehle ließ nach, auch das tückische Flüstern ebte ab. Mit einem Mal war nur noch zu hören, wie er selbst keuchend nach Luft rang, dazu die leisen Schritte weicher Stiefel.

»Uldyssian!«, ertönte eine sehr vertraute Stimme. »Uldyssian! Ich dachte, ich sähe ... verdammt, ich weiß es gar nicht, *was* ich da eigentlich sah!«

Dennoch war es Achilios offenbar gelungen, einen meisterlichen Treffer zu landen. In der Finsternis hätte es ebenso gut Uldyssian treffen können, und bei jedem anderen Bogenschützen

wäre diese Wahrscheinlichkeit auch recht hoch gewesen.

»D-danke«, keuchte er.

Den Bogen über die Schulter gehängt, half Achilios Uldyssian, sich wieder aufzurichten. »Du brauchst dich nicht bei mir zu bedanken. Mir tut es leid, dass ich das Ding nicht töten konnte, das dich in seinem Griff hatte. Ich möchte bloß wissen, warum mir das nicht gelingen wollte! Ich habe es genau ins Genick getroffen ... oder besser gesagt: dort, wo sich das Genick hätte befinden sollen.« Nachdem er Gewissheit hatte, dass Uldyssian aus eigener Kraft stehen konnte, kniete der Jäger sich neben ihn und untersuchte den Boden. Einen Moment später murmelte er: »Hier ist etwas, aber es fühlt sich nicht wie Blut an. Zumindest kein frisches Blut. Das kann nicht von deinem Angreifer sein.«

Angesichts der Kreaturen, die man bislang auf ihn angesetzt hatte, war sich Uldyssian dessen gar nicht so sicher. Für den Moment jedoch würde er auf Achilios' Urteil vertrauen.

Der schmale Mann richtete sich auf und lief in die Richtung davon, aus der der Knall gekommen war. Kurz darauf kehrte Achilios zurück. In der Dunkelheit war sein verärgerter Gesichtsausdruck nur schwach zu erkennen.

»Etwas Schweres traf die Seite dieses Gebäudes«, sagte er und zeigte in die Richtung, aus der er gekommen war. »Es hat einen richtigen Riss hinterlassen ... aber was immer es auch gewesen sein mag, es ist sofort aufgestanden und weggelaufen.«

Auch das war für Uldyssian keine Überraschung. Malic hatte Diener geschickt, die ihm besser die Stirn bieten konnten als beim ersten Überfall. Die Falle war gewiefter vorbereitet gewesen, man hatte abgewartet, dass er allein unterwegs war. Der Hohepriester hatte ihn gut eingeschätzt, da er sich wohl denken konnte, dass seine Beute früher oder später etwas für sich sein

wollte.

Erst jetzt begann sich Uldyssian zu fragen, was der Bogenschütze eigentlich hier suchte. Der Bauer hatte längst aufgehört, noch an Zufälle zu glauben.

Bevor er jedoch fragen konnte, sagte Achilios: »Ich schlage vor, wir ziehen uns von hier zurück und suchen uns ein Viertel, in dem mehr los ist. Auch wenn du dich nach Ruhe sehnst, glaube ich, dass es dir hier jetzt etwas *zu* ruhig sein dürfte.«

Uldyssian nickte und legte mit seinem Freund den Weg zurück, den er gekommen war. Offenbar konnte Achilios in der Dunkelheit wesentlich besser sehen als er selbst, denn innerhalb kurzer Zeit befanden sie sich wieder in der Nähe von Meister Ethons Haus. Erst dort blieben sie stehen und atmeten durch.

»Schon besser«, meinte der blonde Mann.

»Ich danke dir nochmals«, erwiderte Uldyssian. »Jetzt sag mir aber, wieso du ausgerechnet in dem Moment zur Stelle warst, als ich deine Hilfe brauchte.«

Achilios legte den Kopf schief. »Und warum hast du überhaupt meine Hilfe gebraucht? Was ist dir da widerfahren?«

Uldyssian wollte nicht derjenige sein, der Fragen beantwortete, jedenfalls noch nicht. »Antworte mir, Achilios.«

Nach langem Zögern sagte der Jäger und Freund: »Ich *dachte*, du würdest in Gefahr geraten.«

Die Formulierung verwunderte Uldyssian. »Wie meinst du das?«

»Ich hatte einfach so ein Gefühl, dass etwas passieren würde, und dieser Vermutung bin ich gefolgt. Das ist alles.«

»Und dabei ist es dir gelungen, deinem Gefühl zu folgen, bis du mich gefunden hattest?«

»Das ist nichts Neues oder Außergewöhnliches für mich. Nur

ein Instinkt, hätte mein Vater gesagt«, meinte er beiläufig. Achilios' Vater war ebenfalls Jäger gewesen, und sein Ruf war erst von seinem Sohn übertroffen worden. »Ich schätze, das es ist, was mich zu einem guten Jäger macht.«

Uldyssian war aber überzeugt, dass weit mehr als bloßer Instinkt dahintersteckte. Er wollte es nicht ansprechen, doch er vermutete, Achilios hatte aus der gleichen Gabe, über die er selbst verfügte, etwas geschaffen, das seine besonderen Fähigkeiten unterstützte. Genauer gesagt – es war möglich, dass die Familie des Bogenschützen das bereits seit mindestens zwei Generationen unbewusst nutzte.

Es steckte offenbar viel mehr hinter den Fähigkeiten, die in ihnen wuchsen, als selbst er es bis dahin geglaubt hatte. Uldyssian erkannte, dass er vermutlich nicht einmal der Erste war, der die Gabe gezielt erlernt hatte, sondern lediglich der Erste, der verstand, dass sie etwas ganz Erstaunliches darstellte.

»Was war das für ein Ding?«, wollte Achilios wissen. »Konnst du es sehen?«

Da er den Jäger zumindest nicht hier und jetzt mit seiner Mutmaßung konfrontieren wollte, antwortete er: »Ein Schößtier des Hohepriesters, würde ich sagen.« Nach kurzem Überlegen fügte er hinzu: »Ich glaube, es war als Mensch getarnt. Ich meine auch, ich hätte eine Rüstung ertastet.«

»Dazu kann ich nur sagen, dass der Pfeil nicht auf eine Rüstung traf. Ich hörte einen satten Treffer. Mein Geschoss hätte folglich viel mehr Schaden anrichten müssen ...«

Uldyssian scherte sich nicht darum. Ihm ging bereits etwas viel Wichtigeres durch den Sinn. Dieser Angriff, der mitten in Partha stattgefunden hatte, gab den Ausschlag. Er war jetzt fest entschlossen, etwas zu unternehmen. »Achilios, ich muss dich

um einen Gefallen bitten. Versprich mir, dass du ihn mir erfüllen wirst.«

»Erst wenn ich weiß, um was es geht, alter Freund! So gut solltest du mich eigentlich kennen.«

»Dann hör mir zu und denke sehr gut nach, Achilios, denn du bist der Einzige, dem ich es auftragen kann: Ich bin zu dem Schluss gelangt, dass die anderen hier nur in Gefahr schweben. Du musst sie für mich *weit* von hier fortbringen. Wirst du das tun?«

»Wenn du von den ›anderen‹ redest, darf ich dann annehmen, dass du speziell an Lylia denkst?«

»An euch *alle* ... aber ich hoffe natürlich, dass du ihr helfen kannst.«

Achilios sah sich um, ob sich jemand in ihrer Nähe aufhielt, doch die Straßen waren leer. »Ich verstehe, warum du willst, dass Lylia, Serry und Mendeln von hier fortgehen ... und du weißt, ich will vor allem, dass Serry in Sicherheit ist ...«

»Achilios ...«

Der Jäger bedeutete ihm, ihn nicht zu unterbrechen. »Ich kann bei ihr niemals deinen Platz einnehmen, aber damit muss ich leben. Doch auch wenn wir uns einig sind, dass sie nicht hier sein sollte – und auch wenn mir klar ist, dass du mich ebenfalls in Sicherheit wissen willst«, fügte er amüsiert hinzu, »weiß ich genau, dass *keiner* von ihnen bereit sein wird, dich hier zurückzulassen. Sie würden sich gegen mich ebenso zur Wehr setzen wie gegen dich, Uldyssian.«

»Keiner von euch ist hier noch in Sicherheit! Du hast heute Abend den Beweis dafür geliefert bekommen.«

»Aye, doch wenn wir ihnen das erzählen, werden sie noch sturer reagieren ... was ich ihnen nicht einmal verübeln kann. Du

wirst weder sie noch mich los, alter Freund. Es wird dir nicht gelingen ...«

Es gibt eine Möglichkeit, dachte Uldyssian, doch das wäre die denkbar schlechteste von allen.

Obwohl er wusste, dass jedes weitere Argumentieren sinnlos war, wollte er es dennoch versuchen. Und gerade wollte er dazu ansetzen, als er Hufschlag hörte, der sich rasch näherte. Beide Männer spannten sich augenblicklich an, Achilios griff nach seinem Bogen.

Doch die Gestalt, die aus der pechschwarzen Straße ritt, war lediglich Meister Ethon. Der Kaufmann erblickte sie und zog an den Zügeln, damit sein Pferd bei ihnen zum Stehen kam.

»Uldyssian! Bogenschütze! Was veranlasst Euch beide, hier draußen zu stehen und so argwöhnisch dreinzublicken?«

Achilios grinste ihn an. »Nur die Nerven, Meister Ethon! Nur die Nerven!«

Mit einem raschen Kopfnicken bestätigte Uldyssian: »Ich brauchte etwas frische Luft.«

»Das überrascht mich ganz und gar nicht.« Der ältere Mann stieg ab. Die Zügel in der einen Hand, klopfte er dem Bauern mit der anderen auf die Schulter. »Viel habt Ihr bewirkt, Uldyssian ul-Diomed! Viel habt Ihr bewirkt ...« Er zögerte kurz, dann meinte er: »Und wenn es *irgendetwas* gibt, was ich für Euch über das hinaus tun kann, was ich bereits getan habe, sagt es mir.«

Uldyssian war dieses Angebot peinlich, doch zum Glück richtete Ethon seine Aufmerksamkeit überraschend auf Achilios. »Habe ich Euch eigentlich schon gesagt, was für einen hervorragenden Bogen Ihr besitzt? Er fasziniert mich, seit ich ihn das erste Mal sah.«

»Er gehörte meinem Vater, Meister Ethon. Er hat ihn stets ge-

pfllegt, und ich habe mein Bestes gegeben, um dafür zu sorgen, dass er noch immer so gut ist wie an dem Tag, an dem er gemacht wurde. Zur Hälfte wird das Talent eines Mannes von dem Bogen bestimmt, den er verwendet.«

»So viel, denkt Ihr? Darf ich ihn einmal halten?«, fragte der Kaufmann und streckte die Hand aus.

»Aber selbstverständlich.« Achilios ließ ihren Gastgeber die Waffe inspizieren. Ethon strich kenntnisreich über das handwerklich makellose Stück, während Uldyssian ihm dabei zusah. Er selbst bewunderte die Waffe schon seit vielen Jahren und hatte im Laufe der Zeit einige Male die Gelegenheit bekommen, sie auszuprobieren. Es gab nur wenige, die die Arbeit von Achilios' Vater Tremas hätten übertreffen können.

Aber war Tremas' außergewöhnliches Talent vielleicht *auch* eine Variante der *Gabe* gewesen?

Nachdem er sich den Bogen genau besehen hatte, reichte Meister Ethon ihn dem Jäger zurück. »Ein erstklassiges Stück, das muss ich sagen. Ich freue mich schon darauf, den Bogen einmal in Aktion zu erleben.«

Dieser Kommentar sorgte dafür, dass sich die beiden Freunde kurz ansahen. Der Führer von Partha ahnte nicht, was er sich gerade gewünscht hatte.

Uldyssian war sich sicher, dass der Angriff auf der Straße nur der Auftakt zu etwas sehr viel Bedrohlicherem gewesen war ... etwas, das ganz Partha erfassen konnte.

Etwas, das die Stadt und jeden ihrer Bewohner zu *auszuradieren* vermochte ...

Die Schäfchen strömten aus dem Tempel, ohne zu ahnen, dass sie einen Schritt näher gekommen waren, ihre Seele – und noch viel

mehr – an Lucion zu verlieren.

Nein ... nicht an mich, dachte der Primus, dessen frommer Ausdruck über seine plötzliche Sorge hinwegtäuschte. *Eher an den viel größeren Ruhm meines Vaters und der anderen Erzbösen.*

Der Sohn des Mephisto störte sich jedoch nicht daran, sich im Glanze dieses Ruhmes zu sonnen. Doch damit das auch weiterhin möglich blieb und damit letztlich die Herrschaft über das Sanktuarium erreicht werden konnte, musste absolut alles so laufen, wie Lucion es plante ...

Die jüngsten Ereignisse jedoch boten wenig Anlass zum Optimismus. Er hatte nicht länger die Garantie, dass sein großes Ziel tatsächlich erreicht werden konnte. Erst musste alles wieder geordnet werden.

Die beiden anderen Hohepriester, Herodius und Balthazar, kamen zu ihm und verbeugten sich respektvoll. Nach einer Predigt des Primus vor allen drei Orden war es üblicherweise so, dass er und seine treuesten Gefolgsleute sich hinter verschlossenen Türen zusammensetzten und weiter über die Fortschritte der Triune auf dem Weg zur Herrschaft diskutierten.

Doch an diesem Abend sollte es nicht so sein. Lucion musste sich darauf konzentrieren, die Situation und den entstandenen Schaden zu bereinigen. Zwar waren seine Diener durchaus nützlich, doch wenn es ums Planen ging, verließ er sich vor allem auf sich selbst.

»Wir werden uns morgen unterhalten, wenn der Mond aufgegangen ist. Kümmert euch jetzt um eure Aufgaben.«

Die bestanden unter anderem daraus, jene Gläubigen zu unterweisen, die den Punkt erreicht hatten, an dem sie begannen, sich den wahren Grundsätzen des Tempels zuzuwenden ... Hass,

Zerstörung und Terror. Die Methoden, mit denen der Primus und seine Diener die Narren ganz allmählich manipulierten und sie in diese Richtung dirigierten, waren vielfältiger Natur und reichten vom Weltlichen bis zum Magischen. Einige der Gläubigen – die Willensschwachen – sprachen besser darauf an und wurden sorgfältig aus der Masse herausgefiltert und zu besonderen Predigten eingeladen. Dort drangen die unterschwelligen Botschaften des Primus tief in den Geist der Sterblichen ein, um nach dem zu suchen, das in den finstersten Winkeln verborgen lag.

Doch Lucion konnte sich auf die beiden Menschen vor ihm verlassen, dass sie diese Dinge eine Weile für ihn erledigten. Er schickte sie fort und eilte in sein privates Allerheiligstes. Es störte ihn sehr, dass er seine Arbeit im Geheimen erledigen musste, doch das eine oder andere Opfer musste gebracht werden ... vor allem, wenn tatsächlich *sie* damit zu tun hatte. Malics Bemühungen würden in dieser Hinsicht für ein gutes Ablenkungsmanöver sorgen, damit sie nichts davon mitbekam, was Lucion darüber hinaus beabsichtigte.

Die vier Wachen gingen sofort in Habtachtstellung, als er an ihnen vorbeieilte. Sie sahen aus wie Friedenswahrer, waren tatsächlich jedoch Morlu. Jeder, der so dumm sein würde, ohne Erlaubnis hier eindringen zu wollen, sollte sehr schnell den Unterschied erfahren – in dem Moment, bevor er in Stücke gerissen wurde.

Ein Schatten lag über der Kammer, da Lucion nun mehr der Dunkelheit zugetan war. Er schaute zu den beiden anderen Morlu, die einen zusammengekauerten jungen Mann in der grauen Kleidung eines neuen Klerikers bewachten. Im ersten Abschnitt ihrer Ausbildung trugen diejenigen, die von den Hohepriestern

ausgewählt wurden, nicht das Gewand eines bestimmten Ordens, da die Entscheidung, welchem sie am besten dienen würden, ganz allein beim Primus lag.

»Ikarion ...«, begann Lucion. Er stellte seinen freundlichsten Gesichtsausdruck zur Schau, was bei dem jungen Mann vor ihm aber keinerlei Wirkung erzielte, da er wusste, wer und was sein Meister war.

»G-groß ist mein Herr«, stammelte Ikarion und ging auf ein Knie nieder. »Gnädig ist m-mein Herr ...«

Das ließ den Primus leise auflachen, da er sich viel besser kannte als dieser Sterbliche. Er streckte eine Hand aus und strich über das Kinn seines Auserwählten. »Lieber Ikarion. Du weißt, welche Opfer du zu erbringen hast, um dich des Umhangs eines Klerikers würdig zu erweisen, nicht wahr?«

»Und ich habe sie dankbar akzeptiert!«

»Tatsächlich? Deine Schwestern sollten zu uns gebracht werden, um unsere treuen Dienerinnen zu werden ...« Lucion hatte eine sehr irdische Vorliebe für menschliche Frauen, vor allem für solche, die unerfahren waren. Es war ein Ausdruck dafür, wie treu ergeben seine Akolyten waren, dass sie bereitwillig ihre nächsten Angehörigen verkauften, um ihre Liebe zu ihm zu beweisen. »Aber wie es scheint, sind sie zu einer langen Reise aufgebrochen ...«

»Meister, ich ...«

Die Hand, die eben noch das Kinn gestreichelt hatte, drückte nun schmerzhaft den Mund zu. Unterdessen sprach Lucion in unverändert freundlichem Ton weiter: »Sie sind jedoch nicht weit gekommen, was dem sehr ergebenen Bruder Tomal zu verdanken ist, deinem guten Freund. Ich hatte erst letzte Nacht das Vergnügen, mit ihnen über ihre Begabung zu sprechen ...«

Ikarion knurrte entrüstet und beging den Fehler, einen Satz auf seinen Meister zuzumachen. Einer der Morlu zog seine Streitaxt und trennte mit einer schnellen Bewegung den Kopf des Aufbegehrenden von dessen Rumpf.

Der Kopf fiel Lucion in die Hand, der ihn schnell umdrehte, damit der Inhalt nicht heraustropfen konnte. Der Sohn des Mephisto zog es vor, persönlich zu töten, doch er konnte dem Krieger seinen Eifer nicht vorhalten.

»Lasst den Kadaver liegen«, befahl er den Morlu. »Weggetreten.«

Die Kreaturen verbeugten sich und gingen hinaus. Lucion wartete kurz, dann sah er nach oben in den tiefsten Schatten von allen. »Astrogha! Ich weiß, du beobachtest mich. Ich habe einen Leckerbissen für dich ...«

»Und um welchen Preis?«, gab eine zischende Stimme zurück. »Um welchen Preis, o Lucion?«

»Nichts, was du dir nicht leisten könntest, Hund von Diablo. Wir werden uns später darüber unterhalten. Nimm den Kadaver ...«

Etwas Weißes, das einem Seil ähnelte, schoss herab zu der Stelle, wo der Leichnam lag. Es erinnerte an einen Spinnfaden, nur besaß er solche Dimensionen, dass eine Kreatur mindestens von Lucions Größe dort oben in der Dunkelheit der Decke verborgen sein musste.

Der kopflose Leib wurde nach oben in die Schatten gezogen, und nur einen Moment später waren entsetzliche schlürfende Geräusche zu hören.

Ihn habe ich gewonnen, dachte Lucion. *Damit bleibt nur noch einer.*

Mit seiner freien Hand zeichnete der Primus ein Dreiecks-

symbol in die Luft, das dem der Triune ähnelte. Das Muster flammte in zornigem Karmesinrot auf, dann sank es zu Boden und setzte sich dort fest. Lucion warf den Kopf von Bruder Ikari-on in die Mitte des Dreiecks, wo er genau richtig landete. Die hervorquellenden Augen starrten nach oben, und der Mund war geöffnet, als würde er eben einen Schrei ausstoßen. Blut lief ringsum auf den Boden und versorgte das brennende Symbol mit Energie.

»Gulag ... ich habe etwas für dich. Komm und hole es dir.«

Der Steinboden unter dem Kopf geriet in Bewegung, als sei er mit einem Mal flüssig geworden. Das magische Symbol blieb so intakt wie die Steinplatten unter ihm, aber alles wogte wie der Abschnitt einer aufgewühlten See.

Dann entstand unmittelbar rechts von dem Symbol eine Öffnung, die an einen Wirbel erinnerte. Obwohl sie kreisförmig war, konnte man im Innern mehrere Zahnreihen sehen. Der Schlund kreiste zweimal um das Symbol, dann versuchte er es zu umschließen.

Dunkle Funken stiegen bei jedem dieser Versuche auf, bis das zahnbewehrte Loch schließlich innehielt.

»Dumm ist Gulag«, meldete sich Astroghas monströse Stimme von oben. »Wie sein Meister ist er ...«

»Du hast deine Mahlzeit bekommen, Spinne«, ermahnte Lucion ihn. »Halte dich also still.«

Der Dämon über ihm verstummte, stattdessen war wieder das Schlürfen zu hören, das erkennen ließ, dass er sich weiter seinem Mahl hingab. Erneut versuchte das makabre Maul, den Kopf zu verschlingen, doch auch dieses Mal hielt das Symbol ihn davon ab.

»Erhebe dich, Gulag.«

Der Boden begann sich zu wölben und nahm eine Gestalt an, die sowohl etwas von einem Menschen als auch von einem Schwein hatte. Der Körper wies das gleiche Muster wie der Fußboden auf, und dort, wo sich in etwa der Kopf hätte befinden sollen, wuchsen plötzlich drei Augensterne heraus.

»Llllllucccionnnnnnnnn ...«, sagte das Ding mit einer Stimme, die nach dem letzten Atemzug eines Sterbenden klang.
»Wwwwillllllll...«

»Und das sollst du auch bekommen, Diener der Zerstörung, Diener von Baal, aber erst später. Du und Astrogha müsst mir bei einem Zauber helfen. Werdet ihr das tun?«

Über ihm wurde das Schlürfen unterbrochen. »Kostspielig ist dieses Mahl, fürchtet dieser nun ...«

Lucions Miene verhärtete sich. Seine Augen schienen in ihren Höhlen zu versinken, und mit einem Mal war er nur noch halb so groß wie zuvor. »Du hast aber akzeptiert, Spinne. Eine Abmachung bleibt eine Abmachung, auch wenn sie ohne zu überlegen gegeben wird!«

»Dann muss es so sein ...«, erwiderte der andere Dämon unwillig.

Der Sohn des Mephisto, der nun wieder etwas mehr nach dem freundlichen Primus aussah, konzentrierte sich auf den zweiten Dämon. »Und du, Gulag? Hast du irgendwelche Vorbehalte, das zu akzeptieren, was ich dir biete, auch wenn du nicht zuvor den Preis dafür kennst?«

»Vvwerrrrnichhhhhhtunnnnnng?«

Angesichts der simplen Frage musste er lächeln. »Ja, dazu könnte es kommen.«

»Kooooooffffff ...«

Eine eindeutige Zustimmung als diese würde Lucion von ei-

nem Diener Baals nicht bekommen können. Er zeigte auf das Muster, das daraufhin verschwand.

Gulags Maul dehnte sich plötzlich aus, dann rollte Bruder Ikarions Kopf in den bodenlosen Schlund ... und war verschwunden.

Das Maul des Dämons im Stein formte ein zufriedenes grobschlächtiges Lächeln.

Lucion nickte, legte die Fingerspitzen aneinander und schloss nachdenklich die Augen. »Hervorragend. Nun zu dem, was ihr beide für mich tun sollt ...«

FÜNFZEHN

Nachdem die Illusion vom Frieden zerschlagen worden war, lebte Uldyssian in ständiger Sorge. Malic war in der Nähe und plante zweifellos irgendetwas Abscheuliches. Wie üblich war Uldyssian aber nicht um sein eigenes Wohl besorgt, sondern um das von Lylia und den anderen. Wie Achilios vorausgesagt hatte, war keiner von ihnen bereit, ihn aus freien Stücken zu verlassen, und er selbst hatte keine Ahnung, wie er sie umstimmen konnte.

Meister Ethon, dem seine düstere Stimmung nicht entging, sprach ihn am nächsten Abend nach dem Essen an: »Ihr seid nicht Euer gewohntes Selbst. Ist da irgendetwas, das Euch plagt?«

»Es ist nichts.«

Die dunklen Augen des Mannes sahen ihn eindringlich an. »Doch, ich glaube, es ist etwas. Aber Ihr wollt mit mir nicht darüber reden.« Ethon machte eine nachdenklich Miene. »Neulich abends bot ich Euch jede erdenkliche weitere Hilfe an, die ich geben kann. Ich glaube, nun ist die Situation eingetreten, dass Ihr darauf zurückkommen solltet. Vielleicht kann ich Euch später, wenn die anderen bereits schlafen, zumindest einen Ratschlag geben.«

Seit dem Tod seiner Eltern war Uldyssian in all den Jahren mehr oder weniger auf sein eigenes Gefühl angewiesen gewesen. Nur selten hatte er Cyrus und andere Freunde seines Vaters um Rat gefragt. Doch der Kaufmann hatte weitaus mehr gesehen und erlebt, und sicherlich übertraf seine Sicht der Dinge die des Bauern bei weitem.

Uldyssian nickte seinem Gastgeber schließlich dankbar zu.

»Das wäre sehr freundlich.«

»Dann also später am Abend«, meinte Meister Ethon leise.
»Sagen wir zur Mitternacht?«

Wieder nickte er, dann begab er sich zu Lylia und den anderen. Mit Mühe gelang es ihm, von da an seine Ungeduld im Zaum zu halten. Die Minuten erschienen ihm wie Stunden, die Stunden wie eine Ewigkeit. Als er dann später Lylia allein in den Gemächern zurückgelassen hatte – die Edelfrau war mittlerweile an seine spätabendlichen Spaziergänge gewöhnt –, rannte Uldyssian regelrecht durch das Haus, so sehr brannte er darauf, das Arbeitszimmer zu erreichen und über seine Sorgen zu sprechen.

Auf dem Weg dorthin wäre er fast mit dem Jungen zusammengestoßen. Cedric sah hoch zu ihm, sein Gesicht war auffallend blass.

»Ced? Wieso bist du noch auf?«

Der Junge sah an ihm vorbei, als könne er nicht schnell genug auf Abstand zu Uldyssian gehen. »Vater ... mein Vater wollte mich sprechen, und jetzt gehe ich schlafen.«

Da er das Gefühl hatte, für sein eigenes Treffen mit Meister Ethon schon spät dran zu sein, klopfte er dem Jungen auf die Schulter. »Ja, natürlich. Na, dann geh auch.«

Ohne auf eine Antwort des Jungen zu warten, eilte er weiter. Die Korridore waren schwach beleuchtet, da über Nacht nur ein paar Öllampen brannten. Uldyssian begegnete nirgendwo einem Wachmann, was wohl bedeutete, dass sich der Kaufmann in seinen eigenen vier Wänden sicher fühlte. Doch das würde sich bestimmt ändern, wenn er erfuhr, was sein Gast ihm zu berichten hatte.

Die Tür zum Arbeitszimmer war geschlossen, und durch den Spalt darunter drang kein Lichtschein. Uldyssian sah sich kurz

um, dann klopfte er an.

Von drinnen hörte er Ethon, der ihn hereinrief. Erleichtert betrat Uldyssian das Zimmer und drückte die Tür hinter sich zu.

Für Helligkeit sorgte lediglich eine einzige Kerze auf einem kleinen Mahagonitisch an einer Seite. Daneben standen eine Weinkaraffe und zwei Kelche. Einen davon nahm sich Uldyssians Gastgeber – der in einem Ledersessel gleich neben dem Tisch saß – in dem Moment, als sich die Augen des Bauern an das schwache Licht gewöhnt hatten.

»Heute empfinde ich die Ruhe der Nacht viel entspannender als sonst«, ließ Meister Ethon ihn nach einem Schluck Wein wissen. »Umso besser kann man nachdenken.«

Uldyssian nahm in dem anderen Sessel Platz, auf den Ethon deutete. »Danke, dass Ihr Euch Zeit für mich nehmt.«

»Wie könnte ich Euch das verweigern? Nach allem, was geschehen ist!« Er deutete auf den zweiten Kelch. »Bitte ... ich kann ihn Euch nur empfehlen.«

Zwar wollte Uldyssian einen klaren Kopf bewahren, dennoch fühlte er sich plötzlich wie ausgedörrt. Er ließ sich sogar nachschenken und trank mehr von dem Wein, der in seiner Kehle wie ein köstliches Feuer brannte.

»Ein guter Jahrgang, aber einer, der die Seele berührt.« Ethon stellte seinen Kelch ab. »Ihr seid beunruhigt, mein Sohn.«

Uldyssian hielt sein Trinkgefäß mit beiden Händen fest umschlossen, beugte sich vor und schilderte den Grund für seine Besorgnis, die nicht nur seine Freunde, sondern auch Partha betraf. Der ältere Mann hörte ihm aufmerksam zu und nickte hin und wieder verständnisvoll.

Als Uldyssian geendet hatte, rieb sich Ethon nachdenklich das Kinn. In seinen Augen tanzte die flackernde Flamme der Kerze,

die die Aufmerksamkeit des Bauern einfing.

»Eure Angst um meine Schäfchen und Eure eigenen Kameraden ehrt Euch, Uldyssian. Ich glaube, ich würde in Eurer Situation nicht anders denken als Ihr.«

»Aber was kann ich tun, um zu verhindern, dass jemandem etwas zustößt? Ich weiß, ich kann nicht jeden beschützen, schon gar nicht vor der Macht der Triune. Nun ja, ich dachte schon, ich *könnte* es, aber nach jenem Abend ...«

Parthas Führer erhob sich und ging langsam vor Uldyssian auf und ab. Er war erkennbar in seine Überlegungen vertieft.

»Ja ... jene Nacht hat eine Unbeständigkeit Eurer Gabe offenbart, die ich nicht erwartet hätte. Es war ein vielsagender Augenblick.« Ethon hielt inne und sah den Bauern an. »Ihr könntet Recht haben, Eure Kraft würde möglicherweise nicht gegen die Macht wie die des Tempels ausreichen. Die Werkzeuge des Tempels sind Legion. Aus zuverlässigen Quellen weiß ich, dass sie über hervorragende Krieger verfügen, gegen die die Friedenswahrer wie Wohltäter wirken. Manch einer behauptet sogar, diese finsternen Kämpfer in ihren Rüstungen könnten nicht einmal mit den Mitteln der Sterblichen besiegt werden ...«

Seine Beschreibung traf bei Uldyssian auf offene Ohren. »Ja, so wie der Angreifer auf der Straße! Wie ich sagte, hätte Achilios ihn mit dem Pfeil töten müssen, doch er erschreckte sich darüber allenfalls.«

Der ältere Mann verließ den Lichtschein der Kerze und verschwand im Schatten der anderen Ecke des Zimmers. »Dann stimmen die Geschichten also. Fast würde ich Euch vorschlagen wollen ... doch nein, das würdet Ihr niemals tun.«

»Was?« Uldyssian war so gut wie zu allem bereit, wenn er damit die Frau beschützen konnte, die er liebte ... wenn er damit

die *Menschen* beschützen konnte. »Sagt es mir!«

Meister Ethon wandte sich zu ihm um. Hätte sich der Kerzenschein nicht in seinen Augen gespiegelt, wäre von der Miene des Mannes gar nichts zu sehen gewesen. So aber bemerkte Uldyssian den entschlossenen Blick, der ihm selbst neue Zuversicht einflößte.

»Es gibt eine Möglichkeit, sie zu beschützen ... und auch mein geliebtes Partha, aber ich empfinde Schuld schon beim bloßen Gedanken, es Euch überhaupt vorzuschlagen.«

»Bitte! Ich werde es Euch nicht zum Vorwurf machen, Meister Ethon. Ihr seid mir stets ein guter Freund und Gastgeber gewesen.«

»Nun gut. Es könnte sein, junger Uldyssian, dass sich Euer Wunsch nur erfüllen lässt, wenn Ihr selbst abreist, ohne jemanden davon zu unterrichten. Verlasst die Stadt bei Nacht und reitet, als würden Euch die Hunde des Tempels schon im Nacken sitzen. Reitet los und stellt Euch diesem Malic ...«

Uldyssian sprang so brüsk auf, dass der Kelch zu Boden fiel und der Sessel nach hinten kippte. »Was?«

»Hört mich erst an! Malic sucht nach Euch, er will nur Euch haben! Wie diese Begegnung mit ihm auch ausgehen mag, indem Ihr Partha und diese Menschen hinter Euch lasst, haltet Ihr sie aus der Konfrontation heraus. Die Triune wird ihnen nicht zu Leibe rücken.«

Das Schlimmste daran war, dass Uldyssian genau dieser Gedanke auch schon gekommen war. Doch ihn so ungeschönt hören zu müssen, war wie eine Faust, die sich jäh um sein Herz zusammenkrampfte.

Aber sie alle würden in Sicherheit sein, vor allem Lylia ...

Etwas durfte er dabei aber nicht übersehen, und er sprach es

aus: »Die Handlanger des Hohepriesters sind bereits in Partha. Es könnte zu spät sein, noch etwas zu verhindern.«

»Sie suchen nach Euch. Sie werden ganz gewiss Eure Abreise beobachten, selbst wenn Ihr auf der Stelle aufbrechen würdet. Derartige Kreaturen folgen ihrer Beute auf der Stelle. Oder klingt das für Euch nicht schlüssig?«

Es klang für Uldyssian sogar erschreckend schlüssig, und doch war da etwas an Meister Ethons Vorschlag, das ihm nicht behagte.

Aber anders geht es nicht!, sagte ihm sein Verstand.

Der Kaufmann stand schweigend da und ließ Uldyssian den Kampf mit sich selbst ausfechten. Die anderen zurückzulassen, war tatsächlich der einzige gangbare Weg. Diese Sache ging nur ihn und Malic an.

»Sie würden mir alle folgen, glaubt Ihr? Ich meine die Kreaturen des Hohepriesters.«

»Dafür würde ich garantieren. Jedes andere Verhalten wäre schlicht absurd.«

Damit war für Uldyssian die Entscheidung gefallen. »Dann muss ich es tun.«

Sein Gastgeber verbeugte sich, um die Richtigkeit dieser Entscheidung zu unterstreichen. »Ich werde Euch nach Kräften behilflich sein.«

Ethon streckte eine Hand aus, und instinktiv tat Uldyssian das Gleiche, doch unmittelbar bevor sie sie schüttelten, überkam den Sohn des Diomedes ein sonderbares Gefühl. Er zog seine Hand zurück und musterte die Augen des Kaufmanns aufmerksamer als zuvor. Etwas stimmte nicht mit ihnen ...

Er löste seinen Blick von dem Mann, da eine innere Stimme ihn warnte, er solle zur Decke schauen. Doch es war bereits zu

spät. Aus der Dunkelheit über ihm ließ sich etwas Schweres auf den Bauern fallen und riss ihn zu Boden. Unter dem gemeinsamen Gewicht ächzten die Holzbohlen.

»Muss es eigentlich immer etwas geben, das auch die besten Pläne irgendwie doch noch zum Scheitern bringt?«, zischte eine Stimme, die nicht die des Kaufmanns war. »Allmählich frage ich mich, ob es etwas mit deinen unberechenbaren Fähigkeiten zu tun hat ...«

Noch während Uldyssian sich gegen seinen Widersacher zu behaupten versuchte, erkannte er die andere Stimme. Es war Malic, der dort sprach. Malic, der sich als Ethon maskiert hatte ...

»Es war alles so einfach ... zumindest hätte es das sein sollen. Draußen in der Wildnis hätten wir das ohne irgendwelche Komplikationen hinter uns bringen können, aber wie schon beim letzten Mal *kann* es ja nicht problemlos ablaufen, wenn es dich betrifft, Bauer. Nicht wahr?«

Das Gesicht auf den Boden gepresst, brachte Uldyssian heraus: »Wo ... wo ist Ethon?«

»Oh, der ist hier«, antwortete eine Stimme, die nach Malic und nach dem Kaufmann zugleich klang. »Lass es ihn sehen«, wies der Kleriker denjenigen an, der Uldyssians überwältigt hatte.

Jemand griff ihm von hinten ins Haar und zog seinen Kopf brutal zurück, damit er aufsehen konnte. Vor Uldyssian stand der Kaufmann.

»Hier ist er. Leibhaftig«, erklärte Ethon abermals mit der Stimme des Hohepriesters und fügte lachend hinzu: »Zumindest seine *Hülle* ist da.« Mit der rechten Hand berührte er seine Wange, und im gleichen Moment verschwanden an dieser Stelle Haut und Fleisch, als würde beides schmelzen. Große Stücke

rutschten abwärts und blieben am Kinn hängen.

Uldyssian drehte sich der Magen um, er versuchte sich zu befreien, doch der monströse Krieger hinter ihm hatte ihn so fest gepackt, dass keine Gegenwehr möglich war.

Unter der freigelegten Partie war die dunklere Haut des Hohepriesters zu sehen. Malic nahm die Hand weg, und das Gesicht schmolz nicht weiter, während er Uldyssian die Handfläche präsentierte.

Was er dort zu sehen bekam, war noch weit schlimmer als die Fratze, denn Malic hielt ihm keine menschliche Hand entgegen, sondern eine *Klaue*, die zum dämonischen Herzen dieses Mannes passte. Der Hohepriester drückte seine grotesken Finger durch, und Uldyssian wunderte sich, dass ihm diese missgestaltete Gliedmaße zuvor nicht aufgefallen war.

»Eine einfache Kombination aus Irreführung und Illusion«, erwiderte Malic, der seinen Gesichtsausdruck gedeutet ... oder aber seine Gedanken gelesen hatte. Er hielt ihm die Hand dichter vors Gesicht. »Ein Geschenk meines Meisters, das mir bei dieser Jagd helfen soll. Ich habe es bereits zweimal eingesetzt, noch bevor wir den Kaufmann erreichten, den meine Morlu erwischten, als er sich auf dem Heimweg befand. Das war eine Gelegenheit, die ich mir nicht entgehen lassen konnte.«

Uldyssian wollte den Mann anspucken, schaffte es aber nicht. Sein Bewacher – als *Morlu* hatte der Hohepriester ihn bezeichnet – schlug seinen Kopf daraufhin erneut gegen den Steinboden.

»Das genügt«, sagte Malic, aber es war nicht klar, ob er den Gefangenen oder die Wache meinte. »Der Narr soll sich hinstellen.«

Ein weiteres kräftiges Händepaar fasste Uldyssians rechten Arm, während sich der erste Morlu nach links bewegte. Die bei-

den zogen ihn hoch und hielten ihn so fest, dass er sich nicht befreien konnte.

»Zwar nicht so, wie ich es beabsichtigt hatte, aber es wird gehen ...«

Die Tür schwang auf, und erschrocken bemerkte Uldyssian, dass Cedric zurückgekehrt war.

»Geh fort!«, rief er dem Jungen zu. »Lauf!«

Anstatt ihm zu gehorchen oder wenigstens einen ängstlichen Eindruck zu machen, ging Cedric über die Warnung einfach hinweg. An Malic gewandt sagte er: »Die Frau ist nicht im Zimmer.«

Uldyssian wurde bleich. Die Stimme, die über die Lippen des Jungen kam, war nicht mehr die, die er kannte.

»Nein ...«, keuchte er. »Nein ...«

»Sie muss dort sein!«, beharrte der Kleriker. »Ich kann sie ja spüren, und die Hand bestätigt das. Wie der Meister sagte, wird sie von der Frau angezogen. Du warst im falschen Raum.«

Cedric schüttelte den Kopf und meinte mit einer abfälligen Geste in Uldyssians Richtung: »Sein Geruch findet sich überall dort ... auch im Bett. Aber von ihr ist nichts zu bemerken. Kein Geruch, keine Fährte.«

Malic überlegte. »Ich verstehe. Sie ist eine gerissene Beute, ganz im Gegensatz zu diesem Töpel hier ...«

Der Bauer begriff nicht alles, was die beiden miteinander beredeten, doch eines war klar: Malic hatte seine Kreatur – Tränen liefen Uldyssian übers Gesicht, als er sich vorstellte, was mit dem echten Jungen geschehen war – losgeschickt, um Lylia zu finden. Zum Glück war dieser Versuch bislang fehlgeschlagen.

»Such weiter nach ihr, Damos«, fuhr der Hohepriester fort. »Du wirst in jeder Ecke nachschauen. Der Zauber, den ich gewirkt habe, wird auch weiter nur alle Geräusche innerhalb des

Hauses dämpfen. Vergiss das nicht.«

»Ich werde sie jagen, Mächtiger. Und danach wird sie nicht mehr lange leben.« Der falsche Cedric verlieh seiner verächtlichen Aussage mit einem animalischen Schnauben Nachdruck, dann verließ er das Zimmer.

Malic lächelte seinen Gefangenen an. »Wie es scheint, werden wir das erst noch erledigen, und danach begibst du dich auf den Weg zu deiner längst überfälligen Audienz beim Primus.«

»Sie werden dich nicht aus Partha abreisen lassen, Kleriker«, fauchte Uldyssian ihn an. »Die Menschen dieser Stadt haben Meister Ethon geliebt! Sie werden dich aufhalten, und sie werden dich für das, was du getan hast, in Stücke reißen!«

»Aber warum sollten sie mich aufhalten?«, fragte die boshafte Gestalt und legte wieder die Hand an die Wange. Uldyssian musste ungläubig mit ansehen, wie das Fleisch zurückwanderte, um die freigelegten Partien zu bedecken. Sekunden später wirkte Malic wieder in jeder Hinsicht wie der Kaufmann, sogar was die Größe anging. Der Zauber, der es ihm erlaubte, in Ethons Körper zu wandeln, war ebenso erstaunlich wie erschreckend. »Warum sollten sie ihren geliebten Führer aufhalten wollen?«

Tatsächlich gab es dafür keinen Grund, das wurde auch Uldyssian spätestens jetzt klar. Die Wachen und jeder zufällige Beobachter würden sich genauso täuschen lassen wie er selbst, erst recht in der Dunkelheit.

»Sie muss zu einem der anderen gegangen sein«, sagte Malic und widmete sich Lylias Verschwinden. »Vielleicht verführt sie bereits einen von ihnen, damit er deinen Platz einnimmt ...«

Der Hohepriester hätte in Gegenwart des Bauern nichts Schlimmeres sagen können. Uldyssians Blut begann zu kochen, und eine unbändige Wut überkam ihm. Er drückte sich nach

hinten, da er hoffte, sich aus dem Griff der Wachen winden zu können.

Doch anstatt lediglich ein paar Schritte rückwärts zu machen, bei denen seine beiden Widersacher vielleicht den Halt verloren hätten, flogen er und die zwei Morlu durch das Arbeitszimmer ... und durchbrachen das Fenster.

Scherben und Holzsplitter regneten auf Uldyssian herab, als er mit beiden Morlu auf der anderen Seite des Fensters in die Tiefe stürzte. Die Kriegerbestien klammerten sich an ihn, als hinge ihr Leben davon ab, während Uldyssian sich zusammenzurollen versuchte, um sich vor dem jederzeit zu erwartenden Aufprall zu schützen.

Sie schlugen mit einem dumpfen Knall inmitten einer Staubwolke auf. Das Bersten von Knochen drang an Uldyssians Ohr. Einer der Morlu stieß einen röchelnden Aufschrei aus, dann lösten sich die Finger, mit denen er sich in den Arm des Gefangenen gekrallt hatte.

Sofort versuchte Uldyssian, sich von dem zweiten Krieger zu befreien, doch der Morlu ließ ihn einfach nicht los. Während sie über den Boden rollten, konnte der Bauer seinem Widersacher ins Gesicht sehen. Zwar verbarg die nächtliche Dunkelheit einiges, dennoch konnte er erkennen, dass das Ding anstelle von Augen nur schwarze Höhlen hatte.

Ein Fausthieb gegen das Kinn des Morlu bewirkte nichts, und als Uldyssian nach der Kehle des Kriegers griff, verfuhr dieser ebenso mit ihm. Er hätte dem Bauern mühelos die Luftröhre zuquetschen können, doch aus unerfindlichem Grund tat er es nicht.

Uldyssian benötigte kostbare Sekunden, ehe er begriff, warum: Sie wollten ihn immer noch lebend zu fassen bekommen.

Warum sollten sie auch sonst versuchen, ihn aus der Stadt zu schaffen?

Obwohl ihm das neue Hoffnung gab, konnte er nicht völlig ausschließen, dass der Morlu vielleicht seinen Befehl vergaß und ihn doch tötete. Was ihn unter dem Helm in Form eines Widder-schädels anstarrte, war längst nicht mehr menschlich. Jeden Augenblick konnte seinen Gegner die Gier nach Blut überwältigen.

Er nahm seinen Willen zusammen und versuchte, die gleiche Kraft zu beschwören, die ihn und seine beiden Widersacher aus dem Arbeitszimmer geschleudert hatte. Mit verbissener Miene holte der Bauer wieder gegen den Krieger aus, konzentrierte sich diesmal aber nur auf ein Ziel – auf die massive Rüstung.

Der Morlu blockte den Hieb ab und nahm ihm seine Wucht. Uldyssian öffnete die Faust und konnte mit der Handfläche nur noch so sacht gegen die Rüstung klatschen, dass der Treffer eigentlich gar nichts hätte bewirken dürfen.

Doch der Morlu wurde davon regelrecht in den Boden gerammt, so als habe ihn ein unsichtbarer Titanenhammer getroffen. Er versank so tief, dass Uldyssian nichts mehr von ihm sehen konnte.

Eine weitere Hand packte den Bauern, gerade als der sich erheben wollte. Von allen Seiten waren aufgeregte Rufe zu hören, vermutlich Meister Ethons Wachen, die herbeieilten, um ihren Herrn und sein Eigentum zu schützen. Uldyssian wollte sie vor Malics entsetzlicher Maskerade warnen, doch der andere Morlu hatte sich inzwischen vom Sturz erholt und ging zum Angriff über.

Von »erholen« konnte aber nicht so ganz die Rede sein, denn als Uldyssian sich zu ihm umdrehte, sah er, dass der Kopf des Kriegers komplett nach rechts weggeknickt war. Ein beträchtli-

cher Teil des Halses ragte auf eine obszöne und absurde Weise nach oben, was die wütende Kreatur aber nicht zu stören schien.

Wieder legte der Krieger seine Finger um den Hals seiner Beute und drückte zu, aber nicht fest genug, um zu töten. Uldyssian konnte nicht mehr atmen, und er wusste, sein Widersacher musste nur abwarten, bis ihm die Sinne schwanden. Dann hatte Malic sein Ziel erreicht ... und niemand würde Lylia mehr retten können.

Uldyssian bekam eine Seite des Morlu-Kopfes zu fassen und zog mit aller Kraft daran. Mit einem entsetzlichen saugenden Geräusch löste sich der Schädel vom Rumpf.

Ein Zittern durchlief den Leib des Ungetüms, dann ließ es Uldyssians Kehle los und tastete verzweifelt nach seinem Kopf, während der Bauer den Rückzug antrat.

Wie eine groteske Marionette lotste Uldyssian den enthaupteten Körper zu der Mauer, die rund um Ethons Anwesen verlief. Dann schleuderte er den Kopf über sie hinweg auf die andere Seite. Der Torso machte einen Satz nach vorne, kollidierte aber mit der Mauer. Ein weiterer Versuch führte zum gleichen Ergebnis, und beim dritten Anlauf begann der Rumpf zu taumeln, sank zu Boden und blieb dort reglos liegen.

Uldyssian atmete erleichtert aus und sah zum Haus. Im Arbeitszimmer waren keinerlei Aktivitäten zu erkennen, aber die Wachen liefen auf dem Gelände herum. Zwei von ihnen eilten auf Uldyssian zu.

Als sie ihn erkannten, wurden sie langsamer. Er zeigte auf das Gebäude. »Drinne sind noch mehr! Aber passt auf! Ihr müsst ihnen den Kopf abschlagen.«

Ein wenig verängstigt starrten sie ihn an. Uldyssian war es egal, ob sie ihm glaubten oder nicht. Er hetzte an ihnen vorbei, da

er fürchtete, Malic könnte Lyliä oder die anderen gefunden haben.

Er rannte durch die Vordertür ins Gebäude und stolperte in der Dunkelheit über etwas. Zu seinem Entsetzen erkannte Uldyssian, dass es sich um einen von Ethons Dienern handelte. Einmal mehr fürchtete er, sich übergeben zu müssen, denn der Leichnam war ... vollständig *gehäutet* worden.

Erst Ethon und sein Sohn, und jetzt diese arme Seele. Uldyssian schwankte zwischen Abscheu und Verbitterung. Jeder dieser bestialischen Morde konnte mit ihm in Verbindung gebracht werden, dabei war Malic der Schuldige. Er hatte dieses Werk im Namen des Primus vollbracht!

Wieder erfüllte Uldyssian unbändiger Zorn. Es gab nichts, was er gegen diesen mysteriösen Lucion unternehmen konnte, außer alles dafür zu tun, dass der Hohepriester ihnen keine Schwierigkeiten mehr bereitete – selbst wenn es das eigene Leben kostete.

Die Wachen, mit denen er gesprochen hatte, blieben am Eingang stehen. Die Fackeln in ihren Händen tauchten sie die blutige Szene in flackerndes Licht. Mit weit aufgerissenen Augen schauten sie dann Uldyssian an.

»Hütet Euch vor jedem im Haus, der eine Waffe trägt oder der nach Eurem Meister oder seinem Sohn aussieht. Wenn es sich bei ihnen wirklich um Ethon und den jungen Cedric handelt ...« Er musste seine auffallenden Gefühle unterdrücken, sonst hätten die beiden Männer womöglich die Wahrheit geahnt. »... dann werden sie verstehen, warum Ihr sie zu ihrer eigenen Sicherheit einschließt.«

»Sie einschließen?«, wiederholte einer der Männer überrascht.

»Für ihre eigene und für Eure Sicherheit! Vertraut mir!«

Wäre er nicht Uldyssian gewesen, hätten sich die Männer

vermutlich nicht um seine Anweisungen geschert, doch sie wussten von seinen Wundertaten. Er fluchte leise und wünschte, es gäbe mehr als nur eine Handvoll Leute, die ähnliche Kräfte wie er besaßen. Im Moment wäre er schon glücklich gewesen, Romus oder Jonas an seiner Seite zu haben.

Oder Achilios. Der Bogenschütze war seine einzige Hoffnung, hatte er doch Malic schon einmal fast getötet.

Während die Wachen noch bemüht waren, sich in den Griff zu bekommen, rannte Uldyssian die Treppe hinauf in den ersten Stock. Schon jetzt malte er sich aus, wie Lylia tot im Korridor lag, und seine Angst, diese Bilder könnten Wirklichkeit werden, trieb ihn zu noch mehr Eile an.

Das Zimmer, das er sich mit ihr teilte, lag gleich am Kopfende der Treppe, und mit aller Kraft warf er sich oben angekommen gegen die Tür.

Mit einem lauten Knall flog sie auf. Uldyssian rollte sich über den Boden und rechnete damit, hundert Malics oder mehr gegenüberzustehen.

Doch der finstere Kleriker war nicht da ... und Lylia ebenfalls nicht. Stattdessen kauerte eine verängstigte junge Frau in einer Ecke. Uldyssian erkannte sie als das Dienstmädchen, das von Ethon den Auftrag erhalten hatte, sich um die Wünsche der Edelfrau zu kümmern, solange sie bei ihm zu Gast war.

»Wo ist sie?« wollte er wissen, ohne sich darum zu scheren, dass sie zu Tode erschrocken war. »Wo ist Lylia?«

Wortlos zeigte die Frau auf den großen Kleiderschrank aus Eiche. Neben der Kleidung, die sie bei der Ankunft in der Stadt getragen hatte, verfügte sie nun auch über andere Stücke, die ihr Gastgeber ihr bereitgestellt hatte. Das Gleiche galt im Übrigen für alle seine Gäste. Meister Ethon war ein Musterbeispiel an

Höflichkeit und Weitsicht, und was ihm widerfahren war, konnte man nur als einen Albtraum bezeichnen, den Uldyssian niemals vergessen würde.

Schlimmer war noch, dass er nun fürchtete, das Gleiche könnte auch Lylia zugestoßen sein. Warum sonst sollte das Dienstmädchen so entsetzt auf den geschlossenen Kleiderschrank zeigen?

Dann plötzlich kam ihm etwas in den Sinn. Uldyssian dachte an den falschen Cedric, der zwar von kleiner Statur war, der aber durch irgendeinen Zauber nur über einen weiteren monströsen Morlu oder ein anderes Geschöpf hinwegtäuschen sollte.

War es möglich?

Als er herumwirbelte, war es schon fast zu spät. Das *Ding* sprang ihn über das Bett hinweg an, es war über die Proportionen des Körpers, in dem es steckte, hinaus angeschwollen. Überall war das zarte Fleisch von Rissen durchzogen, die einen Blick auf die Rüstung darunter freigaben. Das Gesicht war nichts weiter mehr als eine entstellte Maske, die in keiner Weise auf den Schädel darunter passte. Unwillkürlich musste sich Uldyssian wundern, wie Malics Zauber es schaffte, dass Größe und Gestalt keinerlei Bedeutung für die Tarnung hatten.

Er wurde von dem Morlu mitgerissen, und beide kollidierten mit dem Schrank, der dabei völlig in Trümmer ging. Fetzen gestohlener Haut rutschten von der dämonischen Erscheinung. Der Morlu hob eine Hand ... in der er eine geschwungene Axt hielt. Und mit einem schrillen Lachen ließ er die Klinge auf Uldyssian niederfahren.

SECHSZEHN

Achilios schrak aus dem Schlaf und griff sofort nach seiner Kleidung, um sie so schnell anzuziehen, wie er nur konnte. Er packte Bogen und Köcher, die auf dem Sessel lagen, und schlich zur Tür, wo er stehenblieb, um angestrengt zu lauschen. Es war kein gewohntes Geräusch, das ihn geweckt hatte, sondern etwas ... anderes.

Zuerst war alles still, doch dann hörte er Schritte, die von jemandem verursacht wurden, der entweder sehr klein und zierlich war oder vorsätzlich sehr leise einen Fuß vor den anderen setzte. Er schob den Bogen über die Schulter und zog sein Jagdmesser aus dem Gürtel. Mit äußerster Vorsicht öffnete er die Tür einen Spaltbreit.

Der schwache Schein einer einzelnen Öllampe an der Tür spendete genügend Licht, dass seine Augen den Korridor absuchen konnten. Jemand bewegte sich am äußerten Rand des Lichtscheins, doch er war nicht groß genug, als dass es sich um Meister Ethon hätte handeln können.

Vielmehr sah er aus wie der junge Cedric. Der Knabe näherte sich langsam, blieb mal vor dieser, mal vor jener Tür stehen. Auch an der zu Serenthias Quartier hielt er inne, ging dann aber weiter. Aus irgendeinem Grund atmete Achilios daraufhin erleichtert auf.

Was der Sohn des Kaufmanns hier suchte, war dem Bogen schützen nicht klar, aber Cedrics Verhalten war eindeutig nicht normal. Achilios fürchtete schon, mit dem Verstand des Jungen könnte etwas nicht stimmen ... oder dass in Anbetracht der

jüngsten Ereignisse jemand – oder etwas – die Kontrolle über ihn erlangt hatte.

Dieser Gedanke entschied schließlich, was er tun würde. Lautlos wie eine Katze schlich Achilios in den Korridor und hielt sein Messer bereit – auch wenn er nicht genau wusste, warum. Sicher nicht, um es gegen den armen Jungen einzusetzen, denn Ethons Sohn war unschuldig.

Cedric studierte weiter jede Tür, lugte aber auch in Alkoven und manchmal spähte er sogar zur Decke. Achilios fragte sich, was er dort wohl vorzufinden erwartete, beschloss dann aber, es lieber nicht wissen zu wollen.

Seine Augen waren vollständig an das Dämmerlicht angepasst, während er dem nichtsahnenden Jungen folgte. Achilios erreichte die Tür zu Serenthias Unterkunft. Hier zögerte er kurz und legte ein Ohr an das Holz. Als er ihren gleichmäßigen Atem hörte, hatte er die Gewissheit, dass sie wohlauf war.

Danach konzentrierte er sich wieder auf Cedric ... oder besser gesagt: Er hätte es getan, wäre der Junge noch zu sehen gewesen. Aber in den wenigen Momenten, da Achilios auf Serenthias Atem geachtet hatte, war Cedric spurlos verschwunden.

Irritiert ging Achilios weiter. Meister Ethons Sohn musste irgendwo vor ihm sein, außer es war ihm gelungen, in eines der letzten Zimmer zu gehen, ohne dass der Jäger etwas davon mitbekommen hatte. Doch das war mehr als unwahrscheinlich.

Da er sich aber bereits dem Ende des Korridors näherte, blieb es am Ende die *einzige* Erklärung: Cedric musste eines der Zimmer betreten haben. Die Tür, die noch am ehesten infrage kam, war jedoch verschlossen, und Achilios hätte es ganz gewiss gehört, wäre der Schlüssel im Schloss umgedreht worden.

Nach ein paar Schritten war er am Ende des Korridors ange-

kommen, wo er mit einer Hand über die Mauer strich, da es dort womöglich eine Geheimtür gab. Bedauerlicherweise fand er nichts, die Wand war massiv.

Eine innere Unruhe veranlasste ihn, zur Decke zu schauen ... doch sie war dunkel und frei von irgendwelchen Albträumen. Achilios runzelte die Stirn und fragte sich, wie es möglich sein konnte, dass er über sich eine Gefahr gespürt hatte.

Noch immer von Cedrics Verschwinden verblüfft, drehte er sich um ...

... und nur einen Schritt hinter ihm stand Cedric und betrachtete ihn mit finsterer Miene.

Achilios hätte vor Schreck fast einen Satz gemacht. »Ced!«

»Ich suche nach ihr«, sagte der Junge mit ruhiger Stimme. »Die mit Uldyssian ein Zimmer hat.«

»Du meinst Lylia? Warum sollte sie ...«

»Lylia«, wiederholte Cedric. Es klang fast so, als wollte er den Namen auswendig lernen. »Wisst Ihr, wo sie ist?«

»Ich würde sagen, sie ist bei Uldyssian, wie du selbst schon angedeutet hast, Junge«, meinte Achilios amüsiert. »Aber die beiden würde ich jetzt nicht stören, das wäre vermutlich nicht der richtige Zeitpunkt.«

»Sie ist nicht bei ihm.«

»Und woher willst du das wissen?« Mit einem Mal war dem Bogenschützen sehr kalt, und er beugte sich zu dem Jungen vor. »Cedric, ist mit dir alles in Ord...«

Meister Ethons Sohn rammte ihn mit solcher Wucht gegen die Wand, dass der Jäger hören konnte, wie das Holz splitterte.

Während er stumm dafür dankte, dass es nicht seine Knochen gewesen waren, die er da hatte knacken gehört, ließ er sich rasch zu Boden fallen. Einen Moment später jagte der Junge seine

Faust an der Stelle gegen die Wand, an der sich eben noch der Kopf des Jägers befunden hatte. Der Schaden, den er dabei anrichtete, war für einen Knaben seiner Größe eigentlich unmöglich. Selbst Achilios hätte das nicht schaffen können.

Der Jäger trat nach Cedric, da er hoffte, ihn zu Fall zu bringen, doch es war, als würde er gegen Fels treten. Der Aufprall ließ seinen ganzen Körper vibrieren, während der Junge ungerührt stand und sogar über diesen kläglichen Versuch zu grinsen schien.

Als Cedric nach ihm greifen wollte, musste sich Achilios vor Augen halten, dass er nicht wirklich gegen den Sohn des Kaufmanns kämpfte. Denn das hier war nicht Cedric – vermutlich handelte es sich nicht einmal um etwas auch nur annähernd Menschliches. Achilios hatte die Dämonen aus dem Wald noch zu frisch in Erinnerung. Aller Wahrscheinlichkeit nach war das einer von ihnen.

Dank der Schnelligkeit, die er sich auf der Jagd zu eigen gemacht hatte, um nicht die Fährte eines Wildes zu verlieren, gelang es ihm, den nach ihm greifenden Händen auszuweichen, indem er einen Satz nach vorne machte und seitlich an dem falschen Cedric vorbei entwich.

Doch als Achilios sich aufrichten wollte, bekam ihn eine Hand am Kragen zu fassen, und mit einem triumphierenden Schrei schleuderte Cedric ihn durch den Korridor.

Achilios schlug hart auf, aber das dabei entstehende Geräusch klang sonderbar gedämpft, und er zweifelte daran, dass irgendjemand außer ihm selbst es überhaupt mitbekommen hatte. Eindeutig war hier ein weiterer Zauber am Wirken, der Achilios ebenso betraf wie die als Knabe getarnte Kreatur. Und das bedeutete, dass eine ganze Armee – natürlich angeführt von Hohe-

priester Malic – durch das Haus marschieren konnte, ohne dass jemand davon rechtzeitig Wind bekam!

Die Gegner hatten es natürlich auf Uldyssian abgesehen. Und es war möglich, dass sie ihn bereits zu fassen bekommen hatten. Aber warum waren sie dann auch noch auf der Suche nach Lylia? Er konnte nur vermuten, dass er sich irrte und sein Freund dem Hohepriester entkommen war – was zur Folge haben mochte, dass sie die Edelfrau als Köder benutzen wollten. Oder aber man hatte Uldyssian gefangen genommen und gedachte Lylia dafür zu missbrauchen, ihn gefügig zu machen.

Auf jeden Fall war sie nicht bei ihm gewesen. Achilios war für diesen Glücksfall dankbar, auch wenn er sich nun anstrengen musste, um nicht von dem Jungen niedergemacht zu werden. Lylias Entkommen bedeutete, dass es noch Hoffnung gab.

Mehr Zeit blieb ihm nicht, um über Uldyssian und Lylia nachzudenken, da Cedric plötzlich zwei bedrohliche Schwerter in den Händen hielt, die fast so groß waren wie er selbst. Achilios hatte keine Ahnung, wie er an die Waffen gekommen war, aber der Jüngling setzte sie mit enormem Geschick ein, beschrieb mit den Klingen Bögen in der Luft und zerschlug ein Geländer, das ihm dabei in die Quere kam. Holzsplitter stoben durch die Luft.

Etwas an der Gestalt vor Achilios war anders, fremdartig. Sie wirkte so aufgebläht, als wollte unter der Haut etwas Größeres hervorbrechen. Die Kälte, die Achilios in sich gespürt hatte, wurde intensiver, als er sich nach dem Schicksal des *echten* Knaben fragte, mit dem er sich angefreundet hatte und der einmal ein so guter Jäger wie er hatte werden wollen.

Risse liefen über Gesicht und Körper des Jungen. Die rechte Wange platzte auf, und so ging es rasend schnell weiter. Unter der fleischlichen Maske kam etwas zum Vorschein, das so fahl

wie der Tod war und in schwarzes Metall gehüllt. Was einst Meister Ethons Sohn gewesen, stand plötzlich fast so groß wie Achilios selbst vor ihm.

Noch während die Verwandlung im Gange war, näherten sich die Klingen Achilios. Der Bogenschütze konnte einer nach der anderen ausweichen, hatte aber zwischen zwei Sprüngen kaum genug Zeit, Luft zu holen. Die meisten anderen Menschen wären schon längst zerfetzt worden, doch er wusste, dass ein einziger falscher Schritt seinen Tod bedeuten konnte und konzentrierte sich wie noch nie zuvor in seinem Leben. Seine Sorge galt dabei dem eigenen Wohlergehen ebenso wie dem der anderen. Denn was würde mit Serenthia und Mendeln geschehen, wenn er scheiterte? Er wagte nicht einmal, ihnen eine Warnung zuzurufen, da er fürchtete, sie könnten auf seinen Ruf hin aus ihren Zimmern stürzen und getötet werden. Abgesehen davon war es denkbar, dass sie ihn gar nicht erst hören würden, falls seine Vermutung über den gewirkten Zauber zutraf.

Eine der Klingen bohrte sich wieder in den Lauf des Geländers, blieb aber diesmal für einen Moment stecken. Achilios nutzte die Chance. Sein Messer war ihm entglitten, als der Junge ihn gegen die Wand rammte, doch es gelang ihm mühelos, seinen Bogen zu ergreifen und einen Pfeil an die Sehne anzulegen. Auf diese geringe Entfernung konnte er sein Ziel eigentlich nicht verfehlen, aber es war gerade dieses Ziel, das ein Problem darstellte. Dieser Widersacher ähnelte sicherlich dem, der Uldyssian auf der Straße angegriffen hatte, sodass es nicht unbedingt etwas brachte, auf die unter normalen Umständen verwundbarste Stelle zu zielen. Eigentlich gab es nur einen Punkt, bei dem Achilios sich ziemlich sicher sein durfte, Wirkung zu erzielen.

All dies ging ihm im Bruchteil einer Sekunde durch den Kopf,

und im nächsten Moment schoss bereits der Pfeil auf eines der Augen zu. Die waren auf eine unheilvolle Art finster, als seien da nur noch die leeren Höhlen. Trotzdem musste das Ding ja irgendwie *sehen* ...

Er hätte mühelos ins Ziel treffen müssen – und das schien auch die Kreatur erkannt haben, da sie die Klingen hochhielt, um ihr Gesicht zu schützen. Doch der Pfeil verfehlte nicht nur das Auge, sondern jagte entgegen aller Logik auch ganz am Kopf des »Jungen« vorbei und bohrte sich neben ihm tief in die Wand.

Die Bestie lachte, wodurch die letzten Überreste von Cedrics Gesicht wegbröckelten. Sie wuchs weiter in Höhe und Umfang, bis vor Achilios ein Gigant in Rüstung stand, der einen makabren, aus dem Schädel eines Tiers gearbeiteten Helm trug.

Fluchend stolperte der Jäger ein paar Schritte nach hinten und legte den nächsten Pfeil an. Während er noch an die Flugrichtung beim vorherigen Versuch dachte, ließ er die Sehne los.

Diesmal prallte der Pfeil vom Schulterteil der Rüstung ab.

Der furchterregende Krieger grinste amüsiert. »Nicht sehr gut«, spottete er mit einer Stimme, die Achilios schaudern ließ. Sie klang, als käme sie aus einem tiefen Grab. Der Bogenschütze fühlte sich an den Moment erinnert, als er den Stein nahe Seram berührt hatte. »Nicht sehr gut für dich ...«

Die Klingen näherten sich wirbelnd. Diesmal war Achilios nicht schnell genug. Eine Klinge fraß sich in seinen Oberschenkel, woraufhin er einen Schrei ausstieß und zu Boden ging.

»Du wärst ein guter Morlu«, erklärte der bewaffnete Gigant. »Nicht so gut wie ich, Damos, aber immer noch zu gebrauchen. Vielleicht bringe ich deinen Leichnam dem Meister.«

Er hob beide Schwerter hoch über sich ... als plötzlich hinter Damos jemand leise sprach. Achilios glaubte, die Stimme zu

erkennen, doch zugleich hatte sie etwas so Widernatürliches wie die des Kriegers vor ihm.

Die riesige Kreatur zuckte wie eine Marionette, an deren Fäden gezerrt wurde. Zischend wirbelte sie zu demjenigen herum, der sich hinter ihr befand. Achilios griff sofort nach seinem Bogen, wusste aber nicht, worauf er zielen sollte. Die einzige ungeschützte Stelle war der Nacken, doch dieses Ziel hatte sich schon zuvor als Fehlschlag entpuppt.

»Wer bist du?«, wollte Damos wissen. »Was redest du da?«

Der andere sagte etwas in einer Sprache, die Achilios noch nie gehört hatte.

Der Morlu stieß ein Heulen aus, klappte zusammen und ließ eines der Schwerter fallen.

»Hör auf! Hör auf!« Damos holte mit der verbliebenen Waffe nach dem Unbekannten aus, verfehlte ihn aber offensichtlich. Er keuchte, ging auf ein Knie nieder, und dann fiel auch das zweite Schwert zu Boden.

Die dunkle Gestalt hinter dem Morlu sprach eine einzelne Silbe.

Wieder brüllte Damos auf, sein ganzer Körper zuckte, und plötzlich ging von ihm Aasgeruch aus. Mit einem letzten kläglichem Laut sank der Riese in sich zusammen, und der Gestank wurde noch stärker.

Achilios bedeckte Mund und Nase, während er über den Morlu hinwegschaute. »Mendeln?«

Uldyssians Bruder stand dort und blickte Achilios an, als würde er durch ihn hindurchsehen. Seine Ausstrahlung ließ den Jäger ebenso schauern wie in dem Moment, als er begriffen hatte, was aus Cedric geworden war. Es war nichts Böses, sondern etwas *Anderes*, und es ließ Achilios erneut an den Stein

denken.

»Kyr i' *Trag'oul discay*«, sagte Mendeln schließlich an ihn gewandt, als würde sein Kauderwelsch alles erklären.

Während der Jäger aufstand, betrachtete er den Morlu. Nach Gestank und Aussehen zu urteilen hätte die Kreatur schon seit Tagen oder gar Wochen tot sein müssen. Das Fleisch schien fast vor seinen Augen zu verwesen.

Er schaute wieder zu Mendeln, der genauso blass war wie der Kadaver. Auf einmal blinzelte der jüngere Bruder, seine Gesichtszüge füllten sich wieder mit Leben, gefolgt von Verwirrung und Entsetzen – ausgelöst durch den toten Morlu.

»Achilios ... was ... wo ...?«

In diesem Augenblick machte sich Lärm im ganzen Haus breit. Es gab einen lauten Knall, und von unten sowie aus der unmittelbaren Umgebung waren Stimmen zu hören. Ein unglaublich lautes Krachen drang aus dem Zimmer, das sich Uldyssian und Lylia teilten, obwohl der Bogenschütze aufgrund der Bemerkungen des falschen Cedric der Auffassung gewesen war, dort halte sich niemand auf.

Eine Tür wurde aufgerissen, und Serenthia kam aus ihrem Zimmer gestürmt. Sie trug einen Morgenrock, den Meister Ethon ihr gegeben hatte. Sie sah zuerst Achilios, dann Mendeln an, und schließlich bemerkte sie den abscheulichen Kadaver auf dem Boden. Es war ihr hoch anzurechnen, dass sie einen entsetzten Aufschrei unterdrückte und stattdessen sofort fragte: »Wo sind Uldyssian und Lylia? Geht es ihnen gut?«

Ehe Achilios antworten konnte, war ein weiterer lauter Knall zu hören, der eindeutig aus Uldyssians Quartier kam. Der Jäger machte auf dem Absatz kehrt und lief hin. Gerade wollte Serenthia ihm folgen, da rief er: »Ihr beide bleibt, wo ihr seid! Und

tut, was ich euch sage!«

Ob sie ihm gehorchten, wusste er nicht, aber er hoffte, dass wenigstens Mendeln vernünftig genug war, Serenthia vor Gefahren zu schützen. Wie Mendeln den Morlu hatte besiegen können, war Achilios jedoch ein Rätsel, zumal er auch gar nicht verstand, was der Kreatur eigentlich genau widerfahren war. Er hoffte nur, dass die gleiche Kraft wieder aufleben würde, wenn sie erneut angegriffen wurden. Schließlich konnte niemand sagen, wie viele von diesen Schreckenskriegern noch verblieben waren.

Zwei Wachen kamen die Treppe heraufgeeilt, offenbar ebenfalls auf dem Weg zu Uldyssians Unterkunft. Derjenige von beiden, der zuerst die Tür erreichte, packte den Türgriff ...

... als aus dem Raum gleich daneben ein gewaltiger Morlu gestürmt kam. Er rannte die beiden verdutzten Wachen um, von denen eine die Treppe hinunterstürzte. Der andere Mann wollte den Kampf aufnehmen, aber das Monster wuchtete ihm die Streitaxt tief in die Brust, sodass Blut spritzte. Der Wachmann gingen zu Boden und starrte Achilios an.

Der Jäger hatte seinen Bogen längst gespannt und war zum Abfeuern bereit, doch ihm waren seine bisherigen Fehlschläge noch gut in Erinnerung. Schnell nahm er eine Korrektur vor, wie er es etwa bei der Jagd tat, wenn er den Wind berücksichtigen musste – dann erst ließ er die Sehne los.

Der Logik nach hätte der Pfeil sein Ziel verfehlen müssen, doch im letzten Moment beschrieb er genau die Kurve, auf die Achilios gehofft hatte. Er war davon überzeugt, dass irgendein Zauber auf seine Waffe gelegt worden war, auch wenn er nicht wusste, wann genau das geschehen sein sollte. In letzter Zeit hatte er nur Uldyssian und Meister Ethon den Bogen halten lassen ...

Das Geschoss traf genau ins Ziel, und der Morlu heulte laut auf, während er versuchte, den Pfeil aus seiner dunklen Augenhöhle zu ziehen.

Achilios hatte längst den Bogen neu gespannt und wiederum abgefeuert, und schon im nächsten Moment traf dieser Pfeil die andere Augenhöhle.

Der Riese ließ sich auf die Knie fallen, und die Hand, die am ersten Pfeil gezerrt hatte, sank nach unten. Gleich darauf folgte die andere, in der er die blutbeschmierte Axt hielt. Dennoch brach der Morlu nicht ganz in sich zusammen, sondern hielt sich weiter halbwegs aufrecht, bildete weiter eine Gefahr.

Achilios rannte auf den Krieger zu und entriss ihm die Axt, während der Morlu vergeblich versuchte, ihn zu fassen zu bekommen.

Der Jäger wich mühelos aus und hob die Axt hoch über sich. Dann ließ er sie niederfahren und trennte den Kopf des Monstrums von seinem Rumpf. Erst als das vollzogen war, fiel der Leib vorneüber zu Boden.

Mit der Axt im Anschlag sah Achilios zur Tür von Uldyssians Unterkunft. Zu seinem Entsetzen stand dort bereits Serenthia – ein spitzes Trümmerstück des Geländers in der Hand und dicht gefolgt von Mendeln.

»Ich sagte doch, ihr sollt ...«

Ohne von ihm Notiz zu nehmen, riss sie die Tür auf, und Achilios konnte nichts anderes tun, als ihr zu folgen und um ihr Leben zu bangen.

Als sie eintraten, sahen sie, dass Uldyssian mit einem weiteren Morlu kämpfte. Beide hatten die Hände um den Hals des jeweils anderen gelegt. Serenthia rang erschrocken nach Luft, dann eilte sie hinter den Morlu. Achilios erwartete, dass sie das Stück Holz

als Knüppel benutzen würde, doch sie drehte es so, dass die Spitze nach vorne wies, und zielte auf das Genick der Kreatur.

Eigentlich hätte der Versuch völlig fehlschlagen müssen oder allenfalls ein paar Kratzer verursachen dürfen. Doch Serenthia rammte das Holz mit aller Macht ins Genick des Gegners. Die Spitze flammte weiß auf, dann bohrte sie sich fast wie von selbst ins Fleisch des Morlu.

Uldyssians Widersacher löste den Griff um den Hals des Bauern und versuchte stattdessen verzweifelt, den Pflock aus seinem Genick zu ziehen.

Während er auf die Knie fiel, machte Serenthia einen Schritt nach hinten, als könnte sie selbst nicht fassen, was sie getan hatte. Uldyssian dagegen beugte sich über den Morlu, packte das herausragende Geländerstück und riss es mit solcher Gewalt herum, dass der Kopf fast abgetrennt wurde.

Der Morlu sackte in sich zusammen.

»Der Kopf ... der Kopf ist der Schlüssel«, erklärte Uldyssian. »Der Kopf ...« Er sah auf. »Lylia! Ist sie bei euch?«

»Nein«, antwortete Serenthia schnell.

»Eines der Ungeheuer suchte nach ihr«, fügte Achilios an. »Es schien hier kein Glück gehabt zu haben.«

»Ich verstehe das nicht, es sei denn ...« Er drängte sich an ihnen vorbei und rief alarmiert: »O nein, sie muss sich auf die Suche nach mir gemacht haben! Sie muss zum Arbeitszimmer gegangen sein – wo sich zuletzt *Malic* aufhielt!«

Mendeln folgte seinem Bruder und den anderen nicht, als sie losliefen, um der Edelfrau zu helfen.

Nicht dass er nicht hätte helfen wollen, aber etwas ließ ihn innehalten und noch einmal die Morlu betrachten – den soeben getöteten und den anderen im Korridor. Ein ungutes Gefühl

regte sich in ihm, als er sich jenem näherte, dem er am nächsten war. Er konnte nahezu fühlen, dass trotz der Reglosigkeit in dem abscheulichen Kadaver noch eine Funke Lebhaftigkeit steckte – kein echtes Leben, nur ein Abglanz dessen.

Ohne den Grund für sein Handeln zu kennen, brachte er eine Hand über den Rücken der Kreatur. In seinem Kopf entstanden Symbole, und diesmal hatte Mendeln eine vage Vorstellung von ihrer Bedeutung. Und wie schon zuvor wusste er genau, wie er sie auszusprechen hatte.

Während er also die Worte sprach, spürte er, wie von seiner nach unten weisenden Handfläche Kühle ausging. Darunter war schwaches Leuchten auszumachen, das an Mondlicht erinnerte.

Der Körper des Morlu zitterte plötzlich so heftig, als wollte er sich gegen alle Wahrscheinlichkeit und Logik wieder erheben. Mendeln musste sich zwingen, die Hand nicht wegzuziehen, auch wenn ihn eine innere Stimme warnte, dass sich etwas Entsetzliches anbahnte.

Der Morlu zuckte und zappelte noch heftiger, dann stieg eine kleine schwarze Wolke aus dem Leichnam auf, nicht größer als ein Apfel. Sie schwebte kurz über der Kreatur, dann strebte sie gegen Mendelns Handfläche, wo sie sich fast schlagartig auflöste.

In der Folge regte sich der Morlu nicht mehr. Es hatte den Anschein, als wäre er nun mehr in sich zusammengesunken als zuvor. Mendeln nahm bei ihm nichts Ungewöhnliches mehr wahr.

Er ging zu dem Morlu im Korridor und wiederholte das Ritual.

Schließlich warf er einen Blick über die Schulter auf den anderen Morlu, dem er mit Achilios begegnet war. Noch immer hatte er keine Erinnerung daran, wie er vom Bett auf den Gang gelangt war, und warum der Morlu dort vor seinen Füßen zusammen-

gebrochen war. Er erinnerte sich nur, dass er zu ihm gesprochen hatte, und zwar Worte, die das Gleiche bewirkten wie das eben vollzogene Ritual.

Mendeln erinnerte sich plötzlich auch daran, dass er sich nicht allein gefühlt hatte, als er dieser Kreatur gegenübergetreten war. Er hätte schwören können, dass da jemand hinter ihm gewesen war – jemand, der ihm gerade noch rechtzeitig die erforderlichen Worte zugeflüstert hatte.

Aber wer?, fragte er sich. Wer?

Dann fiel ihm ein, dass es weitere dieser Krieger geben konnte, die entweder noch auf ihren Einsatz warteten oder die für tot gehalten wurden. Für Mendeln war damit klar, er musste sich zu jedem von ihnen begeben, um das Ritual an ihnen zu vollziehen. Nur so erlangten sie die Gewissheit, dass keiner von ihnen sich je wieder erheben würde ...

Der Gedanke ließ Mendeln schaudern, dennoch folgte er seinem älteren Bruder.

Es musste das Arbeitszimmer sein. Aus irgendeinem Grund wusste Uldyssian, dass Lyliä dorthin gegangen war. Sie musste den Raum ohne zu zögern betreten haben, davon überzeugt, dass ihr Liebster und Meister Ethon sich dort befanden und unterhielten.

Malic würde sie in seine Gewalt gebracht haben, um sie als Druckmittel gegen den Sohn des Diomedes zu benutzen. Er wusste, dass Uldyssian alles tun würde, um sie zu beschützen.

Uldyssians Blut geriet plötzlich in Wallung. Wenn er ihr etwas angetan hatte ...

Die Tür zum Arbeitszimmer war geschlossen, was ihm sehr eigenartig vorkam. Immerhin rannten Bedienstete und Wachleute durch das ganze Haus und versuchten, das Geschehene zu

begreifen. Dass niemand von ihnen einen Blick ins Arbeitszimmer geworfen haben sollte, um dort nach ihrem Arbeitgeber zu suchen, verhiess nichts Gutes, da es nach einer Manipulation durch den Kleriker roch.

Seine Gedanken überschlugen sich, als Uldyssian sich gegen die Doppeltür warf. Ein Türflügel wurde von der Wucht des Aufpralls aus den Angeln gerissen. Uldyssian stürzte der Länge nach auf den Boden, hatte sich aber gleich wieder aufgerappelt und versuchte, seine Umgebung so schnell wie möglich in sich aufzunehmen.

»Malic!«, brüllte er und rechnete mit dem Schlimmsten. »Das betrifft nur dich und m...«

Abrupt brach Uldyssian ab. Mitten im Raum befand sich ein weiterer Morlu, dessen Kopf sauber vom Rumpf abgetrennt worden war. Auf der Brust befand sich ein dunkler, verbrannter Fleck. Der Schädel, der noch in seinem Helm steckte, schien wütend zur Decke zu starren.

Doch das war nichts im Vergleich zu dem Anblick, der sich ihnen ein Stück dahinter bot. Dort lag noch ein Toter, der säuberlich gehäutet worden war. Blut war aus tausend aufgerissenen Adern und Arterien geströmt. Der Körper war groß und athletisch gebaut – was man anhand von Muskeln und Sehnen noch errahnen konnte –, und trotz des Häutens immer noch bekleidet.

Es war der Leichnam von Malic, dem Hohepriester des Ordens von Mefis.

SIEBZEHN

Malics monströse Klaue war unterhalb der Kehle gegen die Brust gepresst. Die dämonische Gliedmaße zuckte zweimal, als sei sie trotz des erbärmlichen Zustande ihres Wirtskörpers noch nicht ganz tot.

Ein Stück hinter diesem grausigen Anblick stand Lylia und musterte Uldyssian bebend. »Mein Liebster!«, rief sie, lief zu ihm und schlang die Arme um ihn. Sie roch nach Lavendel und anderen Blumen, was in einem krassen Gegensatz zu der blutigen Szene stand. Uldyssian atmete tief durch und wünschte, alles wäre nur ein schrecklicher Albtraum.

Leider war nichts davon nur Einbildung, sondern grausige Realität. Er löste sich von der blonden Frau und sah den Kleriker an. »Lylia, was ist hier geschehen?«

»Es war ... es war zum Teil Glück, zum Teil die Gabe, die du in mir geweckt hast. Ich bemerkte, dass du das Bett verlassen hastest, und auf der Suche nach dir kam ich hier entlang. Ich glaubte, ich hätte etwas gehört, darum klopfte ich an.« Sie schauderte sichtlich. »Ich hörte Ethons Stimme, und als ich eintrat, stand der Kaufmann da und erwartete mich ...« Die Edelfrau drückte ihr Gesicht an seine Brust. »Oh, Uldyssian, lass mich das nicht alles noch einmal durchmachen!«

»Atme einfach tief durch. Wir müssen es erfahren, weil irgendetwas davon sehr wichtig sein könnte, auch wenn es dir selbst vielleicht gar nicht bewusst ist.«

Mendeln ging an den anderen vorbei und kniete neben dem Morlu nieder. Zwar ärgerte sich Uldyssian ein wenig über seinen

Bruder, dass der von einer solch morbiden Faszination erfüllt war, doch für den Augenblick wollte er es einfach ignorieren.

»Ich ... ich werde es versuchen.« Lylia riss sich zusammen. »Ich trat ein, aber die Tür ... sie fiel direkt hinter mir ins Schloss. Ich wich davon zurück, und dann sah ich dieses Abscheuliche dort ...« Sie zeigte auf Malics Diener. »Mir fiel auf, dass das Fenster völlig zerschmettert worden war. Ethon lachte plötzlich, und seine Stimme veränderte sich, wurde zu der des Hohepriesters. Und dann ... dann ... oh, Uldyssian, er trug die Haut des armen Ethon an seinem Leib!«

»Ich weiß, Lylia, ich weiß. Cedric und einer der Diener haben das gleiche Schicksal erleiden müssen.«

»Der Junge auch? Wie schrecklich!«

Er zog sie an sich. »Was dann?«

Die Edelfrau riss sich wieder zusammen und fuhr fort: »Malic ... er wollte nach mir greifen mit ... damit! Ich habe noch nie eine solche Hand gesehen! Ich hatte Angst, er könnte mit mir das Gleiche machen wie mit dem armen Ethon. Ich fand die Kraft, mich ihm entgegenzuwerfen und ihm die Klaue auf seine Brust zu drücken!«

Mendeln wechselte von dem Morlu zum Leichnam des Klerikers. »Und das hat dies hier bewirkt?«, fragte er. »So schnell? Und gegen seinen Willen?«

»Es war, als würde jemand ein Tuch wegziehen, um eine neue Statue zu enthüllen! Ich werde diesen Anblick *niemals* vergessen! Er hatte nicht mal Zeit zum Schreien, von Überlegen ganz zu schweigen ...«

Uldyssian begrüßte die Gerechtigkeit, die hier am Werk gewesen war. Er hoffte, Malic hatte mindestens sosehr gelitten wie eines seiner Opfer, vor allem der junge Cedric.

»Und der Morlu?«, wollte sein Bruder wissen, der sich neugierig umsah und nicht länger auch nur einen Funken Abscheu vor dem zeigte, was er hier zu sehen bekommen hatte. »Ist *das* auch Euer Werk?«

Ihre Miene verhärtete sich. »Diese Bestie stürmte auf mich los, kaum dass ihr Meister gestorben war! Ich weiß nicht mehr genau, was ich tat, aber ich bewegte meine Hand, als würde ich etwas schneiden ... Ihr seht ja, was passiert ist.«

Uldyssian verstand genau, was passiert war. Der Druck der Situation hatte in ihr die Kraft so geweckt, wie es bei ihm der Fall gewesen war. Ihr Überlebensinstinkt hatte die Kontrolle übernommen, und ihr Handeln war der einzig mögliche Ausweg gewesen.

»Seine Brust ist ebenfalls verbrannt«, stellte Mendeln fest. »Sehr tief, wie ich anfügen möchte.«

»Es muss gleichzeitig geschehen sein. Ich erinnere mich nicht. Ich *will* mich auch nicht erinnern.«

Draußen kam Lärm auf. Uldyssian drückte Lylija fester an sich. »Das reicht jetzt«, sagte er zu seinem Bruder. »Wir können alle von Glück reden, dass wir überlebt haben ...«

Mendeln nickte. »Hast du noch gegen andere gekämpft, Uldyssian?«

»Draußen sind noch zwei. Einer ist tief im Boden vergraben, der andere liegt an der Mauer, sein Kopf ein Stück dahinter.«

Wieder nickte der jüngere Bruder, dann verließ er abrupt das Zimmer. Uldyssian sah ihm verwundert nach, da er nicht verstand, was an seinen Worten für Mendeln so wichtig gewesen sein sollte.

Auf einmal stand ein Wachmann in der Tür und starrte auf den toten Kleriker. »Meister Ethon? Wo ist er?«

»Meister Ethon ist tot, wie auch sein Sohn«, erklärte Uldyssian. »Die Leichen wurden irgendwo versteckt. Sie sehen aus wie ... wie dieser Tote dort«, fügte er hinzu und wies auf Malic.

»Bei meiner Seele! Meister Uldyssian, was ist hier passiert?«

Sie hatten keine Zeit, die ganze Geschichte zu erzählen. »Etwas Böses ist geschehen. Sorgen wir für Ordnung und beten wir, dass wir den Kaufmann und seinen Sohn finden, damit wir sie wenigstens würdig bestatten können. Ich fürchte, Meister Ethon werden wir irgendwo außerhalb der Stadt suchen müssen ...«

Ein weiterer Wachmann kam dazu. Die beiden sahen sich kurz an, dann ging der zweite Mann fort. »Ich werde hier Wache halten«, erklärte der andere. »Die Neuigkeit wird sich verbreiten.« Seine Miene verriet seinen Verzweiflung. »Meister Uldyssian ... könnt Ihr denn gar nichts für sie tun?«

Uldyssian benötigte einen Augenblick, ehe er verstand, was der Mann meinte. »Nein ... nein, nichts.« Er schluckte, weil ihm der bloße Gedanke zusetzte. »Es tut mir leid.«

Der Wachmann nickte ernst, dann bezog er im Korridor Posten.

Achilios legte Uldyssian eine Hand auf die Schulter. »Es wäre gut, wenn wir von hier fortgingen.«

»Es wäre gut, wenn wir Partha ganz hinter uns ließen«, gab Uldyssian zurück. Seine Befürchtungen hatten sich bewahrheitet. Freunde und andere unschuldige Menschen hatten auf grausame Weise ihr Leben verloren, nur weil er sich hier aufhielt. »Und zwar so bald wie möglich ...«

Es dauerte nicht lange, um die Überreste von Ethons Sohn zu finden. Cedric lag in seinem Bett, und die meisten Leute akzeptierten die von Uldyssian gemachte Erklärung, der Junge sei im Schlaf gestorben. Etwas anderes *wollte* sich auch niemand vor-

stellen.

Die Leichen der Morlu und des Hohepriesters wurden ohne Aufsehen verbrannt. Niemand zog es in Erwägung, die Triune davon in Kenntnis zu setzen, auch wenn jeder insgeheim damit rechnete, dass man früher oder später jemanden entsenden würde, um den Verbleib des Klerikers zu untersuchen. Das war aber eine Sache, mit der sich im Moment – und am liebsten für alle Zeit – niemand beschäftigen wollte.

Den Gebräuchen in Partha entsprechend wurde Cedrics Leichnam mit allen Ehren verbrannt. Die Asche kam am Tag nach der Tragödie ins Mausoleum der Familie. Während der Zeremonie sprach niemand ein Wort, aber fast alle Einwohner waren anwesend, um zu trauern.

Erst zwei Tage später wurde der Leichnam von Meister Ethon entdeckt. Die Morlu hatten ihn gut versteckt, und wäre Achilios nicht auf eine Ansammlung von Aasfressern aufmerksam geworden, hätte wohl nichts mehr, was sich zu verbrennen lohnte, von dem Mann geborgen werden können. So aber fand Ethons Asche ihren Platz neben der seines Sohnes und seiner Frau, und noch Tage später trugen die Trauernden eine dunkelblaue Schärpe über der Brust, die das kehjanische Symbol zu Ehren eines großen Mannes war.

Uldyssian wollte eigentlich unverzüglich die Stadt verlassen, um nicht noch mehr Unheil anzuziehen – doch dauernd kam irgendetwas dazwischen, das seine Aufmerksamkeit erforderte. Zuerst ging es um Cedrics Beisetzung, und danach musste er mit all jenen reden, die sich trostsuchend an ihn wandten. Kaum war das abgeschlossen, wurde Ethons Leichnam gefunden, und damit begann alles noch einmal von vorne. Jeder wollte von Uldyssian Trost zugesprochen bekommen und Führung erhalten – und das,

obwohl sich Uldyssian selbst immer noch für nicht für mehr als einen einfachen Bauern hielt.

Sonderbar war, dass mit einem Mal eine weitere Inspiration in Erscheinung trat, die den Parthanern dabei half, mit dem Verlust ihres geliebten Führers zurechtzukommen: Mendeln.

Als eine Handvoll Leute zum Haus kamen, um mit Uldyssian zu reden – der seinerseits das Haus verlassen hatte, um mit anderen Bürger der Stadt Gespräche zu führen –, kam Mendeln auf die Idee, sich dieser Leute anstelle seines Bruders anzunehmen. Seine Botschaft war von ungewöhnlicher Natur, und als Uldyssian sie zum ersten Mal hörte, war er zutiefst besorgt. Doch diejenigen, die die Worte zu hören bekommen hatten, schöpften daraus tatsächlich die Kraft, mit diesem dunklen Kapitel ihres Lebens abzuschließen.

Mendeln erzählte ihnen vom Tod, aber nicht dem Tod als endgültigem Aus, sondern nur als einer neuen Erfahrung. Meister Ethon und sein Sohn lagen demnach nicht einfach nur im kalten Mausoleum, sondern existierten nun auf einer anderen Ebene. Sie hatten die Entbehrungen menschlicher Existenz hinter sich gelassen und standen nun vor neuen, aufregenden Herausforderungen. Der Tod war nichts, was man fürchten musste, beharrte Uldyssians Bruder, sondern vielmehr etwas, das es galt, besser zu verstehen.

Niemand war über diese Vorstellungen überraschter als Mendeln selbst. Als er gefragt wurde, konnte er nicht erklären, wann ihm diese Ideen gekommen waren. Es war einfach geschehen.

Die Einwohner von Partha wussten nichts von Uldyssians Absicht, die Stadt zu verlassen. Und so sollte es nach seinem Willen auch sein. Er fürchtete Unruhen, dass viele von ihnen einfach ihr bisheriges Leben hinter sich lassen und ihm folgen würden, wenn

sie dahinterkamen. Lylia schien genau das für eine gute Idee zu halten, aber es hatte schon genug Schwierigkeiten gegeben. Uldyssian wollte die große Stadt ohne weitere Verluste erreichen. Dort, so sagte er sich, würde alles anders sein. Von so vielen Menschen umgeben, wäre mit keinem Angriff auf ihn mehr zu rechnen.

Natürlich war das eine Selbsttäuschung, doch er zog es vor, an sie zu glauben.

Zu seiner Überraschung musste er jedoch feststellen, dass die Gruppe seiner Begleiter viel kleiner sein würde, als erwartet. Diese Neuigkeit erfuhr er von Achilios, und sie war die Folge einer überraschenden Entwicklung.

Zwei Tage sollte es noch bis zu ihrer heimlichen Abreise dauern. Lylia bedrängte ihn immer wieder, er solle sich nicht davonschleichen. Wenn ihm jemand folgen wollte – so die Edelfrau –, war das denn nicht das, was ihm entgegenkam? Wollte er nicht in Kehjan einen Beweis für das erbringen, was er zu bieten hatte? Was wäre dann wohl besser geeignet als eine Schar von Zeugen, von denen einige sogar eigene Fähigkeiten demonstrieren konnten, selbst wenn sie noch recht schwach ausgebildet waren?

Anstatt mit der Frau zu streiten, die er liebte, war er lieber wieder bei Dunkelheit in der Stadt spazieren gegangen. Er achtete darauf, immer nur belebte Straßen zu benutzen, damit sich ein Angriff wie der letzte nicht wiederholen konnte. Zwar glaubte er kaum, dass sich noch weitere von Malics Kreaturen hier aufhielten, aber ganz ausschließen konnte er die Möglichkeit nicht.

Allen Vorkehrungen zum Trotz merkte er plötzlich, dass ihm jemand folgte. Erst als er sich hinter einer Hausecke versteckte und abwartete, fand er heraus, dass es sich um den Bogenschützen handelte.

»Hallo«, rief Achilios ihm viel zu laut zu. »Ich bin kein Morlu, das schwöre ich dir!«

»Du wusstest, dass ich dich hören und auf dich warten würde«, gab Uldyssian zurück. »Sonst hätte ich von dir nämlich keinen Laut gehört und dich auch nicht bemerkt.«

Sein Freund grinste. »Stimmt. So gut bin ich.«

»Was willst du?«

Sofort wurde er ernst. »Ich wollte mit dir reden, allerdings unter vier Augen. Anders erscheint mir das nicht möglich. Ich entschuldige mich, wenn es verkehrt ist.«

»Du kannst mit mir über alles reden, Achilios. Das weißt du.«

»Auch über ... Serenthia?«

So wie Uldyssian hatte auch der Jäger bei Cyrus' Tochter immer die Kurzform ihres Namens benutzt. Dass er es jetzt anders handhabte, ließ den Bauern hellhörig werden. »*Serenthia?*«

Der andere Mann räusperte sich. Noch nie hatte Uldyssian Achilios so verlegen erlebt. »Sie hat es so lieber.«

»Was willst du?«

»Uldyssian ... was zwischen dir und Lylia ist ... bleibt das so stark?«

Jetzt begann die Unterhaltung eine Richtung zu nehmen, die einen Sinn ergab. »So stark wie die Frühlingsströme. So stark wie ein tosender Fluss.«

»Zwischen dir und Serenthia ist ... nichts?«

»Sie ist für mich wie eine geliebte Schwester«, erklärte der Bauer.

Achilios brachte ein flüchtiges Grinsen zustande. »Aber sie ist weit mehr für mich. Das weißt du.«

»Das wusste ich schon immer.«

Daraufhin begann der Bogenschütze zu lachen. »Ja, ich bin

wohl ziemlich leicht zu durchschauen gewesen, außer vielleicht für sie.«

»Sie wusste es.« Dessen war sich Uldyssian völlig sicher. Serenthia war nicht mit Blindheit geschlagen, wenn es um den liebeskranken Achilios ging. »Und jetzt sag mir, um was es eigentlich geht. Wir haben nicht die ganze Nacht Zeit.«

»Uldyssian ... Serenthia möchte hierbleiben, wenn du abreist. Und ich möchte es ebenfalls.«

Dass sie bleiben wollte, traf ihn, dass Achilios bei ihr bleiben wollte, war jedoch keine wirkliche Überraschung. Uldyssian musste einsehen, dass ihn diese Neuigkeit insgeheim doch mehr erleichterte, auch wenn sie bedeutete, dass er langjährige Freunde zurücklassen musste. »Es ist vielleicht besser, wenn ihr hierbleibt. Dass Serry – Serenthia – selbst zu dieser Einsicht gekommen ist, bereitet mir keine Schwierigkeiten. Ich bin auch froh, dass du für sie da sein wirst, Achilios, aber ... aber weiß sie es auch? Und wenn ja, erwartest du, dass sich dadurch zwischen euch etwas ändert?«

Das ließ Achilios noch breiter grinsen. »Ich habe vor kurzem einen Hinweis darauf erhalten, dass sich bereits etwas geändert hat.«

Das waren noch bessere, nein sogar erfreuliche Neuigkeiten. »Dann bin ich umso glücklicher. Ich habe mir gewünscht, dass sie dich so sehen könnte, wie du bist, Achilios ... und dass ihr beide hier in Sicherheit sein werdet, freut mich ebenfalls.«

»Das ist allerdings ein Problem. Denn ich sollte dich nicht im Stich lassen. Du bist noch längst nicht außer Gefahr. Andere Malics werden es versuchen. Ich sollte an deiner Seite sein ...«

Uldyssian unterbrach ihn. »Du hast schon mehr getan, als du solltest, und das gilt auch für Serenthia und Mendeln! Ich sagte

doch schon zuvor, ich möchte euch alle weit fort von mir wissen. Du sprichst natürlich etwas Wahres aus. Es wird andere Malics geben, erst recht, solange der Primus das Sagen über die Triune hat. Und gerade dann möchte ich keinen von euch bei mir haben, wenn der nächste Malic kommt. Nicht einmal Lylia.«

»Aber sie wird dich nie verlassen.«

»Ich weiß. Trotzdem muss ich versuchen, sie zur Einsicht zu bringen. Gelingt es mir, dann pass bitte auf sie und auf Mendeln auf.«

Der Jäger streckte die Hand aus. Uldyssian ergriff sie und drückte sie fest. »Du weißt, du kannst mich um alles bitten«, murmelte Achilios. »Sogar darum, bei dir zu bleiben.«

»Du könntest mir keinen größeren Gefallen tun, als mich zu verlassen und die anderen bei dir zu behalten.«

»Was ist mit den Parthanern? Was soll ich ihnen sagen, wenn sie merken, dass du fort bist? Es wird ihnen nicht gefallen.«

Uldyssian hatte bereits seit geraumer Zeit darüber nachgedacht, aber ihm kam keine bessere Antwort in den Sinn als die, die er Achilios jetzt gab, um sie weiterzugeben. »Sag ihnen, sie sollen weiter wachsen und gedeihen.«

Es waren die Worte eines Bauern, und es war das Ehrlichste, was er ihnen hinterlassen konnte. Er hoffte nur, dass sie es auch verstanden. Und er hoffte, sie würden ihm verzeihen, dass er ihr Leben für immer verändert hatte. Für sie würde es von nun an keinen Frieden mehr geben.

Nie mehr ...

Mendeln blieb nach außen hin ruhig, aber innerlich war er über alle Maßen nervös. In den letzten Tagen waren ihm viele Erkenntnisse gekommen, doch jede von ihnen hatte zugleich tau-

send neue Fragen aufgeworfen, auf die er keine Antwort wusste. Noch immer konnte er nicht sagen, was aus ihm wurde, außer dass es etwas entschieden anderes war als das, was seinen Bruder oder einen der anderen durchströmte. Ihre Wege schienen in völlig gegensätzlicher Richtung zu verlaufen. So wie sie sich dem Leben zuwandten, widmete er sich mehr und mehr dem Tode.

Es machte ihm nichts aus, jedenfalls inzwischen nicht mehr. Tatsächlich begann sich Mendeln sogar allmählich damit anzufreunden, und einen Großteil seiner Zeit verbrachte er allein. Die Einsamkeit und die Schatten schienen ihn zu sich zu rufen. Jemand war dort, der über ihn wachte – das wusste Mendeln jetzt. Wer es war, das musste erst noch enthüllt werden. Natürlich wollte er dessen Identität herausfinden, doch er empfand es bereits als vielsagend, dass er sich vor der Antwort nicht fürchtete.

Dabei hätte er sie fürchten *sollen*.

Sein beginnendes Verständnis für diese Dinge bewirkte Veränderungen. Mendeln hatte sich stets schlichter als Uldyssian gekleidet, doch inzwischen musste er feststellen, dass er die Farben der Nacht bevorzugte. Ihm fiel auch auf, dass die Menschen ihm mit mehr Verehrung begegneten, auch wenn sie zugleich etwas verunsicherter wirkten. Jeder konnte die allmähliche Verwandlung sehen, die er durchmachte, doch die anderen verstanden noch weit weniger als er selbst, was mit ihm geschah. Am ehesten vermuteten sie, dass es mit der Gabe seines Bruders zusammenhing. In diesem Glauben hatten sie sich auch an ihn gewandt, als sie nach dem Tod ihres Führers Trost suchten. Er hatte ihnen gesagt, was ihm dazu einfiel, und zu seiner Erleichterung nahmen sich die meisten von ihnen seine Worte zu Herzen, selbst wenn sie nicht restlos verstanden, was er eigentlich meinte.

Die Schatten wurden immer häufiger seine Gefährten. Immer

länger blieb er nachts wach, und das war auch der Zeitpunkt, da Mendeln zum ersten Mal die flüsternden Stimmen hörte. Nachdem er ihnen zwei Nächte lang gelauscht hatte, fand er schließlich den nötigen Mut und versuchte, ihnen zu folgen.

Sie führten ihn geradewegs zum Friedhof.

Diesmal zögerte Mendeln nicht, ihn zu betreten, obwohl an diesem Abend weder Mond noch Sterne am Himmel standen. Er verspürte keinerlei Angst, denn vor ihm lag nicht jener mysteriöse Ort aus seiner Vision, sondern lediglich die letzte Ruhestätte der Bürger dieser Stadt. Es war ein Hort des Friedens, der geflüsterten Gedanken und der ewigen Träume.

Doch da war noch etwas anderes, etwas viel Älteres – genau im Zentrum. Die Quelle der flüsternden Stimmen, die ihn weiter vorwärts zog.

Mendeln war nicht entgangen, wie gut in letzter Zeit seine Nachtsicht geworden war. Er hatte das Gefühl, in der Dunkelheit fast so gut wie bei Tag zu sehen. Nicht einmal Achilios hätte es mit ihm aufnehmen können.

Er näherte sich dem Bereich, den er für den Ursprung der Lokung hielt. Hier war das Flüstern deutlicher zu hören. Es kam zum größten Teil aus den Gräbern der Toten, die über ihr Leben plauderten, als würde es wie gewohnt weitergehen.

»Ich muss die Bohnen aufsetzen, und das Brot muss in den Ofen. Die Hemden der Kinder müssen genäht werden ...«

»Diese Stute wird ein feines Fohlen zur Welt bringen, o ja. Und wenn es alt genug ist, kann ich es an Meister Linius verkaufen ...«

»Vater sagt, ich soll nicht am Fluss spielen, aber er glitzert so schön, und die Fische tanzen im Wasser. Ich werde hingehen und ein bisschen zusehen. Ich werde auch aufpassen ...«

So redeten sie unablässig weiter. Wenn Mendeln die Augen zusammenkniff, kam es ihm sogar so vor, als könnte er vage Umrisse auf den Gräbern sehen, Konturen jener Menschen, die immerzu wisperten.

Sosehr ihn das alles faszinierte, war es aber nicht der Grund, weshalb er jetzt hier war. Vielmehr hatte es damit zu tun, was im *Herzen* dieses Friedhofs verborgen lag. Als Uldyssians Bruder das erste Mal hinsah, entdeckte er nichts weiter als einen alten Stein mit verwitterter Inschrift und von Grünzeug überwuchert.

Er beugte sich vor und stellte enttäuscht fest, dass es Zeichen einer alten, aber leserlichen Schrift waren – aber nicht jene uralten Symbole, auf die er gehofft hatte. Mendeln wäre fast wieder gegangen, doch plötzlich fiel ihm etwas ein, was seinen aktuellen Standort anging.

Er befand sich genau an jener Stelle, an der in seiner Vision die riesige geflügelte Statue gestanden hatte.

Diese Erkenntnis veranlasste ihn, sich den Grabstein noch einmal näher zu ansehen. Behutsam strich er über die Stelle, an der der Name in den Stein gehauen war ...

... als ihm plötzlich etwas Gewaltiges einen Stoß versetzte, der ihn ein ganzes Stück nach hinten schleuderte. Mendeln prallte gegen einen anderen Grabstein, und das Bild vor seinen Augen verschwamm.

Plötzlich ragte eine riesige, verwaschene Gestalt über dem Stein auf. Es war nichts annähernd Menschliches, schien aber auch nicht dämonischer Natur zu sein. Schatten und das Licht der Sterne – das nicht vom Himmel, sondern von anderswo herührte – verliehen dem Form, was *sichtbar* war. Was Mendeln für ein spitz zulaufendes Maul wie bei einem Reptil hielt, drehte sich in seine Richtung.

»Du musst bei ihm bleiben«, sagte es. »Der Bruder enthüllt das Geheimnis der Schwester, und sie wird ihn dafür töten ...«

Schließlich konnte Mendeln wieder klar sehen – die Gestalt war verschwunden. Alles war wieder so wie in dem Moment, bevor er den Stein berührte.

Doch etwas sagte ihm, dass es nicht der Grabstein selbst war, der dieses ... was immer es gewesen sein mochte ... ausgelöst hatte. Nein, die wahre Quelle lag *unter* jenem Grab dort verborgen. Der Stein hatte lediglich als eine Art Vermittler fungiert.

Aber was hatte das zu bedeuten? Mendeln ließ sich die Worte durch den Kopf gehen. *Du musst bei ihm bleiben ... Der Bruder enthüllt das Geheimnis der Schwester, und sie wird ihn dafür töten ...*

»Der Bruder? Die Schwester?« Das ergab keinen Sinn, abgesehen von der Tatsache, dass die Schattenkreatur gewarnt hatte, ein Konflikt zwischen diesen beiden werde zum Tod führen. Sonderbar war daran, dass dieser angekündigte »Tod« Mendeln mehr zu schaffen machte als jeder andere in der letzten Zeit. Er hatte das Gefühl, dass noch viel schrecklichere Dinge in Gang kamen.

Du musst bei ihm bleiben ...

Mendeln sprang auf. Das war der Schlüssel! Die Warnung konnte sich nur auf eine Person beziehen, und an wen sollte Mendeln dabei wohl zuerst denken, wenn nicht an seinen Bruder?

»Uldyssian!« Fluchtartig verließ er den Friedhof. Was immer mit der Botschaft gemeint sein mochte, es würde bald geschehen, sehr bald!

Wenn es nicht schon längst passiert *war* ...

Jetzt, im Dunkel der Nacht, war die Kathedrale ein strahlendes

Leuchtfener, das jeden willkommen hieß. Und auch so spät noch war stets jemand zugegen, um verirrte Seelen oder Pilger zu empfangen. Der Prophet hatte es so bestimmt und damit erklärt, dass die Errettung der Massen nicht einfach unterbrochen werden durfte, nur weil die Nacht hereingebrochen war. Der Prophet war auch in diesen Stunden noch aktiv. Inarius benötigte keinen Schlaf. Und auch wenn er es geleugnet hätte, wurde der Engel allmählich ungeduldig. Nicht in der Lage, sich in voller Pracht zu den Sterblichen zu begeben oder gar zum Flug anzusetzen, schritt er stattdessen durch das spiralförmige Bauwerk und tauchte oft an Orten auf, wo seine Anhänger am wenigsten mit ihm rechneten.

In dieser Nacht stand der strahlende junge Mann auf dem höchsten der Türme, von dem aus man die Landschaft über viele Meilen hinweg bewundern konnte. Hier kam er dem, was einem Flug hoch am Himmel noch am ähnlichsten war, am nächsten.

Inarius hatte keine Angst, dennoch war er vorsichtig. Das Spiel, in dem er gegen Lucion antrat, erforderte von beiden Seiten Taktgefühl, um keinen Aufruhr zu erzeugen und um nicht die Existenz des Sanktuariums vor seinen Brüdern zu enthüllen.

Er fühlte sich mehr als ausreichend gewappnet, um es mit dem Dämon aufzunehmen, auch wenn Lucion alle Macht der Brennenden Höllen hinter sich hatte. Doch diese Welt war die Schöpfung von *Inarius*. Niemand konnte sie ihm streitig machen ... der Dämon nicht, *sie* nicht, und schon gar nicht ein schlichter Bauer, dessen Leben im Vergleich zu seinem eigenen kaum länger währte als ein Lidschlag.

Und das würden sie bald schmerzlich erfahren.

ACHTZEHN

Uldyssian hörte die Rufe genau in dem Moment, als er seinen ganzen Mut zusammennahm, um Lylia zu erklären, sie müsse unter allen Umständen hierbleiben, ganz egal, was sie lieber tun wollte.

An diesem Abend hatte er schon zweimal dazu ansetzen wollen, und beide Male war es ihm misslungen. Stattdessen hatten sie sich geliebt, was seine Sorgen aber kaum hatte lindern können. Jetzt war er wieder bei Kräften, und er wollte kein drittes Mal versagen. Aber just in dem Augenblick schallte die Stimme seines Bruders durch Meister Ethons Haus.

Die Menschen von Partha schienen es inzwischen als Uldyssians Heim zu betrachten, dabei wollte er es nur noch für ein paar Tage nutzen ... und selbst das mit großen Schuldgefühlen. Wenn er gegangen war, sollten Lylia und die anderen noch so lange hier ausharren, bis sie Klarheit gewonnen hatten, was sie mit ihrem Leben anfangen wollten.

Unglücklicherweise schien es so, als wollte Mendeln auf der Stelle mit ihm darüber diskutieren. Uldyssian stieg aus dem Bett, um zu erfahren, was es so Dringendes gab.

»Bleib nicht zu lange weg«, meinte Lylia leise und in verführerischem Tonfall.

Er nickte knapp, kleidete sich an und verließ das Zimmer, wobei er fast mit seinem Bruder zusammengeprallt wäre.

»Uldyssian! Ein Glück! Ich hatte schon das Schlimmste befürchtet!«

Mendelns Anspannung wirkte ansteckend auf ihn. »Was ist los?

Sind es Friedenswahrer? Oder die Morlu? Die Inquisitoren der Kathedrale ...?»

»Nein, nein!« Mendeln musterte ihn von oben bis unten. »Geht es dir gut?«

»Ja, mir geht es gut.« Er hatte nicht vor, ausgerechnet jetzt über seine Absichten zu sprechen. Sein jüngerer Bruder konnte davon auch noch später in Kenntnis gesetzt werden. »Was ist denn überhaupt los?«

»Ich fürchtete ... ich dachte ...«

»Was denn?«

Verärgert schüttelte Mendeln den Kopf. »Nichts. Es war ein Albtraum, Uldyssian. Nur ein dummer Albtraum ...« Er schaute an seinem Bruder vorbei, und Uldyssian wurde klar, dass er durch die offene Tür die unbedeckte Lylia im Bett liegen sehen konnte. »Es tut mir leid, verzeih mir ... ich weiß nicht, was ich mir gedacht habe.«

Nachdenklich meinte Uldyssian: »Du bist Tag und Nacht wach, Mendeln. Das ist nicht gut für dich. Du hast mir sehr dabei geholfen, die Menschen von Partha nach dem Mord an Meister Ethon zu beruhigen. Ich glaube, du musst dich einfach mal eine Weile ausruhen.«

Unsicherheit schwang in der Stimme des jüngeren Bruders, als er erwiderte: »Ja, vielleicht ...« Neuerlich wanderte sein Blick an Uldyssian vorbei. »Verzeih, dass ich dich gestört habe.«

Ehe Uldyssian darauf etwas entgegnen konnte, hatte Mendeln bereits kehrtgemacht und eilte zu seiner eigenen Unterkunft.

Uldyssian schloss die Tür und kehrte zum Bett zurück. Lylia lächelte ihn matt an, als er sich zu ihr legte. »Ist mit deinem Bruder alles in Ordnung?«

»Er hat sich bloß verausgabt.«

Die blonde Frau strich über seine Brust und spielte mit den Haaren darauf. »Du auch?«

»Keineswegs«, lachte er und zog sie in seine Arme. »Und ich werde es dir gern beweisen.«

Drei Stunden vergingen, drei Stunden, in denen er wieder genüsslich von Lylia gekostet hatte. Drei Stunden, die sie Seite an Seite dagelegen hatten.

Und nun, etwas mehr als drei Stunden später, war Uldyssian damit beschäftigt, sein Pferd zu satteln. Es war die einzige Lösung. So würde er nicht weiter nachdenken, nichts weiter erklären müssen ...

Nachdem er sich sicher sein konnte, dass die Edelfrau schlief, war er vorsichtig aufgestanden und hatte sich angezogen. Mit so leisen Schritten, dass Achilios stolz auf ihn gewesen wäre, verließ Uldyssian das Quartier und schlich durch das Haus. Wenn er einem der Wachmänner begegnete – die ihm alle geschworen hatten, auf ihn genauso aufzupassen wie auf ihren vorherigen Herrn –, bekam keiner es mit, dass er sich an ihnen vorbeistahl. Ihnen war nichts vorzuwerfen, denn es schien, als arbeite Uldyssians Gabe wieder ohne Schwierigkeiten, denn sobald er sich wünschte, sie sollten in die andere Richtung schauen, taten sie es prompt.

Als Uldyssian durch die Straßen ritt und schließlich Partha verließ, fühlte er eine fast übermächtige Schuld. Die Menschen dort begannen gerade erst zu verstehen, was mit ihnen geschah. Der Sohn des Diomedes verstand sie besser als jeder andere, zudem war er auch für ihre Verwandlung verantwortlich. Das alles verlangte eigentlich nach seiner sofortigen Rückkehr in die Stadt, damit er seiner Verantwortung den Menschen gegenüber gerecht wurde und nachkam.

Doch was noch viel schwerer auf ihm lastete, das waren die Toten. Möglicherweise beging er einen schrecklichen Fehler, indem er beschloss, Partha zu verlassen und allein nach Kehjan zu reisen. Dennoch ...

Uldyssian schüttelte den Kopf und ritt weiter. Er konnte es sich nicht leisten, über noch mehr Einwände gegen seine Entscheidung nachzudenken.

Die Bäume umgaben ihn wie schweigsame Wächter. Die Nacht erschien ihm schwärzer als gewohnt. Uldyssian wollte sein Pferd zu einem etwas höheren Tempo antreiben, doch es setzte so zögerlich einen Huf vor den anderen, als fürchtete es, etwas könnte in den Schatten lauern.

Der Weg verlief um eine Reihe flacher Hügel herum. Es gab eine Straße von Partha nach Kehjan, die von mehr Reisenden benutzt wurde, doch Uldyssian wollte es keinem leicht machen, ihm zu folgen. Von Achilios abgesehen, der seine abrupte Abreise verstehen würde, gab es wohl nur ein paar andere, die in der Lage sein würden, seiner Fährte zu folgen. Außerdem bedeutete dieser entlegene Weg auch, dass er unterwegs auf weniger Reisende traf, die von der Begegnung mit ihm berichten konnten.

Seine Habseligkeiten waren spärlich und bestanden in erster Linie aus seiner Kleidung, die er auf den Rücken gebunden hatte, einem ramponierten, aber durchaus noch brauchbaren Schwert sowie ein wenig Proviant, den er beim Verlassen des Hauses an sich genommen hatte. Seine spontane Abreise hatte ihm nur wenig Zeit für Vorbereitungen gelassen. Er führte einen Wasserbeutel mit sich – bei den Ställen aufgefüllt –, ging aber davon aus, dass er irgendwo unterwegs noch eine Quelle fand.

Der Gedanke an das Wasser löste bei Uldyssian einen plötzlichen Durst aus, und er nahm den Beutel vom Sattel und begann

zu trinken. Es schmeckte leicht abgestanden, schien aber genießbar.

Während er den letzten Schluck die Kehle hinunterrinnen ließ, betrachtete Uldyssian den dunklen Pfad, der vor ihm lag, und dachte über die Wegstrecke nach, die ihn erwartete. Im Osten waren das Tiefland und Kehjan, nicht weit davon entfernt begann die Dschungelregion. Wenn er der momentanen Richtung folgte, würde er in wärmere Regionen gelangen. Cyrus hatte einmal von dem plötzlichen Wandel berichtet, den man dort erleben konnte. Es war, als hätte ein spitzbübischer Geist an jenem Flecken aus einer Laune heraus der Landschaft ein anderes Aussehen verliehen, ohne nach einem erkennbaren Plan vorzugehen.

Serenthias Vater hatte ihm berichtet, wie man in der einen Sekunde noch einen dicken Mantel trug, der einen vor dem Schnee schützte ... und in der nächsten bereits in schweißtreibender Hitze nach Atem rang und sich gegen Moskitos, groß wie Vögel, zur Wehr setzen musste, die von allen Seiten angriffen.

Uldyssian hatte diesen Geschichten nie so recht Glauben schenken wollen, obwohl einige Händler den Beweis nach Seram gebracht hatten, dass diese exotische Region im Osten tatsächlich existierte. Es waren Menschen mit dunkler Haut und schmalen, länglichen Augen, die umso häufiger anzutreffen sein sollten, je weiter man in den Dschungel vordrang. Und es kursierten Gerüchte, dass es sogar Männer mit noch dunklerer Hautfarbe gab, fast so schwarz wie Kohle. Andere dagegen sollten von goldenem Erscheinungsbild sein.

In den Magierclans gab es angeblich zahlreiche Menschen, die solch fremdartigen Rassen entstammten. Es hieß auch, Kehjan sei ein regelrechter Schmelztiegel für solche Geschöpfe. Lylia war

der lebende Beweis dafür, zumal Meister Ethon gleich vermutet hatte, woher ihre Familie stammen musste.

Uldyssian wünschte, wenigstens die Edelfrau hätte ihn begleiten können, da sie Kehjan von ihnen allen am besten kannte. Doch sie war auch diejenige, die er am allerwenigsten an seiner Seite wissen wollte, falls er in Schwierigkeiten geriet. Die Sorge, ihr könnte etwas Entsetzliches zustoßen, war sein vorrangigstes Motiv für die überstürzte Flucht gewesen.

Vor seinem geistigen Auge tauchte ihr Gesicht auf. Vielleicht konnten sie eines Tages wieder zusammen sein, wenn Uldyssian überzeugt war, dass es für sie kein Risiko mehr bedeutete. Nichtsdestotrotz würde Lylia stets einen Platz in seinem Herzen und in seiner Erinnerung haben.

»Uldyssian«, hörte er plötzlich eine sanfte, zärtliche Stimme.
»Liebster ...«

Er ließ den Beutel sinken, drehte sich im Sattel um ... und wollte seinen Augen nicht trauen – aber dort kam die Edelfrau auf einem großen, dunklen Pferd angeritten, das sich seines Wissens nicht im Stall befunden hatte.

»Lyliä? Was machst du hier?«

Ihr Lächeln genügte fast, ihn alle Vorsätze vergessen zu lassen. »Ich komme natürlich mit dir.«

»Du hättest in Partha bleiben sollen«, beharrte er und versuchte, keine Schwäche erkennen zu lassen. »Es ist nur zu deinem Besten, dass ich dich und die anderen dort zurückließ.«

Sie trieb ihr unbekanntes Pferd voran. »Du kannst die anderen zurücklassen, aber nicht mich, Uldyssian. Ich habe das mit dir begonnen, und ich werde es mit dir zu Ende bringen.«

Ihre Entschlossenheit empfand er als rührend, und am liebsten hätte er sie in seine Arme geschlossen. Doch dann musste er an

Malic denken. Wenn sie ihn weiter begleitete, würde sie immer eine Zielscheibe für Männer wie den Hohepriester sein ... oder schlimmer noch: für deren Herren. Ganz gleich wie sehr er sich auch nach ihr sehnte, Uldyssian musste sich von ihr trennen.

»Nein, Lylia. Es muss für uns jetzt und hier enden. Ich will nicht, dass dir etwas zustößt oder dass du gar dein Leben verlierst.«

»Aber du hast doch gesehen, wie ich mich gegen Malic zur Wehr setzte. Bedenke doch nur, welche Kraft er besaß! Ich kann mich wehren, Liebster, vor allem gegen jene, die uns zu entzweien trachten.«

Es war ein überzeugendes Argument, zumal Uldyssian selbst mit dem Diener des Primus wesentlich mehr Mühe gehabt hatte. Dennoch wusste er aus eigener Erfahrung, dass Lylia vielleicht einfach nur Glück gehabt hatte. Bei der nächsten Begegnung mit einem todbringenden Widersacher würde sie womöglich feststellen müssen, dass sie ihm nicht gewachsen war.

Der Gedanke an die Folgen genügte für Uldyssian, um bei seinem ursprünglichen Entschluss zu bleiben. »Nein, Lylia, ich kann es mir nicht erlauben, so zu denken. Wenn dir etwas zustößen würde, wäre das für mich nicht zu ertragen! Du musst umkehren, keine Widerworte. Bleib bei den anderen und komm nicht wieder auf den Gedanken, mir zu folgen.«

Anstatt seiner Aufforderung nachzukommen, stieg die blonde Frau ab. »Ich werde nicht gehen. Ich werde dir folgen, wohin du auch reitest.«

»Lylia ...«

Sie ließ ihr Pferd achtlos stehen, als hätte sie keine Sorge, dass es weglaufen könnte. »Komm, nimm mich noch einmal in deine Arme. Küsse mich noch einmal. Beweise mir, dass du mich zu-

rücklassen kannst. Wenn dir das gelingt, werde ich es mir vielleicht noch einmal überlegen.«

Auch wenn er ahnte, dass er eine Dummheit beging, saß er ebenfalls ab. Eine Umarmung, ein Kuss, was war schon dabei? Es würde etwas sein, was er in angenehmer Erinnerung behalten konnte. Danach würde er immer noch darauf bestehen, dass sie nach Partha zurückkehrte. Ein Einlenken von seiner Seite war in dieser Sache völlig ausgeschlossen.

Doch kaum sank sie in seine Arme, kaum berührten sich ihre Lippen, fühlte Uldyssian, wie sein Wille schwach wurde. Was, wenn Lylia weiter hinter ihm herritt? Sie würde dann doch sicherlich in größerer Gefahr schweben als hier an seiner Seite. Und so, wie er seine Kraft von Tag zu Tag besser zu beherrschen lernte, sollte er doch für ihre Sicherheit sorgen können ...

Ein Schaudern überkam ihn, als der Kuss weiter anhielt. Er schloss die Augen und wich zurück, da ihn eine plötzliche Schwäche überkam und er Mühe hatte, sich auf den Beinen zu halten.

»Uldyssian! Ist dir nicht gut?«

So schnell sie geschwunden war, kehrte seine Kraft zurück. Er schüttelte den Kopf, doch als er die Augen aufschlug, sah er alles nur verschwommen. Obwohl er ein paar Mal blinzelte, trat keine Besserung ein.

»Ich glaube ... ich glaube, es ist gleich wieder vorbei«, murmelte er. Ein verschwommener Umriss, der Lylia sein musste, zeichnete sich vor ihm an. Verdutzt schaute er sie an, sah sie jetzt wieder schärfer. Etwas stimmte hier nicht. Sie wirkte verändert, fast so, als ob ...

Er konnte einen Aufschrei unterdrücken, wich aber unwillkürlich abermals vor ihr zurück. Er stolperte und rempelte sein Pferd an. Es drehte sich zu ihm um und schnaubte, und dann wich es

ebenfalls zurück, so als würde es ebenfalls etwas Fürchterliches erblicken.

»Was ist los?«, fragte Lylia besorgt. »Uldyssian, was ist mit dir?«

Er konnte es ihr nicht sagen, war sich noch immer unsicher, ob er keiner Halluzination erlag. Denn was vor ihm stand, war nicht länger die blonde Edelfrau, sondern ein ... groteskes, mit abscheulichen Schuppen überzogenes Wesen. Ein Wust feurigen Gefieders anstelle von Haaren hing vom Kopf hinab bis zu ... bis zu dem Reptilienschwanz, der in einem tückischen Haken auslief. Anstelle von Händen sah er Klauen mit vier statt fünf Krallenfingern. Die Füße wirkten wie gespaltene Hufe.

Der Körper war unbekleidet und trotz der monströsen Schuppen noch immer erstaunlich weiblich. Die üppigen Kurven übten einen fast unwiderstehlichen Reiz auf ihn aus, auch wenn das, was Uldyssian erblickte, eigentlich nur Abscheu hätte auslösen dürfen. Als er in das Gesicht schaute – mit glühenden, pupillenlosen Augäpfeln und Zähnen, die wie geschaffen waren, um Beute zu zerreißen –, erkannte er noch immer die Gesichtszüge der Frau, die er liebte.

»Ist dir nicht gut?«, fragte die Kreatur mit Lylas Stimme, wobei immer wieder eine gespaltene Zunge aus dem Schlund hervorzuckte.

Es war wie die Szene aus seinem Albtraum, und einen Moment lang betete Uldyssian, er möge das alles nur im Schlaf erleben. Doch sein Verstand sagte ihm, dass es die Realität war ... und dass er gerade die *wahre* Lylia sah, nicht nur ein Trugbild.

»Was ... was *bist* du?«

»Deine Lylia!«, erklärte sie, wobei sie verwirrt und auch ein wenig gereizt klang. »Wer oder was sollte ich sonst sein?« Wü-

tend schlug ihr Schwanz auf den Boden.

Er blickte kurz zur Schwanzspitze, dann aber sofort wieder in ihr Gesicht. Ihr war seine Reaktion nicht entgangen, und prompt nahm ihre Mienenspiel einen noch schrecklicheren Ausdruck an.

Über ihre Lippen rutschte ein Name, den sie offenbar nicht zurückhalten konnte. »*Lucion* ...«

»Lucion? Was hat er damit zu tun?«, wollte Uldyssian wissen, der den Sinn des Ganzen noch immer nicht verstand.

»Das ist offensichtlich ein Zauber des Primus! Er hat mich in das hier verwandelt!« Lylia streckte eine Hand nach ihm aus und flehte ihn an: »Nur deine Liebe kann mich noch retten!«

Er machte einen Schritt auf sie zu, doch dann hielt sein Instinkt ihn zurück. Uldyssian war nicht entgangen, dass sie ihren Schwanz so betrachtet hatte, als sei er etwas völlig Normales. Sie war in keiner Weise überrascht gewesen.

Er schüttelte den Kopf, weil er sich gegen das wehren wollte, was er langsam aber sicher zu glauben begann. Konnte es wahr sein? Nein, es musste eine andere Erklärung geben. Lylia konnte nicht ... *das da* sein!

»Uldyssian«, flehte die dämonische Kreatur. »Bitte halt mich! Deine Kälte macht mir Angst. Mein Liebster, nur du kannst mich erretten!«

»Lylia ...« Abermals setzte er einen Fuß nach vorne, doch sofort meldete sich erneut sein Gefühl und veranlasste ihn, den Fuß wieder zurückzuziehen. Uldyssian beobachtete sie aufmerksam und bemerkte winzige Details, die den Eindruck verstärkten, dass sie mit ihrer momentanen Gestalt vertraut war und sich darin sogar wohlfühlte.

Sein Pferd wurde immer nervöser, sodass Uldyssian Mühe hatte, die Zügel zu halten. Lylias Tier dagegen stand ganz ruhig

da, zu ruhig für Uldyssians Empfinden. Immerhin kannte er sich mit Tieren aus. Es hatte fast den Anschein, als sei das schwarze Pferd hypnotisiert.

Die Gedanken überschlugen sich in seinem Kopf. Vielleicht war das ja gar nicht Lyliä. Vielleicht lag sie noch im Bett und schlief, während dieser Dämon dort ihr Aussehen übernommen hatte.

Ja, das war eine denkbare Erklärung.

Er zog sein Schwert und fauchte: »Hinfort mit dir, Dämon! Ich habe schon andere deiner Art getötet. Du wirst mich mit dieser Stimme nicht täuschen!«

Die Kreatur schien verwundert zu sein. »Uldyssian, ich *bin* Lyliä! Erinnerst du dich an unsere erste Begegnung? Wie ich die Pferde bewundert habe? Weißt du noch, wie ich darauf bestand, dich zu besuchen, als man dich zu Unrecht eingesperrt hatte? Hast du denn das alles vergessen?«

Sie zählte noch ein halbes Dutzend Ereignisse mehr auf, alle so detailliert, dass jegliche Hoffnung schwand, sie könnte es vielleicht nicht sein. Sie schien wohl zu denken, dass sie ihn so wieder dazu bringen könnte, sich ihr zu nähern. Doch in Wahrheit bestätigte sie damit nur, dass Uldyssian sich mit etwas Ungeheuerlichem eingelassen hatte.

Trotz seines wachsenden Entsetzens konnte er den Blick nicht von ihr abwenden. Von ihr ging eine übernatürliche Anziehungskraft aus. Uldyssian begehrte sie so sehr, dass er sie am liebsten an sich gedrückt hätte, obwohl er nun wusste, wen er vor sich hatte. Jede ihrer Bewegungen hatte etwas Verführerisches, während sie gleichzeitig ihre Unschuld beteuerte.

Schauernd zwang er sich, den Blick abzuwenden, woraufhin er ein wütendes Zischen vernahm.

»Sieh mich an, Uldyssian!«, rief sie. »Sieh doch, was du hastest und was du wieder haben kannst ... wieder und wieder ...«

Eine innere Stimme warnte ihn, dass er verloren sei, wenn er jetzt hinsah. Er war schließlich auch nur ein Mensch, während man das von der Kreatur, mit der er das Bett geteilt hatte, wohl eindeutig nicht sagen konnte.

»Geh weg von mir, was immer du auch bist!«, forderte er sie auf, dabei schaute er an ihr vorbei. »Geh weg ... sonst werde ich mit dir machen, was anderen Dämonen vor dir widerfahren ist!«

Er erwartete eine wütende oder vielleicht auch ängstliche Reaktion, da sie sich zweifellos noch gut daran erinnern konnte, was mit den Kreaturen geschehen war, die Malic auf ihn gehetzt hatte ...

Malic! Mit einem Mal ergab auch das einen Sinn. Uldyssian hatte sich über das schnelle Ende des gewieften Klerikers gewundert, doch es war viel leichter zu erklären, wenn man wusste, dass Lylia weitaus mehr war, als es nach außen hin den Anschein hatte. Der arme Malic hatte nicht einmal geahnt, wer oder was vor ihm stand.

Unter anderen Umständen hätte Uldyssian angesichts der Ironie dieser Situation wohl lächeln müssen. Aus Lylias Richtung kam ein seltsames Geräusch, kein Zischen oder Knurren, sondern ein lautes *Gelächter*.

»Armer kleiner Uldyssian! Mein Liebster! So naiv, so leichtgläubig. Du warst einfach immer viel zu vertrauensvoll, wenn es darum ging, was ich dir sagte ...«

Fast hätte er sie auf diese Worte hin angesehen – was sie vielleicht auch bezweckte. »Was soll das heißen?«

»Hast du dich denn nie gewundert, wie schnell sich deine angeblichen Fähigkeiten entwickelt haben? Hast du dich nie gefragt,

warum im Gegensatz dazu alle anderen – außer deiner geliebten Lylia – so geringe Fortschritte zeigten?»

Das hatte er sehr wohl, und in Verbindung mit ihrem Tonfall richteten sich ihm nun entsetzt die Nackenhaare auf.

»Ja, jetzt erkennst du die Wahrheit, oder zumindest einen Teil davon. Ja, mein lieber, reizender Uldyssian. Ich habe dich bei jedem Schritt auf deinem Weg geführt! Was du bewegst, geschieht zum größten Teil meinerwegen. Ich habe das Unwetter aufziehen lassen, ich habe den Blitz gelenkt, der die meisten deiner Wünsche in Erfüllung gehen ließ ...«

Und das war noch längst nicht alles, wie ihm auf einmal klar wurde. »Und du hast einen Missionar abgeschlachtet und einen zweiten mit meinem Messer getötet!«, sprach er seinen Verdacht aus.

Seine Bemerkung brachte sie zum Kichern, ein Klang, der sich früher in seinen Ohren melodisch angehört hatte, jetzt aber nur noch Abscheu in ihm weckte.

»Es musste alles für dich vorbereitet werden, Liebster! Was waren diese Leute denn schon anderes als Schachfiguren für einen hinterhältigen Geliebten und einen Narren von einem Bruder!«

Uldyssian versuchte, das alles zu begreifen. Wenn er ihr glauben konnte, dann wusste sie sehr wohl, wer der Primus und der Prophet waren. Einer war von ihrem Blut – vorausgesetzt, es floss überhaupt Blut durch ihre Adern –, der andere hatte zu irgendeinem früheren Zeitpunkt den gleichen Zweck wie Uldyssian erfüllt.

Diese Erkenntnis ließ ihn nur noch fassungsloser werden. Sein ganzes jüngerer Dasein war nichts als eine Täuschung gewesen. Er war gar kein Mann, der übernatürliche Kräfte besaß, sondern

nur eine Marionette – *ihre* Marionette.

Doch ein kleiner Teil in ihm widersetzte sich diesem Gedanken und erinnerte ihn daran, dass die Begegnung mit Lylia hier und jetzt ganz gewiss nicht nach ihren Vorstellungen verlaufen war. Sie hatte ungewollt den Namen Lucion ausgestoßen. Aber wenn Uldyssian nur eine wehrlose Marionette war, warum dann diese Aktion? Warum hatte Lucion ihn nicht einfach vernichtet? Uldyssian konnte nur vermuten, dass er für den Primus entweder einen gewissen Wert besaß oder dass Lucion sich seiner nicht einfach entledigen konnte. Momentan bezweifelte er die zweite Möglichkeit, während erstere durchaus einen Sinn ergab, was Malics Worte mehr als einmal unterstrichen hatten.

Sollte dem so sein, dann hing es damit zusammen, dass in Uldyssian tatsächlich eine besondere Kraft heranwuchs. Warum sonst hätte Lylia – falls das wirklich der Name dieser Dämonin war – ihn auch ausgewählt?

»Ich sagte es bereits«, erklärte er schließlich und versuchte, selbstbewusst und trotzig zu klingen. »Geh jetzt, oder es wird etwas geschehen.«

Wieder kicherte sie. »Ach, mein lieber Uldyssian, wie sehr ich doch diesen kleinen starrköpfigen Zug an dir bewundere! Ich würde ja gern behaupten, dass du das von mir hast, aber es könnte auch von *ihm* kommen. Seine Seite ist auch so arrogant, so rechtschaffen!« Als er nichts erwiderte, fuhr sie fort: »Du weißt nicht einmal das, oder? Du kennst nicht einmal deine Geschichte! All das hätte ich dir nach und nach enthüllt, wenn du bereit dafür gewesen wärest. Soll ich es dir jetzt offenbaren? Wir können noch immer zusammen sein. Du kannst mich auch weiterhin umarmen, mich streicheln ...«

Uldyssian spürte, dass sein Wille brüchig wurde. Erneut wich

er vor Lylia zurück. Leider nutzte sein Pferd, das unablässig an den Zügeln gezerrt hatte, diesen Augenblick, um sich von ihm loszureißen. Uldyssian wirbelte herum und lief dem Tier nach, doch es war bereits zu weit weg. Er musste mit ansehen, wie sein Pferd in der Nacht verschwand.

»Armer Uldyssian! Aber du benötigst diese schwache Kreatur nicht mehr. Ich kann dir zeigen, wie man fliegt oder wie man sich dort materialisiert, wo man es gerade möchte! Die Nephalem werden sich wieder erheben, und diesmal werden sie ihren rechtmäßigen Platz einnehmen! *Ich* werde meinen rechtmäßigen Platz einnehmen, und wenn der Himmel und die Brennenden Höllen noch so sehr dagegen sind!«

Ihr Tonfall hatte etwas Wahnsinniges an sich, wie Uldyssian es bei ihr noch nie gehört hatte. Ohne darüber nachzudenken, beging er den Fehler, sie anzusehen.

Ihre Augen bannten seinen Blick sofort. Sie machte den Mund einen Spaltbreit auf, und ihre Zunge zuckte vor, als wolle sie irgendetwas Köstliches verschlingen.

»Als er mich verstieß und glaubte, das hätte für alle Ewigkeit Bestand, da unterschätzte er meine Entschlossenheit! Ich hatte sie alle zum Wohl der Kinder getötet. Warum sollte ich dann zulassen, dass er die Kinder für immer nach seinem herrischen Ebenbild formte? Sie waren mehr als nur entweder Dämonen oder Engel! Ich erkannte, dass sie die Zukunft sein würden, das, was diesen infernalischen Kampf einmal entscheiden kann!«

Lydia hob eine Klauenhand, und Uldyssian merkte, wie sein rechter Fuß vorwärts glitt. Mit einem einzelnen Finger winkte sie ihn näher zu sich, und gehorsam folgte der linke Fuß. Nur mit viel Mühe konnte er seine Bewegung ein wenig bremsen. Aber es war dennoch nur eine Frage der Zeit, bis er dicht vor ihr stehen

würde.

Sie war sich dessen bewusst, und sie redete weiter, als sei zwischen ihnen alles in Ordnung, als müsste er sich auch noch darüber freuen, dass er das Bett mit einem Monster geteilt hatte. »Was du als Gabe bezeichnest, Liebster, ist es tatsächlich – aber auch noch viel mehr. Du bist seine und meine Brut, so wie die ganze Menschheit! Aus Dämonen und Engeln entstanden die Nephalem, größer als alles, was je im Kosmos geschaffen wurde! Die Macht, die ich in dir weckte, die freigesetzt werden wollte, ist nichts weiter als dein *Geburtsrecht*! Dein legitimes Erbe! Er sorgte dafür, dass diese Kraft erstickt wurde, damit ihr alle wie Lämmer seiner Eitelkeit dient. Aber ich ... ich kann euch mehr geben!« Sie streckte die Hand nach ihm aus. »Viel, viel mehr ...«

»Du kannst nur eines für mich tun«, presste er hervor. »Lass mich *vergessen*, was geschehen ist.«

»Du willst das wirklich alles vergessen, mein Liebling? Du willst mich vergessen?«

Endlich gelang es ihm, stehenzubleiben. Mit vor Anstrengung verzerrtem Gesicht antwortete er: »Nichts wäre mir lieber ...«

»Tatsächlich?« Lylias Augen flammten düster auf. »Tatsächlich, mein Liebster?«

Zu seinem Entsetzen taumelte Uldyssian plötzlich mit halbsbrecherischem Tempo auf sie zu. Seine Bewegungen waren grotesk, gleichzeitig dämmerte es ihm, dass Lylia die ganze Zeit über nur mit ihm gespielt hatte. Nicht für einen Moment war er wirklich in der Lage gewesen, sich gegen ihre Macht zu behaupten. Sein »Geburtsrecht«, wie sie es bezeichnete, war nichts weiter als Lug und Trug.

Sie streckte die Arme nach ihm aus, als er sich ihr näherte, und er umarmte ihren Schuppenleib. Die Federn, die an ihrem

Rücken herabhängen, stachen ihm ins Fleisch. Ihr Körper war wie ein Glutofen, aber an den richtigen Stellen fühlte er sich sehr sanft an. Uldyssian spürte, wie sich wachsende Lust und pure Abscheu einen heftigen Kampf in ihm lieferten.

»Küss mich, und dann sag mir, wie viel du vergessen willst«, spottete Lylia.

Er konnte nicht anders als ihr gehorchen. Sein Körper reagierte mit einer Leidenschaft, die sich nicht unterdrücken ließ.

Nein!, schrie Uldyssian im Geiste, noch während Lylia ihn an sich drückte. *Nein! Ich werde nicht zu ihr zurückkehren!*

Ein stechender Schmerz in seiner Unterlippe ließ ihn zusammenzucken. Sie hatte ihn gebissen. Uldyssian merkte, wie sie sein Blut mit ihrer Zunge kostete, was ihn schaudern ließ.

Dann endlich löste sie sich von ihm. Ihre Miene sagte alles. Sie wusste, dass sich ein Teil von ihm vor ihr ekelte, während ein anderer ihr hoffnungslos verfallen war.

Die Dämonin lachte amüsiert, und dann traf ihn etwas mit höllischer Wucht, ließ ihn durch die Luft wirbeln, wie er es mit Malics Friedenswahrern getan hatte. Er schrie laut auf und rechnete damit, jeden Moment gegen einen Baum zu prallen.

Es kam einem Wunder gleich, dass er nicht einmal einen Ast streifte. Stattdessen landete er auf dem Boden, schlug dabei unsanft auf und rollte noch ein ganzes Stück weiter, bis er seinen Schwung verloren hatte. Er fühlte jeden Knochen im Leib, jeder Muskel brüllte vor Schmerz. Und als er endlich zum Liegen kam, konnte er keinen Finger mehr rühren.

Trotz der Strecke, die er durch die Luft geflogen war, nahm er sofort wieder Lylias Nähe wahr, und einen Atemzug später hatte sie sich erneut vor ihm aufgebaut.

»Der große Uldyssian, der die Welt verändern wollte! Ich

glaube, jetzt verstehst du, wie groß du in Wahrheit bist ...«

»Verdammt«, brachte er nur über die Lippen. Seine Lungen rangen um Atem.

»Immer noch widerspenstig?« Sie kniete neben ihm nieder und gewährte ihm trotz der Dunkelheit einen Blick auf ihre weiblichen Reize. »Manchmal ist das ein guter Charakterzug ...«

Er konnte sich nicht wehren, als sie ihn erneut küsste. Sie spürte sehr genau, welche Gefühle in ihm tobten, und so ließ sie den Kuss länger währen als den davor.

»Ich glaube, du wirst dich eines Besseren besinnen«, gurrte die Dämonin. »Aber zuerst musst du noch eine Lektion lernen, Liebster. Lass uns herausfinden, was du *ohne* mich bist.«

Der Wind frischte plötzlich auf und heulte wie ein Rudel Wölfe, als er über das Land hinwegfegte. Die Federn auf Lylias Kopf zuckten, als seien sie lebendig. Die Dämonin stand auf und hob die Arme. Eindeutig war sie der Grund für den abrupten Wetterumschwung.

»Ja, lass uns feststellen, was du ohne mich bist«, wiederholte sie lachend. »Lass uns sehen, wie lange dein Widerwille sich zu behaupten vermag. Nicht sehr lange, würde ich sagen. Oder was meinst du, mein Liebster?«

Uldyssian brachte alle Kraft auf, die er noch besaß, und versuchte verzweifelt, nach ihren Knöcheln zu greifen. Was er weiter getan hätte, wäre sie gestürzt, wusste er nicht. Er hatte nur das Gefühl, *irgendetwas* tun zu müssen.

Sein Versuch war so kläglich wie seine vorangegangene Arroganz. Seine Finger strichen kaum über ihre Schuppenhaut.

Lydia stand einfach nur da und verfolgte seine Anstrengungen. »Nein, jetzt noch nicht, liebster Uldyssian. Du kannst mich wieder umarmen, sobald du angemessen bestraft wurdest – natürlich

nur, falls du die Lektion überlebst.« Sie legte den Kopf schief.
»Falls ...«

Er knurrte und versuchte erneut, nach ihr zu greifen, doch der Sturm wurde heftiger und traf Uldyssian mit solcher Wucht, dass er davonrollte. Die Welt drehte sich um ihn, und er musste wieder nach Luft ringen.

So plötzlich, wie der Wind eingesetzt hatte, hörte er auch wieder auf. Stille machte sich breit, und nach einiger Zeit konnte Uldyssian wieder durchatmen. Es gelang ihm, den Kopf zu drehen, weil er sehen wollte, was die Verführerin als Nächstes mit ihm anstellen würde.

Doch Lylia – falls sie wirklich so hieß – war verschwunden.

Lass uns herausfinden, was du ohne mich bist, hatte sie sinngemäß gesagt. Und ihn schauderte, da er wusste, ihr Verschwinden bedeutete für ihn nichts Gutes. Die Dämonin hatte keinen Zweifel daran gelassen, dass Uldyssian keinerlei eigene Kräfte besaß, sondern alles nur auf ihren Manipulationen beruht hatte.

Bilder von Inquisitoren und Friedenswahrern gingen ihm durch den Kopf. Er stellte sich vor, wie im Dunkel bereits Dämonen und Morlu auf ihn warteten, deren Gier nach Blut nur von ihren Meistern gebändigt wurde. Ganz gleich, welche Konfession es auch war – der Primus und der Prophet wollten ihn wegen seines angeblichen »Geburtsrechts«, seines Erbes, in ihre Gewalt bringen. Wenn sie aber erst einmal entdeckten, dass er nur eine leere Hülle war, würden sie keine weitere Verwendung für ihn haben.

Schlimmer war für ihn aber noch, dass diejenigen, die er in diese Lage gebracht hatte, in ihm einen Mann sehen würden, der falsche Versprechungen gemacht hatte. Sie würden sich gegen ihn wenden, und seine Freunde würden erkennen, dass sie verge-

bens solche Opfer gebracht hatten.

Lass uns herausfinden, was du ohne mich bist.

Er kannte die Antwort längst: Der größte Narr war er – und ein *Verdammt*er dazu.

NEUNZEHN

Jemand rief seinen Namen. Er kannte die Stimme, konnte aber nicht antworten.

»Uldyssian!«

Er wollte winken oder etwas rufen, doch nichts von beidem gelang ihm. Sein Gehirn versuchte schleppend, sich an das Geschehene zu erinnern. Allmählich fiel ihm ein, dass Lylias wahre Natur enthüllt worden war. Dieser erschreckende Gedanke gab ihm genügend Kraft, um einen urtümlichen Schrei auszustoßen, einen erstickten Ton, der aber genügte, um den Suchenden in seine Richtung zu lotsen.

»Uldyssian? Ich weiß, du bist hier irgendwo! Wo ...«

Er erkannte endlich, dass es sich um Achilios' Stimme handelte. Der gute, treue Achilios. Er wollte den Namen des Jägers aussprechen, brachte jedoch nur ein Röcheln zustande.

»Hier! Er ist hier!« Das klang nach Serenthia. So dankbar ihn das Wissen auch machte, dass sie ebenfalls nach ihm gesucht hatte, wuchs mit einem Mal doch Uldyssians Sorge. Für Lylia würde es ein besonderes Vergnügen sein, Cyrus' Tochter zu quälen.

Zarte Hände legten sich auf Uldyssians Gesicht. Instinktiv zuckte er zurück, da er glaubte, Lylia sei zurückgekehrt. Doch diese Befürchtung wich rasch wieder, als Serenthia sagte: »Dem Himmel sei Dank, du lebst! Achilios, Mendeln, er ist hier!«

Eilige Schritte kamen näher, dann hörte er einen leisen Fluch, der dem Jäger über die Lippen gerutscht sein musste.

»Ist er verletzt?«, fragte Mendeln, der eher neugierig als be-

sorgt klang.

»Er hat ein paar Prellungen«, erwiderte Serenthia. »Aber Schnittwunden kann ich nicht entdecken. Und ich fühle auch keine Knochenbrüche.«

Eine weitere Gestalt beugte sich über den am Boden liegenden Bauern. »Er sieht so bleich aus wie der Tod«, polterte Achilios derb. »Oder noch schlimmer.«

Weitere Erinnerungsfetzen stiegen in Uldyssian auf. Plötzlich wusste er wieder, dass er um seine Freunde und um seinen Bruder gebangt hatte. Und ihm fiel auch wieder ein, wie er sich auf den Rückweg hatte machen wollen – als er plötzlich das Bewusstsein verlor. Fast so, als hätte Lylia ihm jeden Lebenswillen geraubt. Hätten die anderen nicht nach ihm gesucht, wäre er vielleicht nie wieder aufgewacht. Obwohl ... vermutlich doch, denn Lylia wollte nicht seinen Tod, sondern nur seinen Willen brechen.

»Woher ...« Er musste mühsam schlucken, dann versuchte er es noch einmal. »Woher wusstet ihr ...«

Sie reagierten so, als hätte er sie gerade aufgefordert, ein gemeinschaftliches schreckliches Verbrechen zu begehen. Alle drei gaben sich schlagartig sonderbar bestürzt. Und ihr Schweigen förderte nur Uldyssians eigenes Unbehagen.

Schließlich antwortete Mendeln: »Wir wussten, dass dein Leben in Gefahr war.«

Uldyssian musste daran denken, wie sein Bruder durch das Haus gerannt war und seinen Namen gerufen hatte. »Du wusstest es?«

»Wir *alle* wussten es.«

Der Jäger und Serenthia nickten bestätigend. »Ich hielt es zuerst für einen Albtraum«, ergriff Letztere das Wort. »Aber es war

so schrecklich, dass ich nach dir schauen musste. Dabei bemerkte ich, dass Achilios ebenfalls auf den Beinen war.«

»Und kaum waren wir uns begegnet«, ergänzte der Jäger, »kam auch schon Mendeln dazu, der darauf bestand, noch einmal mit dir zu reden.«

Der jüngere Sohn des Diomedes machte ein bedrücktes Gesicht. »Der Gedanke ließ sich einfach nicht verdrängen, Uldyssian. Ich wusste, du würdest vielleicht wütend auf mich sein, doch ich war entschlossen, dich erneut zu warnen. Allerdings stellten wir drei dann fest, dass du nicht mehr da warst ... und Lylia ebenfalls nicht.«

»Lylia!«, rief die schwarzhaarige Frau. »Die haben wir ganz vergessen! Uldyssian, war sie nicht bei dir?«

»Das war sie«, krächzte er, aber nicht wegen seiner körperlichen Verfassung, sondern wegen der abscheulichen Erinnerungen.

Trotzdem sehnte sich ein Teil von ihm weiterhin nach derjenigen, die ihn verhext hatte.

Seine Gefährten sahen sich beunruhigt um, aber Uldyssian schüttelte rasch den Kopf. »Nein ... sucht nicht ... nach ihr.« Er zwang sich, sich aufzusetzen. »Bei unserem Glück ... findet ihr sie noch!«

Er bemerkte die Verwirrung der anderen. Mit der Hilfe von Serenthia und Achilios schaffte er es, auf die Beine zu kommen. Dabei traf sich sein Blick mit dem seines Bruders. Wieder sah er Mendeln wie in jener alpträumhaften Vision und starrte ihn so eindringlich an, dass der Bruder schließlich wegschaute, als sei er irgendeines Vergehens schuldig, das Uldyssian nicht kannte.

»Uldyssian«, sagte Achilios ruhig. »Wie meinst du das? Warum sollten wir Lylia nicht finden wollen? Warum willst *du*

nicht, dass wir sie finden?«

Wären sie nicht alle längst damit konfrontiert worden, dass es Dämonen und Zauberei tatsächlich gab, hätte er es ihnen niemals sagen können. Da er sich so entsetzlich für alles schämte, was geschehen war, brauchte er auch jetzt noch eine Weile, ehe er ihnen schildern konnte, was geschehen war. Als er mit seinen Ausführungen endete, schauten sie alle so entsetzt drein, wie er sich fühlte.

»Das musst du dir eingebildet haben«, beharrte der Jäger. »So etwas kann nicht wahr sein.«

»Eine Dämonin ...«, kam es über Serenthias Lippen. »Eine *Dämonin*!«

Mendeln war der Einzige, der nach dem ersten Schock verstehend nickte. »Das erklärt einiges«, sagte er schließlich, »wenn man bedenkt, was alles passiert ist.«

Uldyssian war sich nicht so sicher, ob er die Meinung seines Bruders teilen sollte. Er wusste nur, dass er blind und taub gewesen war. Dass er sich wie ein Schoßhund von Lylia hatte herumkommandieren lassen. Menschen waren durch ihren Irrsinn ums Leben gekommen, nur weil sie eine Welt voller magischer Kreaturen erschaffen wollte.

Es sprach für die drei, dass sie ihm die Geschichte glaubten. Uldyssian hatte nichts ausgelassen, nicht einmal den Teil, als Lylia behauptete, ihre Welt werde eigentlich Sanktuarium genannt und sei von abtrünnigen Dämonen und Engeln gestaltet worden. Es war ihm wichtig, dass noch jemand außer ihm begriff, wie die Dämonin agierte. Dass sie einen wahnwitzigen Plan eronnen hatte und ihn umzusetzen versuchte. Einen Plan, der den Tempel und die Kathedrale, die beide auf irgendeine Weise mit ihr verbunden waren, gleichermaßen in Aufruhr versetzen sollte.

Damit war er wieder bei ihrer letzten Aussage angelangt. Sie hatte ihn hier sich selbst überlassen, um ihn zu bestrafen, weil er sich ihr widersetzt hatte. Und das bedeutete, dass sie alle in unmittelbarer Gefahr schwebten. »Wir müssen Partha verlassen!«, rief er. »Wir müssen um unser Leben rennen. Der Dschungel im Tiefland bietet uns wahrscheinlich die besten Chancen ...«

»Warte, Uldyssian!«, unterbrach Achilios ihn. »Wie meinst du das? Wir können nicht weglaufen. Wenn wir das tun, werden wir zu Gejagten und können wir uns nicht so verteidigen, wie es geboten wäre.«

»Achilios, all die Dinge, von denen ich glaubte, ich könnte sie tun, sind eine Lüge! Das war nur *ihr* Werk! Ausnahmslos alles!«

Der Bogenschütze schüttelte den Kopf. »Ich weiß nicht, ob ich dir das glauben soll. Es klingt nicht gerade überzeugend.«

»Und das ist es auch nicht«, beharrte Serenthia. »Uldyssian, ich habe dich beobachtet. Ich habe gefühlt, was du getan hast. Das kann nicht alles nur Lylias Werk gewesen sein. Was ich spürte, als du mich berührt hast, das warst du! Ich weiß es, Uldyssian, ich weiß es so sicher, wie ich mich selbst kenne.« Bei den letzten Worten errötete sie ein wenig.

Zwar schätzte er ihre Worte, dennoch wollte er nicht glauben, dass seine Bemühungen irgendetwas anderes waren als ein verlogenes Spektakel, von Lylia heimlich inszeniert. »Du hast nicht gesehen, wie mühelos sie mich manipulierte, wie leicht es ihr fiel, mich so zu beeinflussen, damit ich immer genau das tat, was sie wollte.«

»Uldyssian ...«

»Nein, Serry. Wenn es ihr Wunsch gewesen wäre, hätte sie auch mich hier getötet, genau hier. Du hast gesehen, in welchem Zustand ich mich befand, als ihr mich fandet ... und sogar jetzt

muss ich alles daransetzen, um mich überhaupt auf den Beinen halten zu können.«

Achilios stöhnte leise. »In dem Punkt hat er Recht. Kommt, wir müssen ihn auf eines der Pferde setzen.«

Während sich seine Freunde um ihn kümmerten, wurde dem Bauern bewusst, dass er praktisch so hilflos war wie ein Kleinkind, so sehr hatte ihn der Kampf mit der Verführerin geschwächt. Nein, Lylia hatte nicht gescherzt, als sie sagte, ohne sie sei er nichts. Die anderen würden nur eine Weile brauchen, um das zu erkennen. Unglücklicherweise blieb ihnen aber so gut wie keine Zeit mehr dafür, denn früher oder später würde Lylia jemanden schicken, der sich Uldyssian vorknöpfen sollte.

»Deine Argumente hätten viel mehr Gewicht«, meinte Mendeln, als er ihm die Zügel entgegenhielt, während Achilios Uldyssian auf den Sattel hob, »wenn sie erklären würden, woher Serenthia und Achilios wissen konnten, dass du in Gefahr bist.«

Serenthia pflichtete bei: »Ja, genau. Das klingt doch nun bestimmt nicht nach einem Trick, der ihr hilft, ihren schändlichen Plan in die Tat umzusetzen.«

»Ihr müsst alle die Wahrheit begreifen«, brummte er und riss seinem Bruder die Zügel aus der Hand. »Alles war nur ein Trick! Es war ein Spiel zwischen Dämonen und irgendwelchen anderen Geschöpfen, in dem ich die Rolle des größten Narren von allen übernommen hatte!«

Verbitterung ergriff von ihm Besitz, er ließ das Pferd angaloppieren und wählte die Richtung, in die er auch vorher schon unterwegs gewesen war. Achilios rief ihm etwas zu, doch er achtete nicht darauf. Er wollte ursprünglich fliehen, anstatt jene Menschen in Gefahr zu bringen, die ihm wichtig waren. Und jetzt war es dringender denn je geboten, diese Absicht in die Tat umzuset-

zen.

Doch hinter ihm war nur ein paar Augenblicke später Hufschlag zu hören. Fluchend trieb Uldyssian sein Pferd zum noch schnelleren Galopp an. Der Weg war tückisch, was dadurch verstärkt wurde, das er leicht abzufallen begann. Doch der Bauer scherte sich nicht darum. Sollte das Tier stolpern und ihn abwerfen, dann würde er womöglich so sein Ende finden! Es wäre wohl die beste Lösung für sie alle. Dann musste er nicht mehr fürchten, neuerlich von irgendjemandem manipuliert zu werden, und Mendeln und die anderen wären endlich in Sicherheit. Sie waren vom Tempel und der Kathedrale zu keiner Zeit als Bedrohung oder mögliche Waffen betrachtet worden, also hatten sie ohne ihn auch nichts zu fürchten.

»Verdammt, Uldyssian!«, brüllte Achilios. »Halt an!«

Dass die Stimme den Jägers so nah klang, erschreckte ihn. Er sah über die Schulter und stellte fest, dass Achilios kaum eine Pferdelänge hinter ihm war. Ein deutliches Stück dahinter waren die undeutlichen Konturen von Mendeln und Serenthia zu sehen, die sich ein Pferd teilten.

»Kehr zurück nach Partha!«, brüllte Uldyssian dem Bogenschützen zu. »Nimm die beiden mit. Ich will nicht, dass noch mehr Menschen sterben müssen. Von mir selbst mal abgesehen.«

»Rede keinen Unsinn, Uldyssian! Du weißt, dass keiner von uns dich allein lassen würde, erst recht nicht jetzt, nachdem wir wissen, wer Lylia war und was sie getan hat.«

Die anderen beiden waren nicht mehr zu sehen. Uldyssian spähte nach vorne und machte eine Weggabelung aus. Der nach links führende Pfad verengte sich nach einem kurzen Stück so sehr, dass Achilios ihn dort nicht mehr überholen konnte.

Uldyssian dirigierte sein Pferd nach links und ritt weiter. Das

Terrain war so überwuchert und uneben, dass das Tier fast gestolpert wäre. Seit Jahren hatte diesen Weg kaum noch jemand benutzt, doch das war Uldyssian egal. Er wollte nur, dass Achilios und die anderen langsamer wurden oder sogar anhalten mussten.

Achilios' Stimme wurde lauter, als der Jäger einen Fluch ausstieß, aber Uldyssian sah sich nicht um, sondern konzentrierte sich ganz auf den vor ihm liegenden Weg. Das Hufgetrappel hinter ihm wurde leiser. Offenbar fiel sein Freund zurück.

Dann tauchten vor ihm plötzlich wie aus dem Nichts tiefhängende, dicke Äste auf, die ihm den Weg versperrten. Dem ersten konnte Uldyssian noch im letzten Augenblick ein wenig ausweichen, doch sein rechter Arm erhielt einen schmerzhaften Schlag, der ihm durch den ganzen Körper fuhr. Es war pure Willenskraft, die verhinderte, dass der Zusammenprall ihn nicht in die Ohnmacht zwang. Aber da tauchte schon der nächste, noch dickere Ast vor ihm auf. Ein dritter und vierter folgten in kurzen Abständen. Uldyssian duckte sich nach links, dann nach rechts und noch einmal nach rechts. Der letzte der Äste schrammte ihm über den Kopf, und er spürte etwas Feuchtes über sein Gesicht rinnen – zweifellos Blut.

Trotz seiner Verletzung wuchs die Hoffnung. Achilios würde diese Äste sehen und langsamer werden. Das war die Gelegenheit, den Abstand zu seinem Verfolger deutlich zu vergrößern oder ihn sogar ganz abzuhängen. Im schwachen Mondschein konnte Uldyssian Bereiche ausmachen, die so guten Schutz boten, dass nicht einmal der erfahrene Jäger ihn dort aufspüren konnte.

Ein lautes Krachen führte dazu, dass er sein Pferd fast frontal gegen den Stamm eines Baumes lenkte. Ohne groß nachzudenken drosselte er das Tempo. Der Lärm war von hinten gekom-

men, wo die Äste den Weg fast blockierten.

Die Äste! Wenn Achilios nicht langsamer geworden war ... Uldyssian hielt sein Pferd an und lauschte. Stille. Nein, das Schnauben eines Pferdes. Aber keins, das in Bewegung war. Er wollte weiterreiten, hielt aber erneut inne. Noch immer war außer dem Tier nichts zu hören.

Fluchend machte er kehrt. Er hatte Achilios lediglich abhängen wollen, mehr nicht. Wenn ihm etwas zugestoßen war ...

Den Pfad hügelaufwärts zurückzureiten, erwies sich ob des tückischen Geläufs als mindestens so schwierig wie der Weg in die andere

Richtung. Unter den Hufen seines Pferdes lösten sich Erde und Geröll. An einer Stelle verlor das Tier sogar fast den Halt, und Uldyssian blieb nur mit viel Geschick im Sattel.

Vor ihm war jetzt eine massige Gestalt zu erkennen, die sich als Achilios' Pferd entpuppte, allerdings ohne den Jäger.

Irgendwo von links war ein leises Stöhnen zu hören, dort, wo der Weg gefährlich abfiel. Uldyssians Furcht steigerte sich, er brachte sein Pferd zum Stehen und saß ab. Jeder Muskel brannte. In seiner Wut hatte er gar nicht an seine eigene Verfassung gedacht, und nun erinnerte ihn sein Körper daran, dass er eigentlich kaum gehen konnte.

Dennoch hielt er nicht inne, sondern band die Zügel beider Pferde an einen der tückischen Äste und begab sich in die Richtung, aus der das Stöhnen gekommen war.

Die Ironie des Ganzen entging ihm nicht: Achilios hatte Uldyssian aus freien Stücken helfen wollen – und das war nun der Dank dafür. Schuld und Scham wetteiferten in dem Bauern, als er daran dachte, wie er gehofft hatte, einer der Äste würde Achilios aufhalten. Soweit hätte es nicht kommen dürfen! Uldyssian

war sich der Gefahr bewusst gewesen, aber ihn hatte außer seinem einsam gefassten Entschluss nichts anderes mehr gekümmert.

Der Hang war rutschig, und der Boden gab bei jedem Schritt nach. Von dem dritten Pferd war noch nichts zu hören, und Uldyssian fragte sich, wie weit sein Bruder und Serenthia wohl noch entfernt sein mochten. Allein konnte er Achilios nicht bis zu dem Weg hinaufschleppen. Und selbst wenn, hätte er sich nicht darauf verlassen können, dass sie den Verletzten dort entdeckten. Was blieb ihm also anderes übrig, als es selbst in die Hand zu nehmen?

Unter ihm war nur Dunkelheit. Er hatte gehofft, das blonde Haar des Jägers würde sich darin abheben, doch das war nicht der Fall. Uldyssians Sorge wuchs mit jedem Augenblick. War er überhaupt in der Nähe seines Freundes?

Dann trieb ihn plötzlich etwas an, sich nach links zu wenden, obwohl er diesen Bereich eigentlich ausgeschlossen hatte. Er ging ein Stück weit, und als er mit dem Gedanken spielte, wieder umzukehren, war es ihm unmöglich, es auch zu tun. Also kämpfte er sich weiter vorwärts.

Plötzlich entdeckte er etwas auf dem Boden, streckte die Hände danach aus und drehte es um. In diesem Moment begann jenes Etwas zu husten. »Uldyssian? W-wie eigenartig ... Ich dachte, ich wäre hier, um *dich* zu retten.«

»Es tut mir so leid, Achilios! Ich habe das nicht gewollt. Kannst du aufstehen?«

Er hörte den Jäger vor Schmerz aufstöhnen. »Mein linkes Bein ist steif, aber ich glaube, ich habe es mir bloß geprellt. Hilf ... hilf mir mal hoch.«

Als Uldyssian ihn aufrichtete, machte sein eigener Körper ihn

darauf aufmerksam, was er erlitten hatte. Beide Männer stöhnten gleichzeitig, als die Schmerzen zu stark wurden.

Mit einem schwachen Lachen meinte Achilios: »Wir sind schon zwei Haudegen, was?«

Daraufhin musste auch Uldyssian leise lachen. »Ich weiß noch, dass wir als Kinder schlimmere Schrammen abbekommen haben, und da hat keiner von uns beiden auch nur einen Laut über die Lippen gebracht.«

»Kinder sind widerstandsfähiger als alte Männer!«

Langsam gingen sie zurück zum Pfad, wobei sie immer wieder ausrutschten. Als sie endlich bei ihren Pferden angelangt waren, hörte Uldyssian gemächliches Hufgetrappel. Mendeln und Serenthia hatten sie endlich eingeholt.

»Ich habe dir doch versprochen, wir werden sie finden«, sagte sein Bruder ungewöhnlich verhalten. »Siehst du?«

Die Frau vergeudete keine Zeit damit, ihm zu antworten, sondern sprang vom Pferd und rannte los ... nicht zu Uldyssian, sondern zu Achilios.

»Geht es dir gut?«, wollte sie wissen und legte die Arme um ihn.

»Ja ... wirklich.«

Sie schien von seiner Antwort nicht überzeugt zu sein, wandte sich aber schließlich an Uldyssian. »Was ist geschehen?«

Der Bauer wollte es erklären, doch Achilios kam ihm zuvor. »Ich war unachtsam, Serenthia, das war alles. Zum Glück erkannte mein guter Freund, dass etwas passiert war, und kam zurück, um mir zu helfen.«

Sie strich dem Jäger über Arme, Brust und Gesicht, bis sie Gewissheit hatte, dass seine Verletzungen nur oberflächlich waren. »Ein Glück. Wenn dir etwas zugestoßen wäre ...«

Uldyssian sah, dass Achilios die Wahrheit gesprochen hatte, als er sagte, Cyrus' Tochter habe sich endlich ihm zugewandt. Das war eines der wenigen Dinge, die ihn in dieser Nacht glücklich machten. Er fand, die beiden passten gut zusammen.

Plötzlich spürte er, wie seine Beine wacklig wurden. Mit ruhiger Stimme sagte er: »Lasst uns die Pferde holen.«

Beide Männer hatten Mühe, sich von der Stelle zu bewegen, was für Serenthia Grund genug war, sich erneut um Achilios zu sorgen. »Dein Bein!« rief sie. »Ist es gebrochen?«

»Nein, nur ein paar Prellungen. Meinen Stolz hat es dagegen schlimmer erwischt. Ich hätte wissen sollen, dass ich auf tiefhängende Äste achten muss.«

»Gib mir deinen Arm«, forderte sie ihn auf. Sie zog den Jäger nah an sich heran und damit fort von Uldyssian. Trotz allem, was er durchgemacht hatte, brachte ihr Verhalten ihn für einen Moment zum Schmunzeln.

Und plötzlich wurde er auch gestützt. »Lass mich dir helfen«, sagte Mendeln, der wie aus dem Nichts neben ihm aufgetaucht war. »Leg deinen Arm über meine Schulter.«

Die Gegenwart seines Bruders tröstete ihn, machte ihn zugleich aber noch verlegener. »Danke, Mendeln«, sagte er leise.

»Wir sind alles, was wir noch haben.«

Seine Worte trafen den älteren Bruder mitten ins Herz. Er war so mit sich selbst und Lylia beschäftigt gewesen, dass er Mendeln nicht in der Weise wahrgenommen hatte, wie es eigentlich richtig gewesen wäre. Doch mit der neuerlichen Sorge regten sich auch jene Gedanken, die ihn vor die Frage stellten, was mit Mendeln und den anderen geschehen würde, sollten sie weiter an seiner Seite bleiben wollen.

»Der Dschungel von Toraja«, merkte Mendeln ruhig an. »Der

tiefste Dschungel von allen, südwestlich von Kehjan gelegen.«

»Was ist mit dem Dschungel?«

Verwundert sah sein Bruder ihn an. »Dschungel? Wovon redest du?«

»Du hast ihn gerade eben erwähnt, genauer gesagt den von Toraja, südwestlich der großen Stadt.«

»Habe ich das?« Er schürzte die Lippen, doch die offensichtliche Gedächtnislücke schien ihm nichts weiter auszumachen. »Hm, dorthin könnten wir uns begeben, wenn wir nicht nach Partha zurückkehren.« Mit einem Kopfnicken deutete er auf sein Pferd. »Ich habe Vorräte und Wasser mitgebracht, was zumindest für den Anfang reichen sollte. Das und der Umstand, dass wir zu zweit unterwegs waren, hat uns deutlich langsamer vorankommen lassen.«

Uldyssian konnte seine Verwunderung nicht verbergen. »Du hast Vorräte zusammengestellt? Wann?«

»Sie waren schon vorbereitet. Ich nahm an, es handelte sich um ein zweites Pferd, auf das du im letzten Moment hast verzichten müssen.«

Ein Blick auf das Tier zeigte, dass es sich nicht um die schwarze Bestie handelte, auf der Lylia geritten war. Aber das erklärte trotzdem nicht, warum ein reisefertiges Pferd just in dem Moment bereitstand, als Mendeln es benötigte. Unschlüssig, ob das Tier ein Geschenk oder eine Falle war, dachte Uldyssian über den Dschungel nach. Der Vorschlag, sich dorthin zu wenden, war durchaus brauchbar, auch wenn die Quelle der Idee eher fragwürdig schien. Da der Gedanke aber von Mendeln kam, bezweifelte Uldyssian, dass er ihm von der Dämonin suggeriert worden war.

»Der Dschungel von Toraja«, wiederholte er, diesmal über-

zeugter als zuvor.

»Du willst dort hingehen.« Es war nicht als Frage gemeint.

Finster nickend erwiderte Uldyssian: »Ich glaube, mir bleibt keine andere Wahl.«

»Uns bleibt keine andere Wahl.«

Uldyssian hielt Mendelns Schultern fester umschlossen, dankbar für dessen Entschlossenheit. »Ja, uns.«

»Ich glaube, du verstehst mich falsch, Uldyssian. Ich beziehe dieses ›uns‹ auch auf Achilios und Serenthia.«

»Was ist mit uns?«, rief der Jäger von seinem Sattel aus, während er Serenthia zu sich aufs Pferd zog. Niemand stellte den Wechsel des Reitpartners infrage.

»Wir planen, in den Dschungel von Toraja zu reiten«, erklärte Mendeln, noch ehe Uldyssian den Vorschlag zur Sprache bringen konnte.

»Toraja.« Achilios legte den Kopf schief. »Der dichteste und am wenigsten erkundete Dschungel, wie ich hörte. Nur wenige Menschen. Toraja ist die einzige Stadt, und es heißt, die Bewohner ölen ihre Haut ein, bis sie schwarz ist, und feilen ihre Zähne so spitz wie Dolche.« Er lachte kurz auf. »Hört sich nach einer netten Umgebung an.«

Uldyssian dachte an die Wegstrecke, die vor ihnen lag. Sie würden noch andere unerforschte und möglicherweise gefährliche Territorien durchqueren müssen, bevor sie ihr Ziel erreichten.

Genau genommen gab es eigentlich nur einen einzigen riesigen Dschungel, aber Menschen dachten immer territorial, weshalb sie Gegenden stets in irgendwelche Regionen unterteilten und ihnen verschiedene Namen gaben. Der Dschungel von Toraja war zufällig ein Stück, das größer ausgefallen war als die übrige

gen. Angenommen, sie kamen überhaupt so weit, würden sie vermutlich schon tagelang im Dschungel unterwegs sein, ehe sie überhaupt erkannten, dass sie das anvisierte Ziel bereits erreicht hatten.

Er konnte sich Serenthia an einem solchen Ort nicht vorstellen. »Serry ...«

»Wenn du nur mit einem Wort davon anfängst, dass ich nicht mitkommen soll, Uldyssian ul-Diomed, dann wirst du es schwer bereuen. Kein Thema, ich werde mitkommen!«

»Und du weißt, dass ich auch nicht versuchen werde, sie umzustimmen«, fügte Achilios grinsend hinzu.

Uldyssian nickte, da er mit nichts anderem gerechnet hatte. Dennoch mussten sie alle den Ernst der Situation erfassen. »Wenn ihr mitkommt, führt kein Weg mehr zurück nach Partha. Ich werde nicht dorthin zurückkehren. Die Gefahr ist zu groß, dass ich nicht noch einmal würde weggehen können, ohne die ganze Stadt in Aufruhr zu versetzen.«

Mendeln pflichtete ihm sofort bei, woraufhin auch Achilios und Serenthia zustimmend nickten.

»Ich habe etwas Proviant und Wasser«, ließ Uldyssians Bruder die beiden wissen.

»Ich Sorge unterwegs für frisches Fleisch«, meinte der Jäger grimmig entschlossen, und niemand zweifelte daran, dass Achilios sein Versprechen wahrmachen würde.

Es gab nur noch eines zu tun, und Uldyssian wusste, dass jetzt der rechte Moment dafür war. »Ich danke euch. Mir wäre es zwar lieber gewesen, wenn ihr mir nicht gefolgt wärt, aber ... ich danke euch von Herzen!«

Als Mendeln aufsaß, meinte er: »Sie werden bei Tagesanbruch bemerken, dass wir die Stadt verlassen haben. Bis dahin sollten

wir so weit weg sein wie nur möglich.«

Niemand konnte dagegen etwas einwenden. Sobald die Parthener erkannten, was passiert war, würden einige von ihnen sich sicherlich auf die Suche nach ihm machen. Es missfiel ihm, sie im Stich zu lassen, aber es geschah zu ihrem Besten. Sie würden schon bald feststellen, dass ihre Gabe in Wahrheit nichts taugte. Und dann würden sie sich hintergangen fühlen. Zorn würde an die Stelle von Bewunderung rücken.

Während sie davonritten, überlegte Uldyssian, welches Ausmaß diese Wut wohl annehmen würde. Hätte er seine Gefährten in Partha zurückgelassen, wären sie zur Zielscheibe für den sich entladenden Zorn geworden. Das Geringste, was sie zu fürchten gehabt hätten, wäre gewesen, aus der Stadt gejagt zu werden. Darum waren sie wohl in Uldyssians Gesellschaft immer noch besser aufgehoben.

Zumindest für den Augenblick.

Lucion starrte konzentriert in die Blutschale. Er hatte alles gesehen, was vorgefallen war, seit er den Zauber in Abstimmung mit den beiden anderen Dämonen gewirkt hatte.

Er war auf *sie* – auf Lilith – gestoßen, wie sie in den Armen eines Sterblichen lag, und er hatte es sorgfältig geplant, seine Schwester vor den Augen dieses Narren zu enttarnen. Was für eine köstliche Arbeit das doch gewesen war. All ihre Arroganz war in vergebliches Posieren und in Wut gelenkt worden. Sie hatte sich gegen ihre eigene Marionette gewandt und sie schließlich sogar verstoßen.

Und damit hatte Lilith ihren größten Fehler überhaupt begangen.

Das Bild in der Schale begann zu verblassen, was daran lag,

dass aus dem Blut auch der letzte Rest Lebensessenz entwichen war. Lucion hätte den Zauber wiederholen können, doch das hätte auch neue Verhandlungen mit Astrogha und Gulag nach sich gezogen, die diesmal viel mehr gefordert hätten als das einfache Opfer, das er ihnen beim ersten Mal zukommen ließ. Das war das Problem mit Dämonen wie mit Menschen – beide trachteten nach immer mehr.

Nein, Lucion würde sich dieser Sache ganz allein annehmen, denn die Belohnung dafür war viel zu kostbar, um sie mit irgendjemandem teilen zu wollen. Es würde nicht weiter schwierig sein, seine beiden Pendants im Unklaren zu lassen. Schließlich hatte er seit der Zeit, als er die Rolle des Primus übernahm, schon vieles getan, von dem sie nichts wussten ... von dem nicht einmal sein Vater etwas ahnte.

»Danke, dass du das Fundament gelegt hast, liebe Schwester«, sagte Lucion mit rauer Stimme. Er war auch Malic und Damos dankbar, jenen Dienern, die ihre Pflicht erfüllt hatten, auch wenn es ihnen nicht bewusst gewesen sein mochte. Es war eine Schande, sie beide zu verlieren, aber Lucion hatte bereits eine Idee, wer ein würdiger Nachfolger für den Hohepriester sein würde. Und an eifrigen Morlu mangelte es ohnehin nie. Bedeutsam war nur eines: Indem Lilith Malics dämonische Hand berührt hatte – was angesichts der Habgier des Klerikers und dem Sinn für Ironie seiner Schwester keine Überraschung gewesen war –, hatte sie sich ihm gegenüber nicht nur zu erkennen gegeben, sondern für einen kurzen Augenblick war auch jeder magische Schild ungewollt entfernt worden.

Auf diesen Moment hatte der geduldige Lucion gewartet, damit er jenen Zauber wirken konnte, mit dem der Zusammenbruch all ihrer Pläne vorbereitet wurde. Er hatte dafür gesorgt,

dass beim Aufeinandertreffen bestimmter Elemente Uldyssian ul-Diomed sie so sehen würde, wie sie in Wahrheit aussah. Es war einfach perfekt gelaufen, und sie hatte ihm sogar noch in die Hände gespielt, da sie in ihrer Wut die Fakten so verdrehte, dass ihre Marionette gar nicht mehr wusste, was Wahrheit und was Lüge war.

Damit war Uldyssian bereit, nun von Lucion manipuliert zu werden.

Er grinste noch breiter, wurde aber augenblicklich ernst, als ihn das Gefühl überkam, von jemandem beobachtet zu werden. Er sah sich um, aber nicht mit seinen Augen, sondern mit seinem Geist, wobei er so tat, als würde er weiter aufmerksam in die Schale blicken. Tatsächlich suchte er aber die Kammer nach jener anderen Präsenz ab.

Allen Anstrengungen zum Trotz konnte er aber niemanden entdecken. Skeptisch forschte der Sohn des Mephisto im Tempel nach den beiden anderen Dämonen. Gulag entdeckte er weiter unten, wo die zerstörerische Bestie zum bloßen Vergnügen Morlu in Stücke riss. Andere Morlu griffen den Dämon voller Eifer an und fügten ihm Wunden zu, die aber auf der Stelle verheilten. Obwohl sie keinen erkennbaren Erfolg erzielen konnten, ließen sie nicht von ihrem Gegner ab, sondern griffen abermals an, während Gulag einen weiteren aus ihren Reihen zerfetzte. Er wusste, solange er nichts von seinen Opfern verzehrte, konnte er sich austoben, wie er wollte. Am Ende des Zyklus würden die Morlu alle wiederauferstehen, und die erlittene Niederlage würde ihre Kampflust nur noch steigern, wenn sie das nächste Mal attackieren durften.

Zufrieden darüber, dass es nicht Gulag war, suchte Lucion nach Astrogha. Die Spinne war eine verschlagenere Kreatur, ein

Wesen, das auf Diablo hörte. Wenn ihm jemand nachspionieren würde, um davon zu profitieren, dann Astrogha.

Doch dieser Dämon hielt sich in einer der dunklen Ecken auf, denen er stets den Vorzug gab, und labte sich an den letzten Resten von Bruder Ikarion. Rund um die verborgene Gestalt wimmelte es von kleineren Spinnen. Sie waren aus der Essenz des Dämons entstanden, somit Teile seiner selbst, und sie vollendeten sein Werk, während er wartete.

Hätte es eine dieser Kreaturen sein können? Lucion dachte darüber nach, doch da seine *Kinder*, wie Astrogha die Geschöpfe nannte, sein Erbe in sich trugen, hätte Lucion den Dämon in ihnen wiedererkannt.

Immer noch reglos verharrend durchsuchte er ein weiteres Mal die verborgene Kammer, wurde aber auch jetzt nicht fündig. Dämonen neigten zu übertriebenem Misstrauen, und Lucion wusste, dass nicht einmal er dagegen gefeit war.

Schließlich verdrängte er den Zwischenfall. Wichtig war nur Liliths Marionette. Sie hatte den Menschen auf den Weg geschickt, und Lucion würde nun dessen Ausbildung vollenden.

Oder ihn vernichten – falls sich der Mensch doch noch als wertlos entpuppen sollte.

An einem Ort, der real war und zugleich doch nicht, nahm eine in Schwarz gehüllte Gestalt Form an. Ringsum war nichts anderes als absolute Finsternis, doch es war der Gestalt nicht unangenehm, sich dort aufzuhalten. Dies war in tausend Lebensspannen genauso sein *Zuhause* gewesen wie jeder andere Ort.

Schweigend wartete das Wesen und wusste, dass der eine, mit dem es reden musste, hier erscheinen würde, sobald der richtige Zeitpunkt gekommen war. Ihm war klar, dass es bedeutete,

scheinbar Tage, Wochen oder gar Jahre warten zu müssen, doch das störte es nicht. An jenem anderen Ort – dem Sanktuarium – würde derweil überhaupt keine Zeit vergehen. Er würde in dem Augenblick zurückkehren, als er aufgebrochen war.

Was vielleicht dennoch zu spät sein konnte.

Es gab keine Geräusche, keinen Wind. Unter seinen Stiefeln spürte er festen Boden, aber er wusste, es war eine Illusion. Hier an diesem Ort entsprang alles, was existierte, lediglich den Träumen seines Lehrers.

Dann kam plötzlich von oben Helligkeit, ein warmes Licht, das seine müden Knochen dazu veranlasste, sich zu regen. Er schaute empor, und seine Augen passten sich sofort an die Veränderung an. Über ihm bildete sich eine Gruppe ferner Sterne heraus, die zunächst einen Haufen bildeten, sich dann aber schnell verteilten.

Dabei bildeten sie eine vage Formation, ähnlich einem Sternbild. Die Sterne schufen das Bild einer gigantischen, nur halb erkennbaren Kreatur, die für das geschulte Auge des Betrachters stark an eine Bestie erinnerte, die so mythisch war wie er selbst.

»Es ist ihr Bruder, der sich bewegt«, murmelte die verhüllte Gestalt. »Er tut es nicht. Das kann nur eins bedeuten ...«

Mit einer Stimme, die sogar Engel hätte erstarren lassen, erwiderte der andere: »Ja ... *der Tod wird umgehen* ...«

ZWANZIG

Auf dem Weg zum Dschungel legten sie nur dann Pausen ein, wenn es sich nicht umgehen ließ. Uldyssian schätzte, dass sie gut vorankamen, aber da vor diesem Wahnsinn keiner von ihnen Seram verlassen hatte, bot ihnen nur Mendelns Erinnerung einen Anhaltspunkt. Zum Glück bewies Uldyssians Bruder, dass er tatsächlich eine Landkarte nur für kurze Zeit ansehen musste, um sie sich dauerhaft einzuprägen – er sagte immer wieder markante Punkte in der Landschaft voraus, die dann auch tatsächlich auftauchten.

Das jüngste Objekt dieser Art war ein gedrungener Gipfel am Horizont. Der Eigentümer der Karte hatte Mendeln erklärt, es handele sich um einen Vulkan. Keiner von ihnen wusste, was ein Vulkan war, und als Mendeln daraufhin erklärte, es handele sich um einen Ort, an dem früher einmal brennendes, zähflüssiges Gestein aus dem Boden gebrochen war, sahen sie ihn an, als habe er den Verstand verloren. Mendeln seinerseits zuckte nur mit den Schultern.

Uldyssian schaute regelmäßig zurück, da er überzeugt war, dass die aufgebrachten Einwohner von Partha sie allmählich einholen müssten. Doch bislang war noch immer niemand zu sehen.

»Der Vulkan ist der letzte markante Punkt«, fuhr Mendeln fort. »Er liegt bereits im Anfangsbereich des Dschungels.«

Das ließ Uldyssian aufhören, der sich gerade in seinem Sattel aufsetzte. »Dann nähern wir uns also Toraja?«

»Nein, bis dahin haben wir noch ein gutes Stück vor uns. Aber

zumindest haben wir das Tiefland erreicht.«

Tatsächlich war ihnen allen die Veränderung des Klimas aufgefallen, denn es war wärmer und schwüler geworden. Uldyssian war schweißgebadet, und sogar Achilios und Serenthia ließen erkennen, dass die Hitze nicht spurlos an ihnen vorüberging. Nur Mendeln schien es nichts auszumachen, er wirkte sogar so, als würde er die Veränderung genießen.

Die beiden Brüder hatten noch nicht darüber gesprochen, welche Veränderung mit dem jüngeren von beiden vor sich ging, denn die anstrengende Reise hatte zur Folge, dass die Gruppe jeden Abend restlos erschöpft war. Wie Mendeln aber angedeutet hatte, würde der Dschungel ihnen umgehend etwas Erholung bieten, auch wenn er zugleich neue Gefahren mit sich brachte. Uldyssian hoffte, spätestens dort Gelegenheit zu finden, um mit seinem Bruder zu reden.

Die Kleidung, die sie in Partha erhalten hatten, begann sich wegen der dauernden Beanspruchung durchzuscheuern. Da sie aber gezielt einen Bogen um jegliche Zivilisation gemacht hatten, war es ihnen bislang nicht möglich gewesen, etwas Neues zum Anziehen zu finden. Sie hatten bislang ja nicht einmal reinigen können, was sie am Leib trugen.

Essen und Trinken stellten, wie von Uldyssian erhofft, kein Problem dar. Achilios hatte die ursprünglichen Vorräte mit erlegtem Wild aufgestockt, während die anderen Beeren sammelten. Der Proviant aus Partha war zum größten Teil aufgebraucht, doch sie hatten genügend Nachschub für die nächsten drei Tage. In der Zwischenzeit würden sie bei passenden Gelegenheiten zusätzlich Essbares sammeln.

Die ihnen so vertrauten Wälder waren im Laufe der letzten drei Tage allmählich einer von Gestrüpp dominierten Landschaft

gewichen. Laut Mendeln – dem jeder zutraute, dass er richtig lag – würden sie am morgigen Tag die ersten Ausläufer des Dschungels erreichen.

Mit diesem Gedanken im Hinterkopf schlugen sie bei Sonnenuntergang ihr Lager auf. Ganz ohne Bäume in ihrer Nähe fühlte sich Uldyssian reichlich ungeschützt, aber um das zu vermeiden, hätten sie mindestens einen halben Tagesritt zur letzten Baumgruppe zurückkehren oder aber Tag und Nacht durchreiten müssen, bis sie in die Deckung des Dschungels eintauchen konnten. Den anderen gefiel der Lagerplatz genauso wenig, was für Uldyssian aber keine Erleichterung war. Nachdem sich alles, woran er glaubte, als falsch entpuppt hatte, wusste er, dass er seinen Gefährten nicht helfen konnte, sollte Lylia oder eine der Konfessionen sie angreifen.

Zum Glück verstrich die Nacht ohne Zwischenfälle und war sogar so ruhig, dass Uldyssian zur Abwechslung bis zum Tagesanbruch durchschlief, ohne auch nur einmal aufzuwachen. Er erwachte ausgeruht, aber auch wütend auf Achilios, da der dafür gesorgt hatte, dass Uldyssian nicht geweckt wurde, als der die Wache hätte übernehmen sollen.

Unheilvolle Wolken bedeckten den Himmel, aber weder war Donner zu hören, noch frischte der Wind auf. Uldyssian beobachtete mit Misstrauen die Umgebung und fragte sich, ob diese Wolken wohl etwas Übernatürliches ankündigten.

Ihre Weiterreise gestaltete sich aber so reibungslos, dass sie lange vor Sonnenuntergang nicht nur den Rand des Dschungels erreicht hatten, sondern – nach minutenlangen, nervösen Beratungen – auch in ihn vordrangen.

Uldyssian empfand den Urwald als faszinierend und abstoßend zugleich. So bizarre Pflanzen und ein derart üppiges Grün hatte

er noch nie gesehen. Es wirkte auf ihn, als würde die Vegetation untereinander einen Krieg führen, in dem jede Partei versuchte, die andere zu beherrschen.

»Alles ist so grün«, wunderte sich Serenthia.

Achilios schlug nach etwas, das über seinen Arm krabbelte. »Und so voller Käfer. Solche Viecher habe ich noch nie gesehen.«

»Hier gibt es auf einer Quadratmeile mehr Leben als auf zwanzig rings um Seram«, behauptete Mendeln.

Niemand fragte ihn, woher er das wissen wollte. Alle nahmen an, dass er es von einem Händler auf der Durchreise erfahren hatte. Auf jeden Fall hielt Uldyssian es für eine zutreffende Aussage, da er eine Fülle verschiedenster exotischer Insekten von seinem Leib wischen musste. Schon jetzt begann er zu bedauern, dass er sich für den Dschungel entschieden hatte.

»Gibt es hier irgendwo einen Fluss?«, wollte der Bogenschütze wissen.

Mendeln dachte kurz nach. »Morgen. Am Ende des morgigen Tages sollten wir auf einen stoßen.«

»Unser Wasservorrat wird bis dahin genügen.«

Das dichte Blätterdach des Dschungels und die geschlossene Wolkendecke gaben ihnen das Gefühl, ständig in einer Dämmerung unterwegs zu sein. Die Pferde wurden ungeduldig, da sie ein solches Terrain nicht gewohnt waren. Sie schlugen ständig mit dem Schweif, um Insekten und anderes Getier zu verschrecken.

Je weiter Uldyssian und seine Gefährten ritten, umso mehr suchten ihn die Dinge heim, die Lyliä gesagt hatte. Laut ihren Worten war die Welt von einer Gruppe von Flüchtlingen geschaffen worden, die sich aus Angehörigen zweier Parteien eines Konflikts im Himmel zusammensetzten und die eine Zuflucht

suchten: Engel und Dämonen. Eine solch fantastische Kräftekombination hätte wahrscheinlich auch diesen abrupten Wechsel von Klima und Landschaft erklärt.

Uldyssian wurde wieder einmal daran erinnert, in welcher immenser Gefahr er und die anderen schwebten.

Als es schließlich zu dunkel wurde, um gefahrlos weiterzuziehen, richteten sie ihr Nachtlager ein. Seit Stunden waren sie damit beschäftigt gewesen, sich einen Weg durch den Dschungel zu bahnen, da sie keinem vorhandenen Pfad folgen konnten. Das Ganze gestaltete sich als überaus anstrengend.

Sie banden die Pferde in der Nähe an, aßen von ihrem Proviant und begaben sich dann zur Ruhe, während Achilios die erste Wache übernahm.

Uldyssian konnte lange Zeit nicht einschlafen, da er sich noch nicht an den Dschungel gewöhnt hatte, der so ganz anders war als die Umgebung, in der er aufgewachsen war. Seltsame Kreaturen ließen ihre Rufe ertönen, Insekten sangen für ihre Partner, und überhaupt schien es bei Nacht viel lauter zu sein als am Tage.

Irgendwann bewegte sich ein Geschöpf von recht passabler Größe am Lager vorbei, woraufhin Achilios in den Dschungel verschwand, wenige Minuten später aber wortlos zurückkehrte. Uldyssian fand, dass der Bogenschütze ein wenig unruhig wirkte.

Zwar kühlte es in der Nacht etwas ab, doch die Luftfeuchtigkeit wurde kaum geringer. Uldyssian fühlte sich permanent verschwitzt, die Haare klebten an seinem Kopf. Diese Unannehmlichkeiten förderten seine schlechte Stimmung und seine Ängste. Einmal mehr glaubte er, die falsche Entscheidung getroffen zu haben. Er wäre besser in einer Gegend geblieben, in der er sich auskannte. Eine vertraute Umgebung hätte zumindest für ein

wenig Ruhe gesorgt.

Als schließlich das erste Licht eines weiteren bedeckten Tages durch das Blätterdach drang, drängten alle darauf, endlich weiterzuziehen. Wenigstens machte ihnen der Gedanke Hoffnung, den Fluss zu erreichen. Der bedeutete frisches Wasser und die Gelegenheit, mal etwas anderes zu sehen als riesige grüne Blätter.

Wieder mussten sie unablässig nach Insekten schlagen. Alle waren sie inzwischen von Stichen und Bissen übersät – bis auf Mendeln. Aus einem unerfindlichen Grund war seine blasse Haut nicht nach dem Geschmack der Plagegeister. Uldyssians Bruder war nach wie vor wärmer angezogen als seine Begleiter, doch die Wärme schien ihm nichts auszumachen.

Gegen Mittag legte die Gruppe eine Rast ein, um zu essen und um sich um andere Bedürfnisse zu kümmern. Die vier teilten sich das restliche Wasser, und Uldyssian bestand darauf, erst als Letzter zu trinken.

Während er aber den fast leeren Beutel ansetzte, wanderte sein Blick über die Umgebung ... und er bemerkte etwas, das zwar so breit wie ein Baum, aber eindeutig kein solcher war.

Er ließ den Wasserbeutel sinken, um genauer hinzusehen ... doch das Etwas war nirgends mehr zu entdecken.

Serenthia bemerkte seine Reaktion. »Was ist?«

»Ich dachte, ich hätte etwas gesehen ... ich weiß nicht. Zuerst glaubte ich, es sei ein Baum ...«

»Aber es war keiner?«, fragte Achilios, dessen Miene undurchschaubar war. »War es groß und breit gebaut?«

Das genügte, um Uldyssians Verdacht zu bestätigen. »Du hast schon letzte Nacht etwas gesehen, stimmt's? Ich hatte es mir schon gedacht.«

Der Bogenschütze hob abwehrend eine Hand. »Warte! Ich sah

so viel wie du – was mehr als nur wenig war. Was immer es auch sein mag, es ist sosehr Teil dieses Dschungels wie diese Bäume und Büsche.«

»Verfolgt es uns?«, wollte Serenthia wissen, die sofort um sich spähte.

Achilios wurde nachdenklich. »Anfangs hätte ich das noch gedacht, aber je länger ich darüber nachdenke, desto mehr kommt es mir so vor, als sei unser Freund einfach ... *neugierig*.«

»Diese Art von Neugierde gefällt mir nicht«, erklärte Uldyssian. »Glaubst du, es ist mehr als einer?«

»Ich habe nur das eine Wesen bemerkt. Es könnten mehrere sein, aber mir erscheint es eher wie ein Einzelgänger.«

»Im Sinne eines Jägers?«

Der Bogenschütze verzog das Gesicht. In nachdenklicher Stimmung saßen sie auf und ließen die Umgebung ihres Nachtlagers hinter sich zurück. Für den Rest des Tages achteten die Reiter mit einem Auge auf den Weg, mit dem anderen auf die dichte Vegetation. Niemand entdeckte auch nur den kleinsten Hinweis dafür, dennoch waren sie der einhelligen Meinung, dass ihr rätselhafter Begleiter sie noch nicht verlassen hatte.

Als sie Wasser rauschen hörten, reagierte Uldyssian mit Erleichterung und Misstrauen zugleich. Er war froh, dass sie endlich den Fluss erreicht hatten, doch dieser stellte auch eine Art Barriere dar. Da sie von irgendetwas verfolgt wurden, fürchtete Uldyssian, dass sie vielleicht bereitwillig in eine weitere Falle geritten waren.

Achilios dachte genauso wie er, denn kaum war er abgestiegen, sagte er mit gedämpfter Stimme: »Ich werde nach einer Stelle suchen, wo wir den Fluss notfalls schnell überqueren können.«

Unter dem Vorwand, auf die Jagd gehen zu wollen, entfernte

er sich rasch von der Gruppe. Uldyssian sah Serenthia an, die ihrerseits dem Bogenschützen versonnen nachblickte, wie der in der bedrohlichen Wildnis verschwand.

»Ihm wird schon nichts passieren«, meinte Uldyssian ein wenig verlegen, da er sehr wohl wusste, dass er es war, der seinen Freund Achilios erst in diese Situation gebracht hatte. »Stimmt's, Mendeln?«

»Stimmt, ihm sollte nichts zustoßen.« Mendeln klang, als sei auch er in grüblerische Gedanken vertieft, was nicht dazu beitrug, Serenthias Sorgen wirklich zu vertreiben. Ihn schien irgendetwas am Flussufer zu interessieren, doch was es war, konnte Uldyssian nicht sagen. Es handelte sich jedoch sicher nicht um jene große Kreatur, die er und der Bogenschütze beobachtet hatten. Und im Fluss selbst befanden sich für gewöhnlich nur Fische.

Als sie ihre Wasservorräte auffüllten, kehrte Achilios bereits zurück. Serenthia musste sich sichtlich zurückhalten, damit sie nicht zu ihm rannte und ihn an sich drückte. Der blonde Jäger machte eine zuversichtlichere Miene als zuvor.

»Es gibt eine Brücke!«, verkündete er gutgelaunt. »Nur ein paar Minuten flussabwärts. Sie sieht recht alt aus, und es fehlen auch ein paar Bretter, aber die Pferde sollten sie ohne Schwierigkeiten überqueren können.«

Das hörte sich in Uldyssians Ohren gut an, und er erklärte ohne zu zögern: »Dann werden wir unser Lager auf der anderen Seite aufschlagen.«

Niemand widersprach, und so saßen die vier zügig wieder auf. Achilios ritt vor ihnen her am Flussufer entlang, bis alle die fragliche Brücke sehen konnten.

Sie war aus dem geschaffen worden, was der Dschungel ringsum zu bieten hatte. Die Bretter waren aus dem Holz der Bäume

geschnitten, die Unterseite wies noch die Rinde auf, während die Oberseite von fachmännischer Hand geglättet worden war. An drei Stellen waren diese Bretter entweder durchgebrochen oder fehlten ganz, doch wenn die Gruppe die Pferde zu Fuß auf die andere Seite führte, drohte Tier und Mensch kaum Gefahr.

Mit robusten Ranken und anderen langen Pflanzenstängeln waren die Bretter zusammengebunden worden, und durch eine braune, harzige Substanz wurde alles stabil gehalten. Angesichts der herrschenden Bedingungen fand Uldyssian, dass die Erbauer dieser Brücke ihr Bestes gegeben hatten. Zwar schwankte sie ein wenig beim Überqueren, doch sie hielt stand.

Nachdem sie ans andere Ufer übergesetzt hatten, beratschlagten sie über das weitere Vorgehen. Achilios wollte in der Nähe der Brücke bleiben, Serenthia teilte seine Meinung, während Uldyssian ein wenig Abstand zu ihr für angebrachter hielt. Mendeln wiederum überließ die Entscheidung den anderen. Wie üblich schien er ganz eigenen Gedanken nachzugehen. Achilios erinnerte an ihren unbekannten Begleiter, wollte aber nicht ausschließen, dass auf dieser Seite womöglich eine viel unmittelbare Gefahr drohte. Uldyssian lenkte daraufhin ein, und sie ließen sich in der Nähe der Brücke nieder.

Das Lager errichteten sie so kompakt wie möglich, sodass sie dicht bei ihren Pferden dasaßen. Nur Achilios verließ die Gruppe zwischendurch, um zu jagen. Als er zurückkehrte, galt die erleichterte Begrüßung in erster Linie der Tatsache, dass er unverseht war, weniger der Beute, die er mitbrachte.

Die beiden Tiere, die er präsentierte, waren eindeutig Reptilien, doch ihre Art hatte keiner von ihnen jemals zuvor gesehen. Vom Maul bis zur Schwanzspitze maßen sie stolze fünf Fuß, und ein Blick auf die tückischen Zahnreihen verriet, dass es sich bei

ihnen um Raubtiere handelte.

Achilios beruhigte die anderen schnell. »Ich war nie unvorsichtig. Ich ging davon aus, dass es am Fluss Gefahren geben würde, aber auch Wild. Die beiden entdeckte ich, als sie sich im Schilf versteckten. Ich glaube, mit so etwas wie mir haben sie nicht gerechnet.«

Uldyssian betrachtete sie skeptisch. »Bist du dir sicher, dass sie es wert sind, gegessen zu werden?«

»Mit das beste Fleisch, das ich zu Hause gegessen habe, kam von Schlangen und Echsen. Diese hier dürften im Vergleich dazu ein wahrer Festschmaus werden.«

Die beiden toten Bestien hatten das erreicht, was kaum einem anderen gelungen war – sie erregten Mendelns Interesse. Fast liebevoll strich er über eine der Kreaturen. »Das sind noch Jungtiere.«

»Das dachte ich mir auch schon«, erwiderte Achilios. »Ausgewachsen sind sie vermutlich drei- oder viermal so groß.« An Uldyssian gewandt fügte er hinzu: »Sie waren nass, als wären sie zuvor geschwommen. Du wolltest ja ursprünglich, dass wir unser Lager etwas weiter von der Brücke und dem Fluss entfernt aufschlagen. Nun würde ich sagen, das sollten wir tatsächlich tun.«

Sie vergeudeten keine Zeit, seinen Vorschlag umzusetzen. Achilios ging ein Stück voraus und fand eine Stelle, die seiner Ansicht nach weit genug von den üblichen Jagdgründen der Reptilien entfernt war. Doch selbst dort bestand Uldyssian noch darauf, dass sie trotz der Dunkelheit ein Stück weiterzogen.

Achilios zeigte ihnen einen anderen möglichen Lagerplatz, mit dem auch der Bauer einverstanden war, dann ließen sie sich nieder. Während Mendeln und Uldyssian Holz für das Feuer holten, machten sich der Jäger und Serenthia daran, die Tiere zu häuten

und das Fleisch zu kochen.

»Entferne dich nicht zu weit vom Lager«, ermahnte Uldyssian seinen Bruder, dessen Zustand ihm Sorgen bereitete.

»Ich werde auf mich aufpassen. Aber sei du ebenfalls vorsichtig.«

Zwar gab es genügend Bäume, doch geeignetes Brennholz war nicht so leicht zu finden, da der Vegetation zu viel Feuchtigkeit anhing. Uldyssian sammelte, was ihm brauchbar erschien, wobei er darauf achtete, dass nicht irgendein Tier an ihm Anstoß nahm. Nach kurzer Zeit musste er feststellen, dass er gegen seine eigene Anweisung handelte und sich weiter als gewollt vom Lager entfernen musste, da in der näheren Umgebung einfach nicht genügend Brennholz zu finden war.

Er achtete darauf, dass er die Position des Lagers nicht aus den Augen verlor, während er sich weiter absetzte. Erfreulicherweise wuchs der Stapel in seinem Arm rasch an.

Plötzlich hörte er, dass hinter ihm Zweige raschelten. Da ihm klar war, wie weit er sich vom Lager entfernt hatte, vermutete er, dass einer seiner Freunde nach ihm zu suchen begonnen hatte. Er drehte sich um ... und ließ den Holzvorrat fallen.

Vor ihm stand ein riesiges Geschöpf, anderthalbmal so groß und mehr als doppelt so breit wie Uldyssian. Im ersten Moment hielt er es für einen Dämon, da es zwar in groben Zügen an einen Menschen erinnerte – es hatte zwei Arme, zwei Beine und einen Kopf –, es ansonsten aber so bizarr war, dass es nicht von dieser Welt sein konnte.

Für einen Dämon wäre das Wesen allerdings sehr zurückhaltend gewesen. Obwohl das Gesicht zum größten Teil im Dunkel der Nacht verborgen lag, konnte Uldyssian aus einem unerklärlichen Grund spüren, dass die Kreatur Intelligenz besaß und nicht

bloß von dem Wunsch beseelt war, Chaos anzurichten oder Blut zu vergießen.

Der Gigant bewegte sich – aber nicht in einer Weise, die Grund zur Sorge gegeben hätte. Danach konnte Uldyssian mehr Einzelheiten erkennen. Der gesamte Rumpf war von etwas Rauem überzogen, das an Rinde erinnerte, und ein Arm lief nicht in eine Hand oder Pfote aus, sondern in einen großen, dornigen Knüppel, in dessen flache Oberseite unbekannte Runen eingeritzt waren. Am anderen Arm befand sich eine Hand, aber vom Ellbogen zweigte etwas Breites, Kantiges ab, das auf den Menschen wie ein lebendiger Schild wirkte.

Zwei Hörner in der Form von Fledermausflügeln wuchsen aus dem kantigen Kopf mit der wuchtigen Stirn hervor. Uldyssian konnte weder Mund noch Nase erkennen, und die Augen waren nichts weiter als tiefe Höhlen.

Der Behemoth kam in einem sonderbar gemächlichen Tempo auf ihn zu und verursachte dabei nicht das leiseste Geräusch. Uldyssian begriff, dass das vorangegangene Rascheln Absicht gewesen war. Die Kreatur hatte ihn vorwarnen wollen.

»Bist du ... bist du der, der uns gefolgt ist?«, fragte der Bauer ihn schließlich.

Die Gestalt antwortete nicht, sondern ging mit erstaunlich anmutigen Bewegung auf ein Knie hinunter.

In diesem Moment hörte Uldyssian Achilios' Stimme, die aus Richtung Lager kam. »Uldyssian? Wo bist du, Uldyssian?«

Sein Blick folgte der Stimme, und im nächsten Moment sah er den Bogenschützen.

»Muss ich dich jetzt jedes Mal suchen, wenn du das Lager verlässt?«, fragte Achilios gut gelaunt.

Uldyssian wunderte sich, wie Achilios eine so banale Frage

stellen konnte, wo doch ein so erstaunliches Wesen vor ihm kniete. Er sah zu der Kreatur, um ihre Reaktion zu studieren ... und musste begreifen, warum der Jäger sich so sorglos und unaufgeregt verhielt: Der Behemoth war verschwunden, als wäre er nie da gewesen.

Achilios bemerkte seine Anspannung und wurde sofort ernst.
»Was ist los?«

»Es ... er ...« Tatsächlich, aus einem unerklärlichen Grund wusste er plötzlich, dass es sich um ein männliches Wesen gehandelt hatte. »Er war hier.«

»Was? Das Ding, das uns gefolgt ist?« Achilios wollte nach seinem Bogen greifen, aber Uldyssian hielt ihn schnell davon ab.

»Er will uns nichts tun. Er ... er hatte hier gekniet.«

»Vor dir?«

Der Bauer wollte es eigentlich lieber leugnen, nickte dann aber. »Er kniete vor mir ...« Er erklärte, was sich abgespielt hatte, und lieferte Achilios zudem eine Beschreibung der Kreatur. »Und als ich nur kurz in deine Richtung schaute, war er einfach verschwunden.«

»Was bedeuten muss, dass er ganz speziell *dich* sehen will, alter Freund. Nur dich.«

»Vielleicht hat er noch nie einen Menschen getroffen. Er hätte auch dir oder Mendeln begegnen können. Seit Malic sie benutzt hat, bleibt Serenthia normalerweise im Lager.«

Sein Gefährte sah das nicht so. »Es gab genügend Gelegenheiten, mich zu betrachten, vor allem beim ersten Mal. Und das gilt auch für Mendeln. Er wollte zu dir, Uldyssian. Das musst du akzeptieren.«

»Es gibt keinen Grund dafür.«

Achilios wandte sich zum Lager um und ging zurück. Obwohl

er gelassen wirkte, hielt er den Bogen fest umschlossen. »Das meinst du, Uldyssian. Das meinst aber auch nur du ...«

Obwohl der ungewöhnliche nächtliche Besucher keine feindseligen Absichten zu erkennen gegeben hatte, kam Uldyssian nicht richtig zur Ruhe. Er erwartete, dass dem ersten weitere fremdartige Wesen folgten, von denen sicherlich einige Übles vorhatten. Doch der nächste Tag brach an, ohne dass es zu einem Zwischenfall gekommen war. Die Gruppe verzehrte das restliche Fleisch, dann machte sie sich auf den Weg.

»Wie weit ist es noch bis zur Region um Toraja?«, wollte Uldyssian von seinem Bruder wissen, als sie durch den Dschungel weiterritten.

»Noch einige Tage«, erwiderte Mendeln, sagte aber weiter nichts.

Uldyssian begnügte sich damit und sah wieder in die Richtung, in die er sein Pferd dirigierte. Er hatte genug vom Dschungel, und von sich selbst ebenfalls.

Kleinere Kreaturen bewegten sich zwischen den Zweigen über ihnen hin und her. Manche von ihnen erkannte er, andere waren fast so beängstigend fremd wie der Behemoth. Doch Uldyssian fühlte, dass es sich bei ihnen lediglich um Tiere handelte, nicht um rätselhafte, intelligente Geschöpfe wie jenes, das ihm gegenübergetreten war.

Was hatte diese Begegnung zu bedeuten? Er wollte nicht glauben, dass Achilios Recht haben könnte. An ihm war nichts Besonderes, er war ein Betrüger, ein Hochstapler, nichts weiter.

Solche Gedanken begleiteten ihn den ganzen Tag über bis zum Anbruch der Nacht. Sie ritten in der Dunkelheit noch eine Weile weiter, da Achilios länger brauchte, um eine Lichtung zu finden, die groß genug war, um sich darauf niederzulassen.

Uldyssian verspürte nicht den Wunsch, das Lager zu verlassen, doch wie zuvor machte der Mangel an brauchbarem Brennholz es erforderlich, in den Dschungel zu gehen. Diesmal versuchte er, in der Nähe des Lagers zu bleiben, aber die Ausbeute war erneut sehr spärlich, und er musste sich zwangsläufig wieder weiter entfernen.

Mit wachsender Vorsicht sammelte er einen Ast nach dem anderen auf, da er damit rechnete, plötzlich wieder dem Giganten gegenüberzustehen. Die einzige Begegnung hatte er jedoch lediglich mit einer wütenden Kröte von der Größe seines Kopfs, die unter einem abgebrochenen Ast hervorsprang, als er danach greifen wollte.

Den Arm voller Brennholz und einer Stimmung, die so finster war wie die Nacht, kehrte er zum Lager zurück. Er aß ein wenig von Achilios' aktueller Beute – eine Art riesiges Kaninchen –, dann legte er sich hin und fiel in einen unruhigen Schlaf.

Eine Hand rüttelte ihn wach, und er zuckte zurück, da er glaubte, den Behemoth vor sich zu haben. Es war aber nur der Jäger, der ihn weckte, damit er die Wache übernahm.

»Ganz ruhig«, sagte Achilios leise. »Traust du dir zu, wachzubleiben?«

»Natürlich.«

»Wie du willst.«

Uldyssian packte sein Schwert und begab sich an den Rand des Lagers. Wie üblich hielt er zunächst von einem Punkt aus Ausschau, nach ein paar Minuten wechselte er dann an eine andere Stelle. Auf diese Weise konnte er sich besser auf Trab halten.

Die Müdigkeit überkam ihn schließlich aber doch, und als er sich sicher war, nicht mehr länger wach bleiben zu können, steckte er sein Schwert weg und ging zu Mendeln, der die nächs-

te Wache übernehmen sollte. Danach wären dann Serenthia und schließlich wieder Achilios an der Reihe, falls es erforderlich werden sollte. Die drei Männer hätten die Nacht zwar lieber unter sich aufgeteilt, doch Serenthia bestand darauf, sich zu beteiligen und betonte, so gut wie jeder von ihnen mit dem Schwert umgehen zu können. Ihr Vater hatte seinerzeit darauf gepocht, sie im Umgang mit der Klinge zu unterweisen.

Uldyssian näherte sich der Position seines Bruders ... und stellte dann fest, dass der gar nicht da war. Das war noch kein Grund zur Sorge, immerhin konnte es sein, dass er einem Bedürfnis nachgehen musste. Uldyssian wartete, da es bis zu Mendelns Rückkehr nicht lange dauern würde.

Nach einigen Minuten war Mendeln aber immer noch nicht aufgetaucht.

Uldyssian versuchte sich zunächst noch einzureden, dass er jeden Augenblick zurückkehren würde, aber sein Bruder blieb verschwunden. Er sah zu Boden und entdeckte einen einzelnen Schuhabdruck. Da er die anderen nicht stören wollte, zog er vorsichtig seine Waffe und wandte sich in die Richtung, in die der Abdruck wies.

Der Weg war beschwerlich, und Uldyssian musste immer wieder Äste abhacken, die sein Vorankommen behinderten. Zweimal rief er leise Mendelns Namen, aber es kam keine Antwort.

Sein Herz begann schneller zu schlagen, er beschleunigte seine Schritte. Mendeln *musste* diesen Weg gegangen sein.

Ein leises Geräusch ließ ihn innehalten. Als es sich wiederholte, wandte er sich in die entsprechende Richtung. Es konnte sein Bruder sein, aber ebenso gut auch etwas Düsteres, Unheilvolles.

Oder vielleicht wieder die Kreatur.

Trotz des Risikos ging Uldyssian weiter. Mendeln war hier ir-

gendwo unterwegs, und nur das zählte. Wenn es das Geschöpf war, würde es ihm womöglich sogar helfen können. So albern der Gedanke auch anmuten mochte.

In einer anderen Richtung bewegte sich ebenfalls etwas. Uldyssian erstarrte inmitten seiner Bewegung. Einen Atemzug später vernahm er aus einer dritten Richtung ein weiteres Geräusch.

Was immer sich hier draußen aufhielt, es war nicht allein unterwegs. Gedanken an die Morlu gingen ihm durch den Kopf, und Uldyssian überlegte, ob er zum Lager zurückkehren sollte. Doch es war bereits zu spät. Von allen Seiten drangen nun Geräusche aus dem Dschungel, die sich alle Uldyssian zu nähern schienen.

Eine düstere Gestalt bewegte sich zwischen den Bäumen, dann eine zweite und dritte. Uldyssian duckte sich und näherte sich der, die ihm am nächsten war. Auch wenn er so kläglich versagt hatte, beabsichtigte er nicht, einfach dazustehen und sich und seine Gefährten von irgendwelchen Feinden abschlagen zu lassen. Selbst wenn er nur einen von ihnen erledigte, war das schon ein Erfolg.

Die dunkle Gestalt kam seinen Absichten entgegen, hielt sie doch genau auf ihn zu. Als sie noch ein Stück näher war, erkannte Uldyssian, dass sie keinen monströsen Helm aus einem Widerschädel trug, wie er die infernalischen Diener des Tempels kennzeichnete.

Dann waren es vielleicht Friedenswahrer. Oder gar Inquisitoren.

Sein Gegner war nun so nah, dass er dessen schnellen Atem hören konnte. Hätte Uldyssian es nicht besser gewusst, wäre er fast auf die Idee gekommen, der Krieger sei verängstigt.

Von düsterer Freude erfüllt bewegte sich Uldyssian um die

Gestalt. Nur noch ein Stück, dann waren sie beide in der richtigen Position.

Abrupt wechselte der Krieger wieder die Richtung und schritt nun genau auf Uldyssians Versteck zu. Da der Sohn des Diomedes nun genug von diesem Spiel hatte, machte er einen Satz auf den Fremden zu.

Was ein schneller, tödlicher Hieb hätte sein sollen, schlug völlig fehl, da sein Gegner dem Schlag auswich, als er versehentlich seitlich wegstolperte. Die beiden Männer stießen zusammen und ließen gleichzeitig ihre Waffen fallen. Uldyssian fluchte, da er wusste, dass dieser Verlust für ihn verheerender war als für sein Gegenüber. Er war von Feinden umgeben, und nun hatte er die einzige Chance vertan, sich nicht kampfflos niederstrecken zu lassen.

Er wälzte sich ringend mit dem anderen Mann über den Boden und schaffte es, die Oberhand zu behalten. Gerade wollte er nach der Kehle des Gegners greifen, als man ihn packte und von seinem Opfer wegzog. Man drehte ihm die Arme auf den Rücken, und um ihn sammelten sich immer mehr bewaffnete Gestalten.

Jemand brachte eine Fackel, die man ihm vor das Gesicht hielt. Zweifellos wollte man ihn identifizieren, um ihn anschließend vor einen weiteren hochrangigen Kleriker zu bringen.

»Er ist es!«, rief eine raue Stimme.

Uldyssian erwartete, dass man ihm nun Fesseln anlegte, stattdessen ließ man ihn los. Die Gestalten wichen vor ihm zurück.

Dann kniete einer nach dem anderen vor ihm nieder, ausgenommen der Mann, der ihm die Fackel vor das Gesicht hielt und Uldyssian lange musterte.

»Beim Himmel! Wir haben Euch gefunden, Heiliger!«, rief Romus.

EINUNDZWANZIG

Mendeln war mit dem Gefühl erwacht, dass gerade jemand seinen Namen gerufen hatte. Zuerst dachte er, es könne sein Bruder gewesen sein, und so war er aufgestanden und hatte sich umgeschaut. Als er Uldyssian aber nirgends sehen konnte, wuchs sein Argwohn.

Dann hörte er die Stimme abermals.

»*Hier entlang*«, rief sie. »*Hier entlang ...*«

Seltsamerweise wusste er genau, in welche Richtung er gehen musste, und zögerte keine Sekunde. Die Zeiten, da sein Zustand ihm noch Angst gemacht hatte, waren lange vorbei. Jetzt war es Faszination, die sein Handeln bestimmte.

Nachdem er sich davon überzeugt hatte, dass ihn niemand beobachtete, ging er in den Dschungel. Mendeln fühlte sich hier viel mehr zu Hause, als es in Seram je der Fall gewesen war. Es war so, als handele es sich dabei um einen geschätzten Ort, an den er sich erst jetzt wieder erinnerte.

Mit einer Schnelligkeit, die er normalerweise vermissen ließ, tauchte Mendeln tiefer in den Dschungel ein. Die Stimme trieb ihn an, sie sagte ihm, wohin er sich zu wenden hatte, und er folgte ihr voller Vertrauen.

Die Insekten blieben auf Abstand, wie sie es auch schon vorher getan hatten, kurz nachdem er mit den anderen in den Dschungel eingedrungen war. Sie hatten die Veränderung an ihm – das *Andere* – schnell bemerkt, während es Mendeln selbst erst allmählich zu begreifen begonnen hatte.

Trotz der Dunkelheit war es für ihn keine Schwierigkeit, seine

Umgebung deutlich zu erkennen. Zwar lag eigentlich alles in Finsternis getaucht da, doch seine Augen waren schärfer als je zuvor. Er glaubte mittlerweile sogar, bei Nacht besser sehen zu können als bei Tag.

»Umdrehen ... umdrehen ...«, wies die Stimme ihn an. Mendeln gehorchte, machte einige Schritte und wartete dann. Doch die Stimme sagte nichts mehr. Irritiert ging er noch einen Schritt weiter ...

... und plötzlich stand er vor einem hoch aufragenden, glitzernden Obelisken, der von dem Grün ringsum unberührt geblieben war. Er war gut doppelt so groß wie Mendeln und bestand für sein Empfinden aus Obsidian. Mendeln hatte Muster dieses schwarzen Steins schon bewundert, als ein Kaufmann sie mit nach Seram brachte. Er war sicher, dass es sich bei dem Obelisken um das gleiche Material handelte.

Was ihn aber vor allem faszinierte, waren die Gravuren auf allen Seiten. Worte in der antiken Schrift. Sie verliefen von der Spitze bis zur Unterkante des Steins, und es schien so, als würden sie schwach leuchten. Mendeln las stumm, was er an Zeichen erkannte, und konnte sich ein ungefähres Bild davon machen, was die übrigen zu bedeuten hatten.

Je länger er sie studierte, desto mehr verstand er. Voller Begeisterung las er die erste Seite wieder und wieder, da die Botschaft mit jedem Mal klarer wurde. Sein Gesichtsausdruck glich dem eines Kindes. Denn was da geschrieben stand, erfüllte ihn mit Ehrfurcht.

Und so las Mendeln weiter und weiter ...

Ungläubig starrte Uldyssian den Mann an, der vor ihm stand. Romus, der Verbrecher. Romus, der Bekehrte.

»Was ... was macht Ihr hier?«, wollte Uldyssian wissen. Sein Blick zuckte zu den anderen, die sich um ihn aufgebaut hatten. Die meisten der Gesichter erkannte er wieder, sie stammten ausnahmslos aus Partha.

»Als sich herausstellte, dass Ihr verschwunden wart, Heiliger, fürchteten wir schon das Schlimmste, vor allem nach dem, was dem armen Meister Ethon und seinem Sohn widerfahren war! Nicodemus ist ein guter Fährtensucher, und einige von den anderen auch. Wir sind Euch nachgeritten, sobald wir konnten.« Romus grinste ihn an. »Aber es geht Euch ja gut.«

»Ihr hättet mir nicht folgen sollen«, ermahnte Uldyssian die Männer. »Ihr bringt Euch nur unnötig in Gefahr. Und was ist mit Euren Familien?«

»Wir sind alle aus freien Stücken hier«, sagte ein anderer. »Und unsere Familien sind natürlich mitgekommen. Wir würden sie doch nicht im Stich lassen! Richtig?«

Ein Chor aus bejahenden Stimmen ertönte, und Uldyssian fiel auf, dass einige der Gestalten im Hintergrund von eher schlanker Statur waren. Andere wiederum entpuppten sich als recht klein. Ohne die Bemerkung über die Familien hätte er sie jedoch nicht für Frauen und Kinder gehalten. Aber *warum* nahmen sie auf ein so riskantes Unternehmen ihre Familien mit?

Ein ungutes Gefühl regte sich in ihm. »Warum seid ihr hier, Romus?«

»Natürlich, um mehr von Euch zu lernen, Heiliger! Um Euren Weg zu folgen, wohin er Euch auch führen mag!« Wieder kamen zustimmende Laute von den anderen.

»Nennt mich nicht so!«, fuhr er Romus an. »Niemals wieder!«

Der Mann senkte den Kopf. »Es tut mir leid, Meister Uldyssian. Ich hatte es vergessen.«

Verärgert fuhr er fort: »Ihr habt Eure Familie aus ihrer gewohnten Umgebung gerissen, nur um mir zu folgen? Seid Ihr denn verrückt?«

Fast gleichzeitig schüttelten sie den Kopf. Er betrachtete die Leute, die so gut wie gar nicht auf seinen Zorn reagierten. Sie hatten völlig den Verstand verloren, aber das würden sie wohl nicht begreifen.

Wenn sie allerdings erst einmal erkannten, dass sie von ihm nichts mehr lernen konnten, würden sie gewiss zur Besinnung kommen ... und dann würden *sie* wütend auf *ihn* werden!

Uldyssian war noch immer um Mendeln besorgt, aber erst musste er sich dieser Ansammlung von Menschen widmen. »Wie viele seid Ihr, Romus?«

»Gut ein Viertel von Partha ist hier, Meister Uldyssian, und weitere warten nur auf unsere Nachricht, dass wir Euch gefunden haben, damit sie zu uns stoßen können.«

Ihm wurde noch übler, als er das hörte. Er konnte kaum einen klaren Gedanken fassen, als er kehrtmachte und in Richtung Lager aufbrach. »Folgt mir.«

»Immer«, murmelte Romus.

Schon jetzt bereute der Sohn des Diomedes, dass er ausgerechnet diese Worte gewählt hatte. Hinter ihm bewegte sich eine Menschenmenge raschelnd durch den Dschungel.

Als Uldyssian sich dem Lager näherte, stand Achilios mit angelegtem Bogen da und sah ihn ernst an. Sein Gesicht durchlief eine Bandbreite verschiedenster Gefühlsregungen, als er erkannte, was sein Freund mitbrachte. »Was hast du da draußen gefunden? Eine Armee?«

»Die Parthaner ... oder zumindest einen Großteil von ihnen.«

Achilios sah die Neuankömmlinge der Reihe nach an. »Ist ü-

berhaupt noch *irgendjemand* in der Stadt geblieben?»

»Zu wenige jedenfalls.« Uldyssian sah sich um. »Wo ist Mendeln?»

»Ich dachte, er wäre bei dir.«

»Ich bekam mit, dass er aufstand«, meldete sich Serenthia zu Wort, die am Feuer saß und die Parthaner ebenfalls verwundert ansah. »Allerdings schlief ich sofort wieder ein.«

Das hatte Uldyssian nicht hören wollen. »Er ist bereits viel zu lange fort. Ich muss zurück und nach ihm suchen.«

Der Bogenschütze beugte sich vor und flüsterte: »Warum sollen wir diese Truppe nicht für uns nutzen? Ich nehme an, sie sind deinetwegen hier, und wenn ich ihre bewundernden Blicke sehe, dann würden sie sich ganz bestimmt auf die Suche nach deinem Bruder begeben, wenn du sie darum bittest.«

»Und die Hälfte von ihnen würde dabei von irgendwelchen Bestien angefallen und gefressen werden, während die andere Hälfte Krankheiten und Unglücken zum Opfer fielen ... Sie wissen nichts über den Dschungel!«

»Wir auch nicht, und dennoch kamen wir her.«

Während die beiden diskutierten, drängten immer mehr Menschen in das kleine Lager. Jetzt waren die Frauen und Kinder gut zu erkennen, zumal sie sich dicht an das einzige Feuer stellten. Einige Männer trugen Brennholz herbei und entfachten weitere Feuer für die anderen ... die immer zahlreicher wurden.

»Bist du dir sicher, das ist nur ein *Teil* der Stadt?«, fragte Achilios.

»Im Moment schon.« Uldyssian entdeckte Bartha und ihren Sohn. Die Frau lächelte ihn an, dann zeigte sie ihrem Sohn, wo der Bauer stand. Der Junge winkte fröhlich. Uldyssian erwiderte reflexartig den Gruß, doch ihm wurde es schwer ums Herz. Der

Glaube dieser Menschen beruhte nur auf Lügen.

Romus stellte sich wieder zu ihnen. Er hatte nichts mehr von dem Misstrauen und der Unredlichkeit jenes Mannes, den Uldysian erstmals auf dem Platz von Partha gesehen hatte.

»Meister Uldyssian, gestattet Ihr uns, mit der Zubereitung von Mahlzeiten zu beginnen und mehr Platz für uns zu schaffen?«

»Ihr habt Nahrung?« Er hoffte, sie erwarteten nicht von ihm, dass er sie auf magische Weise mit allem versorgte, was sie benötigten.

»O ja. Wir wussten doch, dass wir erst einmal eine Weile unterwegs sein würden, ehe wir Euch einholen könnten. Pferde, die mit allem beladen wurden, sind jetzt auf dem Weg hierher.«

Von der Menschenmenge abgesehen konnte er bereits etliche schwer gepackte Reittiere ausmachen. Uldyssian wollte seinen Augen kaum trauen. Wie konnte eine so große Gruppe das alles in so kurzer Zeit organisieren und ihm dann auch noch so zielstrebig folgen?

Und sie alle erwarten von dir, dachte er, dass du ihnen bringst, wie sie mächtiger werden können als die Magierclans ...

Die Dimension dessen, was sie von ihm erwarteten, traf ihn wie ein Schlag in die Magengrube – und noch viel härter, wenn er auch noch daran dachte, dass er nichts davon zu leisten imstande war. Er konnte nicht anders, er musste sich abwenden und in den Dschungel zurückziehen.

Weit ging er natürlich nicht, aber weit genug, um zumindest ein wenig Frieden zu finden.

Jedenfalls versuchte er das, aber er musste zwangsläufig wieder an sein Versagen, an seine Schmach denken. Diese Gefühle nagten mit einer solchen Heftigkeit an ihm, wie er es noch nie

erlebt hatte. Im Geiste hörte er die Stimmen, die so ehrfürchtig von ihm sprachen, sah die euphorischen Gesichter der Jungen und der Alten. Unwillkürlich musste er an Barthas Sohn denken. Mutter und Sohn sahen in ihm einen mythischen Heiler, doch in Wahrheit war es die Dämonin gewesen, die dem Jungen ein zweite Chance im Leben gegeben hatte.

Lydia. Oh, wie würde sie angesichts dieser Situation höhnisch lachen. Es war sogar anzunehmen, dass sie ihn von irgendwoher beobachtete und sich an seinen Qualen weidete – und auch an dem Chaos, das ausbrechen würde, sobald die Parthaner die schreckliche Wahrheit über ihn erfuhren. Lydia hatte ihn ein *Nichts* genannt, und ihm wurde mit jedem Augenblick klarer, wie wahr das gewesen waren.

Vielleicht hatte die Verführerin auch die Städter auf diese wahnsinnige Reise geschickt, indem sie ihnen einflüsterte, sie müssten ihm unbedingt folgen. Das würde erklären, wieso sie ihn so rasch hatten finden können. Was war besser geeignet, ihm sein Scheitern vor Augen zu führen, als all die Elemente selbst zusammenzuführen? Einmal mehr hatte er die Möglichkeiten ihrer Rache unterschätzt.

»Du hast bekommen, was du wolltest!«, brüllte er in die Nacht hinaus. »Jetzt lass mich in Ruhe!«

Natürlich erfolgte keine Reaktion darauf. Er hatte auch nicht damit gerechnet. Sie wollte ihn bis zum Äußersten demütigen, vielleicht sogar tot sehen. Und sollte Uldyssian von seinen aufgebracht Anhängern in Stücke gerissen werden, dann würde sie sich einfach eine neue Marionette suchen.

Und du hast gedacht, du könntest die Herren des Sanktuariums zu Fall bringen – Triune und Kathedrale –, damit du die Dämonen deiner Vergangenheit endlich los wirst.

Uldyssian schauderte, da er daran denken musste, dass er seine nächsten Angehörigen abermals enttäuscht hatte. Ihr Andenken würde durch sein persönliches Debakel unwiderruflich beschädigt werden. Wenn die Menschen sich an seine Familie erinnerten, dann würde das mit Flüchen und finsternen Gedanken verbunden sein.

»Ich wollte doch nur helfen«, sprach er leise. »Ich wollte nur, dass die Dinge einen Sinn ergeben.«

Angesichts seiner ohnehin schon düsteren Stimmung hörten sich die nächtlichen Rufe der Dschungelbewohner wie spöttisches Gelächter an. Uldyssian wollte gerade kehrtmachen und sich ins Lager begeben, als ihm wieder einfiel, was ihn dort erwartete. Er schaute sich um und suchte nach einem Ausweg.

Es gibt immer noch die Triune. Im ersten Moment erschreckte ihn der Gedanke, aber so abwegig war er gar nicht. Sicher, es war zunächst ein Vorschlag aus Malics Mund gewesen, doch nun begann Uldyssian zu überlegen, was wohl geschehen würde, wenn er den Tempel aus freien Stücken betrat und sich ihnen ergab. Dann musste er nicht länger davonlaufen. Die Parthanner würden anfangs wütend auf seine Doppelzüngigkeit sein, doch dann vielleicht zu der Ansicht gelangen, der Gerechtigkeit sei Genüge getan worden. Uldyssian war es längst egal, was man mit ihm anstellte. Wichtig war nur, dass niemand sonst mehr betroffen war.

Vielleicht wäre es am besten, die Parthanner ebenfalls zum Tempel zu führen. Dann könnten sie selbst Zeugen der Wahrheit werden.

Uldyssian verzog den Mund. Es sagte einiges über seine geistige Verfassung aus, dass er etwas derart Skandalöses überhaupt in Erwägung zog. Er schüttelte den Kopf, um die Gedanken zu

vertreiben. Was er für sich selbst entschied, war ganz allein seine Sache, aber er würde die Parthaner nicht noch weiter täuschen ... und erst recht nicht würde er sie zum Tempel führen.

Doch wenn Uldyssian wirklich alle Brücken zu jenen einreißen wollte, die ihm folgten, musste er so schnell wie möglich handeln. Falls er zum Lager zurückkehrte, würden sie alle wieder bei ihm sein – wenn er sich schlafen legte und wenn er aufwachte.

Es wäre fast besser, überlegte Uldyssian, wenn er gar nicht erst zurückkehrte. Ja, vielleicht hatte er diesmal Erfolg.

Seine Füße setzten sich in Bewegung, noch bevor sein Verstand es überhaupt bemerkte. Uldyssian schob die schweren Äste und Zweige aus dem Weg und hetzte so schnell er konnte durch den Dschungel. Einerseits wusste er, dass eine übereilte Flucht genauso undurchdacht war wie sein Weggang aus Partha, doch andererseits würde es sie diesmal unerwartet treffen. Sie hätten keine Ahnung, wo sie nach ihm suchen sollten. Er war davon überzeugt, dass selbst ihre besten Fährstensucher – Achilios eingeschlossen –, seine Spur in dieser dichten Vegetation verlieren mussten.

Doch wie er so durch die Nacht rannte, begann er sich auf einmal zu fragen, wie weit er wohl ohne Pferd kommen konnte. Mit einem guten Tier würde er viel müheloser durch den dichten Dschungel eilen können, und sicherlich lagen vor ihm freiere Strecken, auf denen ein Reiter das Tempo erhöhen konnte. Hätte er doch nur daran gedacht, ein Pferd mitzunehmen!

Doch daran ließ sich nun nichts mehr ändern. Unfähig, irgendetwas anderes zu tun, rannte und rannte er, bis er nicht mehr konnte. Uldyssian lief blindlings durch den Dschungel, und jeden Moment rechnete er damit, die ersten Rufe zu hören und wieder verfolgt zu werden ...

Vor ihm bewegte sich etwas Großes durch die Vegetation. Uldyssian wollte abbremsen, doch der Boden war locker und feucht, sodass er ihm keinen Halt bot. Mit dem Gesicht voran stürzte er hin.

Ein lautes Schnauben war zu hören, eine Schnauze stieß seine Schulter an. Als Uldyssian sich den Schmutz vom Gesicht gewischt hatte, entdeckte er vor sich ein prächtiges weißes Pferd. Die Zügel hingen locker um den kräftigen Hals. Das Tier war komplett gesattelt, sodass Uldyssian vermutete, es müsse einem der Parthener gehören und auf dem Weg durch den Dschungel abhanden gekommen sein.

Er packte die Zügel, redete ruhig auf das Tier ein und versicherte ihm, dass alles in Ordnung war. Das Pferd schien fast schon dankbar, ihn in seiner Nähe zu haben. Sicherlich hatte die fremde Umgebung eine beunruhigende Wirkung.

Erfreut darüber, so viel Glück zu haben, wollte Uldyssian aufsitzen ...

»Nein! Halt dich fern von ihm!«

Vor Schreck rutschte sein Schuh aus dem Steigbügel, und das Pferd wieherte voller Wut über diese Störung. Es wich vor dem Rufer zurück und zerrte Uldyssian mit sich, der die Zügel immer noch festhielt.

»Ruhig, ganz ruhig.« Uldyssian brachte das Tier zum Stehen und sah sich um, wer da gerufen hatte.

Das Gesicht des anderen war so blass, dass sogar in der Düsternis des Dschungels ein Teil der Gesichtszüge zu sehen war. Die Gestalt kam hastig näher und bewegte sich dabei so flink, als sei sie hier zu Hause.

»Mendeln?« Uldyssian war sich unsicher, ob er tatsächlich seinen Bruder vor sich hatte. Es war Mendeln ... aber irgendwie

war er es auch *nicht*.

»Uldyssian ...« Die Stimme war so tief und ruhig, dass der ältere Bruder sich weiter wunderte, ob er vielleicht nur einer Täuschung aufsaß. »Uldyssian ... halte dich von der Kreatur fern. Sie ist nicht, was sie zu sein scheint.«

Die einzige »Kreatur« in seiner Nähe war das Pferd, das auf Uldyssian sehr wohl wie das wirkte, was es zu sein schien. Das Gleiche konnte er dagegen von seinem Bruder nicht behaupten. Erinnerungen an Malics üble Machenschaften wurden wach.

»Bleib zurück«, rief er Mendeln zu. »Bleib zurück.«

»Uldyssian ... ich bin es.«

»Das weiß ich nicht ...« Sein Kopf pochte schmerzhaft. *Das kann er nicht sein! Das kann nicht Mendeln sein! Vielleicht ein Dämon! Lass ihn näherkommen. Das Messer ... nimm das Messer, wenn er dicht genug heran ist ...*

»Hör nicht auf ihn!«, warnte ihn der möglicherweise echte Mendeln jetzt leise. »Ich verstehe nicht, was er dir sagt, aber ich weiß, es ist etwas Böses.«

Uldyssian stutzte. Das Pochen wurde mit jedem Herzschlag schlimmer. »Wer? Von wem redest du?«

»Ich weiß, du kannst sein wahres Aussehen nicht erkennen. Er stützt sich auf deine Schulter, er flüstert dir ins Ohr wie eine Geliebte, aber er sät nur Hass und Zwietracht. Ich glaube, er kennt sie, Uldyssian. Er sieht ihr ähnlich!«

Ihr? Für Uldyssian konnte damit nur eine bestimmte Frau gemeint sein. »Lyliä?«

»So hast du sie genannt, ja. Aber erinnerst du dich an ihr *wahres* Erscheinungsbild, als du sie das letzte Mal gesehen hast?«

Uldyssian hatte noch vor Kurzem geglaubt, diesen Anblick niemals vergessen zu können, doch sosehr er sich jetzt auch an-

strenge, das Bild kam ihm einfach nicht ins Gedächtnis. »Ich ... nein ... bleib fort von mir!«

»Uldyssian, *ich* bin es. Dein Bruder Mendeln. Sieh genau hin. Schau mir in die Augen. Erinner dich an alles, was wir durchgemacht haben. Denk an den Schmerz und an das Leiden unter der Pest, von der Vater, Mutter und unsere Geschwister aufgefressen wurden ...«

Als der Mann redete, änderte sich sein Tonfall. Er blieb insgesamt ruhig, doch da war ein tief sitzender Schmerz herauszuhören, der das widerspiegelte, was in Uldyssians eigener Seele verborgen lag.

Da wusste er, dass dies sein Bruder sein musste – kein Dämon, der Mendelns Haut und Fleisch als Maske trug.

Das brachte ihn dazu, die Zügel loszulassen – zumindest *versuchte* er es. Denn seine Finger wollten sie nicht freigeben, sondern griffen gegen seinen Willen noch fester zu.

Das weiße Pferd schnaubte und begann abermals, vor Mendeln zurückzuweichen.

Sein Bruder sagte irgendetwas Unverständliches. Das Pferd scheute plötzlich und stieß einen Schrei aus, der aus keinem Tiermaul auf der ganzen Welt kommen konnte. Seine Gestalt verdrehte sich auf eine Weise, die sein Rückgrat hätte brechen lassen müssen, doch schien die Kreatur mehr Zorn als Schmerz zu verspüren.

»Lass jetzt los, Uldyssian! Löse mit all deinem Willen deine Hand von den Zügeln!«

Er tat, was Mendeln verlangte. Seine Hand hielt weiterhin die Lederriemen fest, während sich das wütende Pferd verdrehte, als bestehe es aus einem Brotteig. Die Augen glühten rot und wiesen keine Pupillen mehr auf, die Mähne wirkte wie aus Stacheln, und

trotz ihres Umfangs stand die Kreatur auf den Hinterläufen, als sei sie daran gewöhnt, sich so fortzubewegen.

Seine Finger hatte er aber noch immer nicht befreien können. Uldyssian zerrte so kraftvoll, wie er nur konnte. Dann erinnerte er sich an Mendelns Worte. Er hatte ausdrücklich von »Wille« gesprochen, nicht von »Kraft« ...

Uldyssian entspannte sich ein wenig und konzentrierte seine Gedanken auf den Wunsch, die Zügel loszulassen. Er versuchte, seine Finger zu kontrollieren ...

Der Griff um die Zügel löste sich tatsächlich, und kaum war seine Hand frei, wirbelte er herum.

Zur gleichen Zeit verlor die Bestie neben ihm jede Ähnlichkeit mit einem Pferd. Sie veränderte ihre Form und schrumpfte ein wenig zusammen. Auch das Dämonische verwandelte sich dergestalt, dass aus den Dornen Haare wurden und der Körper mehr nach dem eines Menschen aussah.

Vor ihm stand nun ein großer, freundlich dreinblickender Mann mit wallendem grauen Haar und gepflegtem Bart. Während er Uldyssian anlächelte, streckte er die Arme aus.

»Du hast dich als sehr würdig erwiesen, mein Sohn. Komm und empfangen meinen Segen für deine beharrlichen Anstrengungen.«

»Was ... wer seid Ihr?«

»Oh, natürlich bin ich der Primus.« Das Lächeln blendete. »Aber du darfst auch *Lucion* zu mir sagen.«

Uldyssian rief entgeistert: »Der Primus! *Lucion*!«

Der Mann nickte. »Ja, *Lucion* ... und ich wie höre, hat die Dämonin *Lilith* Lügen über mich verbreitet.«

»*Lilith*? Ihr meint *Lydia*?«

»*Lilith* ist ihr wahrer Name. Sie ist etwas Böses, das älter ist

als die Welt! Sie ist die Mutter der Täuschung, die Herrin des Verrats. Du bist wahrlich stark, dass du sie überlebt hast, mein Sohn.«

Hinter sich hörte Uldyssian Mendeln reden: »Sei auf der Hut, Bruder. Falsche Bilder sind Legion, was *ihn* angeht.«

Ehe Uldyssian etwas darauf erwidern konnte, fragte der Primus mit ruhiger Stimme: »Hört sich das wirklich an wie der Mendeln, den du kennst? Ist dir nicht aufgefallen, welch düstere Verwandlung er durchgemacht hat? Es gibt mehr Dämonen auf der Welt als nur Lilith, mein Sohn ... und einer von ihnen hat seinen Schatten über deinen Bruder gelegt.«

Uldyssian sah über die Schulter zurück. »Mendeln?«

»Ich bin immer noch ich.«

Was das bedeuten sollte, wusste Uldyssian nicht. Er dachte über alles nach, was ihm an Merkwürdigkeiten an seinem Bruder aufgefallen war. Es stimmte, Mendeln hatte sich geändert – aber zum Guten oder zum Schlechten?

»Ich kenne dich nicht, Dämon«, sagte Lucion und ließ seine Stimme wie die eines fürsorglichen Onkels klingen. »Aber deine Absicht ist klar. Du vergreifst dich an der Seele dieses Würdigen, du suchst einen Weg in sein Inneres, indem du den benutzt, der ihm am nächsten und am wichtigsten ist. Das kann ich nicht zulassen. Er steht unter meinem Schutz.«

»Schutz?«, gab Mendeln zurück. »Der gleiche Schutz, den der Hohepriester Malic bot, indem er einen Häutungszauber und seine blutrünstigen Morlu zum Einsatz brachte?«

»O ja, Malic. Ich bedauere sein Handeln zutiefst. Mir war nicht bewusst, dass jemand, der mir so nahestand, so sehr von Dämonen verführt wurde. Ich schickte ihn los, um Uldyssian und Diomed einzuladen, meinen Tempel als Gast zu besuchen. Und

um geehrt zu werden. Weiter nichts.« Er dachte einen Moment lang nach. »Die Morlu sind abscheuliche Kreaturen, geschaffen von der sogenannten Kathedrale des Lichts, nicht von der Triune. Von dort muss der Dämon gekommen sein, der den armen Malic zum Verrat veranlasste.«

Etwas an den Worten des Primus weckte in Uldyssian den Wunsch, ihm zu glauben. Doch einiges von dem, was er sagte, hörte sich nicht nach der Wahrheit an.

»Der einzige Dämon hier steht genau vor uns, Uldyssian«, beteuerte Mendeln und stellte sich zwischen seinen Bruder und Lucion. »Das musst du glauben.«

Der Meister der Triune schüttelte den Kopf. »Seine Worte sind suggestiv, so als wären sie durch Hexerei verstärkt worden. Für dein Wohl muss ich den Falschzüngigen entfernen. Ich bedauere deinen Verlust, lieber Uldyssian, aber es gibt keine andere Möglichkeit.«

Uldyssian brauchte einen Moment, ehe er begriff, dann schrie er in Panik: »Nein! Mendeln ...!«

Um den Primus entstand ein silberner Lichtkreis, der im nächsten Augenblick auf Mendeln zuschoss und dort einschlug, wo er gerade noch gestanden hatte ... und dann war Uldyssians Bruder nicht mehr da.

Uldyssian und Lucion betrachteten beide die leere Stelle, schließlich sagte der Primus: »Fürchte um deinen Bruder. Der Dämon ist mächtig. Er hat ihn von hier fortgebracht. Am besten wäre es, wenn wir uns zusammenschließen und Seite an Seite gegen ihn kämpfen würden ...«

»Nein.« Uldyssian wusste nicht, was mit Mendeln geschehen war, doch an eine Wandlung zum Werkzeug des Bösen wollte er nicht glauben. Genauso weigerte er sich zu akzeptieren, was der

Primus ihm über Malic gesagt hatte. Der Hohepriester war viel zu unerschütterlich gewesen, wenn er über seinen Meister sprach. Malic war ein treuer Anhänger des Primus gewesen, kein Verräter. »Nein, lasst mich in Ruhe!«

»Lieber Bruder Uldyssian ...«

Etwas drückte auf das Gehirn des Bauern. Mit verkniiftenem Gesicht wich er vor der glänzenden Gestalt zurück. »Lasst mich in Ruhe! Ich will nichts von Euch wissen, und auch nicht von der Kathedrale des Lichts! Überhaupt nichts!«

Er wandte sich von Lucion ab. Auch wenn er nicht so genau wusste, wohin er lief, war für ihn klar, dass er schnellstens von hier fort musste.

Hinter ihm flammte ein Licht auf, das genauso leuchtete wie unmittelbar vor Mendelns rätselhaftem Verschwinden. Noch während Uldyssian rannte, machte er sich auf das Unvermeidliche gefasst.

Die Kraft, die ihn dann traf, war sonderbar kalt. Ihm war, als hätte man seinen Körper von innen nach außen gekehrt. Arme und Beine verweigerten ihren Dienst, Muskeln und Knochen schienen sich in eine weiche Masse verwandelt zu haben.

Uldyssian stürzte gegen einen Baum und sank zu Boden.

»Vielleicht bist du wirklich nichts, wie meine Schwester sagte«, überlegte Lucion kühl. »Vielleicht ist Uldyssian ul-Diomed ein Niemand.«

Ein Kribbeln umgab den Bauern, der kaum noch bei Bewusstsein war. Der Boden unter ihm schien sich zu entfernen, und dann erst begriff er, dass er ein gutes Stück darüber in der Luft schwebte.

»Ich werde dich testen und wieder testen müssen, um Gewissheit zu erlangen. Ich werde auch die Morlu mit dir spielen lassen.

Sie wecken bei ihren Opfern das Verlangen zu überleben, das wiederum die Macht der Nephalem wecken sollte ... falls sie wirklich in dir zu finden ist.«

»Da ... ist nichts«, keuchte Uldyssian. »Ich bin ... keine Bedrohung ... für Euch ...«

»Das warst du nie, Mensch. Ich bin Lucion, Sohn des *Mephisto*, des Größten der Erzbösen! Blut von meiner Art mag in deinen Adern fließen, aber es wurde durch die kindliche Leere von Inarius' Art verwässert.«

Als Uldyssian auf den Primus zuschwebte, veränderte sich das Bild vor seinen Augen. Lucion zeigte sich noch immer als Primus, doch Uldyssian glaubte, dass die entsetzlichen Bruchstücke, die er während der vorausgegangenen Verwandlung gesehen hatte, eher der Wahrheit entsprachen.

Was hatte Lucion über Lyliä – *Lilith* – gesagt? Dass sie seine Schwester war?

»Ja, ich werde dich testen und wieder testen müssen, damit kein Zweifel bleibt«, wiederholte der Dämon und lächelte ihn an. Obwohl sein Gesicht noch das eines Menschen war, sprachen die spitzen Zähne und die gespaltene Zunge eine andere Sprache. »Und wenn du versagst ... werde ich dich einfach an die Morlu verfüttern ... Natürlich, während du noch am Leben bist.«

Obwohl Lucion immer noch lächelte, wusste Uldyssian, dass er nicht scherzte. Absolut nicht.

ZWEIUNDZWANZIG

Achilios hatte Uldyssian ohne zu zögern gehen lassen. Er wusste, auf seinem Freund lastete ein immenser Druck. Die überraschende Ankunft von so vielen Menschen aus Partha reichte sogar, um den Bogenschützen aus der Ruhe zu bringen. Ihre Hingabe erstaunte ihn zutiefst, obwohl auch Achilios dem Bauern sein Leben anvertraut hätte.

Sein Gedankengang wurde dadurch unterbrochen, dass Serenthia plötzlich nach Atem rang und in die Richtung schaute, in die Uldyssian gegangen war. Fast im gleichen Augenblick nahm auch er wahr, dass etwas ganz entsetzlich schiefgegangen war. Etwas, das Uldyssian *und* Mendeln betraf.

»Bleib hier!«, rief er ihr zu. Er stürmte an den verdutzten Städtern vorbei und nahm dabei den Bogen von der Schulter. Er wusste, der Dschungel stellte eine noch tückischere Umgebung dar als sein heimischer Wald. Doch er brauchte nur eine freie Schussbahn, mehr war nicht nötig.

Vorausgesetzt natürlich, er kam nicht zu spät.

»Ich wollte dies in aller Ruhe erledigen, damit andere, die möglicherweise an den Nephalem interessiert sind, nichts davon mitbekommen«, erklärte Lucion seinem hilflosen Gefangenen. »Es gibt so viele andere, die dafür etwas übrig hätten. Außerdem verdient alles, wofür meine Schwester eine Vorliebe hat, mit großer Vorsicht behandelt zu werden.«

Seine Augen hatten nichts Menschliches mehr und erinnerten Uldyssian viel zu sehr an Lilith. Sie waren wieder auf den Bauern

gerichtet und suchten nach dem, was Uldyssian selbst nicht mehr in sich spürte.

»Sie ist gerissen, und ihr Verstand ist wie ein Labyrinth. Ich war nicht allzu traurig, als ich Jahrhunderte später erfuhr, dass der Engel sie in die endlose Leere verstoßen hatte, damit sie niemals zurückkehrte.« Er lachte. »Nun, »niemals« ist bei ihr ein relativer Begriff. Inarius hätte es besser wissen sollen. Er hätte sie töten müssen, aber seine Art war schon immer zu sentimental veranlagt.«

Ein plötzliches Knistern bläulicher Energie hüllte Uldyssian ein. Er stieß einen Schrei aus, doch der Laut wurde erstickt.

Wenn Lucion daraus irgendetwas ersehen konnte, ließ er es sich zumindest nicht anmerken. Stattdessen nickte der Dämon nur und meinte dann: »Es bleibt nur die Frage nach deinem Bruder und dem, was von *ihm* Besitz ergriffen hat. Vieles von dem, was ich sagte, war gelogen, das aber nicht. Etwas von dämonischer Art übt Macht über ihn aus ... doch da ist auch etwas anderes. Vielleicht werde ich euch beide studieren. Würde dir das gefallen?«

»Verdammt sollt Ihr sein!«

»Danke, aber das bin ich schon. Können wir fortfahren?« Lucion grinste noch breiter, und die Welt um Uldyssian bekam ein durchscheinendes, körperloses Aussehen. Irgendwo im Hintergrund nahm schwach das Innere eines großen Bauwerks – des Haupttempels, wie Uldyssian entsetzt vermutete – Gestalt an.

Im gleichen Moment traf den Primus im Lichtschein der Energie, die den Bauern umgab, ein Pfeil mitten in die Kehle.

Lucions Kopf wurde von der Wucht des Treffers herumgerissen, Blut spritzte aus der klaffenden Wunde. Die Pfeilspitze hatte sich so tief ins Fleisch gebohrt, dass Uldyssian meinte, sie müsse

im Genick wieder austreten.

»Uldyssian!«, rief Achilios. »Versuch dich zu befreien!«

Das hatte er bereits seit seiner Gefangennahme versucht, jedoch ohne Erfolg. Uldyssian hatte sich auch erneut Mendelns Rat zu Herzen genommen, aber auch das hatte nichts bewirkt. Inzwischen fragte er sich, ob die vorangegangene Flucht nur durch einen Zufall gegangen war und welche Kräfte sein Bruder dabei wohl ins Spiel gebracht hatte. Wieder und wieder gingen ihm Lylias spöttische Worte durch den Kopf. Er war ein Nichts ... ein Nichts ...

Ein leises Schwirren kündigte den nächsten Pfeil an, der auf Lucion abgefeuert wurde. Uldyssian hatte keinen Zweifel daran, dass Achilios auch ihn genau ins gewünschte Ziel jagen würde.

Doch in letzter Sekunde schoss Lucions Hand hoch. Er bekam den Pfeil zu fassen, als der nicht einmal mehr eine Daumenlänge von seiner Brust entfernt war. Er zerbrach ihn und schleuderte die Hälften zu Boden, dann griff er nach dem, was in seinem Hals steckte.

Der Primus zog an dem Pfeil, der mit einem hässlichen schmatzenden Geräusch freikam. Er atmete ein, und das Blut floss in die Wunde zurück, die sich schon einen Moment später schloss.

Irgendwo links von Uldyssian stieß Achilios einen Fluch aus und knurrte: »Nicht schon wieder!«

Lucion betrachtete das Blut an der Pfeilspitze, dann zuckte seine Zunge hervor und leckte die rote Flüssigkeit vollständig ab. Der Dämon lachte amüsiert, als er den Pfeil zur Seite warf.

»Ein Volltreffer mitten in der Nacht, obwohl der Bogen so verzaubert ist, dass er sein Ziel verfehlen soll ... Du würdest einen hervorragenden Morlu abgeben«, lobte er. »Möchtest du

dich uns anschließen?»

Der Primus gestikulierte, und von Achilios war ein Aufstöhnen zu hören. Als Uldyssian dann auch noch Schritte vernahm, ahnte er, dass der Jäger gezwungen wurde, auf Lucion zuzugehen.

»Ich habe schon seit Jahrhunderten nicht mehr so viel zu tun gehabt«, höhnte der Primus. »Ich hatte ganz vergessen, wie wundervoll es ist, diese Dinge selbst in die Hand zu nehmen, anstatt sich auf fehlbare Sterbliche zu verlassen ...«

Plötzlich kam ein anderes Geschoss – ein Stein – auf ihn zugeflogen. Während Achilios' Pfeile ihr Ziel nicht verfehlt hatten, prallte der Stein von einem unsichtbaren Schutzschild um Lucion ab.

Das änderte aber nichts daran, dass im nächsten Moment ein Hagel aus Steinen, Ästen und anderen Gegenständen auf den Dämon niederprasselte. Einige Werfer konnten offenbar überhaupt nicht zielen, während andere genau ihr Ziel getroffen hätten, wäre da nicht die unsichtbare Barriere gewesen.

Dann kamen von allen Seiten die Menschen von Partha aus dem Dschungel, angeführt von Serenthia, und kreisten das Trio ein.

»Lass ihn frei!«, rief Serenthia. »Lass *die beiden* frei!«

Andere stimmten in ihre Rufe ein, allen voran Romus. Die Städter hielten einfache Speere, Äxte und Heugabeln umklammert – die Waffen des gemeinen Volkes. Weitere Objekte wurden auf den Primus geschleudert, prallten aber ebenfalls ab.

Zum ersten Mal zeigte die Miene des Dämons etwas anderes als pure Arroganz. Er betrachtete die Menge mit großem Interesse. »Beeindruckend«, rief er. »Ich habe ihr Kommen nicht bemerkt, bis der erste Stein geworfen wurde.« Wieder sah er Ul-

dyssian an. »Könnte das an dir liegen ... oder vielleicht an deinem Bruder?« Er kniff die Augen ein wenig zusammen. »Nein, ich glaube, es hat etwas mit dir zu tun, Marionette meiner Schwester. Ich fühle eine Verbindung, die sich zwischen *all* diesen Leuten ausbreitet, aber der Ursprung ... ja, das würde es erklären ... es dürfte so sein, weil ...« Er ließ den Satz unvollendet und hing seinen Gedanken nach.

Offenbar legte Romus das als Zögern aus, woraufhin er einen lauten Schrei ausstieß und mit mehreren seiner Begleiter vorrückte.

Lucion musterte die Angreifer gedankenverloren, und im nächsten Moment explodierte der Boden um ihn. Menschen, Bäume, Erdreich – nichts blieb davon verschont. Die Explosion zerriss den Dschungel in weitem Umkreis, Schreie gellten, und für einen Augenblick war der Nacht taghell.

Uldyssian fürchtete nicht um sein Leben, denn zum einen wäre er in diesem Moment liebend gern gestorben, zum anderen wusste er, dass Lucion ihn beschützte. Allerdings war er auch der Einzige, der diesen Schutz genoss. Sein Mitgefühl galt all denen, die seinetwegen gekommen waren und nun unter der Attacke des Dämons leiden mussten.

Obwohl der Zauber nur den Bruchteil einer Sekunde anhielt, schien er einfach kein Ende zu nehmen. Als wieder Ruhe einkehrte, stand in einem Radius von zwanzig Schritten kein Baum mehr. Der Boden war mit schwarzen Rissen überzogen, und darunter war ein feuriges Leuchten zu sehen, als hätte der Dämon den Zorn der Unterwelt heraufbeschworen. Der Dschungel war schon zuvor heiß und schwül gewesen, doch jetzt schien die Luft regelrecht zu brennen.

»Ein Vorgeschmack darauf, was kommen wird«, erklärte Luci-

on, ohne sich damit an jemand Bestimmtes zu wenden. »Wenn die Welt nach unseren Vorstellungen verändert wird.«

Von allen Seiten war klagendes Stöhnen zu hören. Uldyssian roch etwas Widerwärtiges, was ihm seit dem Tod seiner Familie nicht mehr in die Nase gestiegen war – der stechende Gestank verbrannter Leiber. Hier wurden aber keine Opfer der Pest eingäschert, um eine weitere Verbreitung der Krankheit zu verhindern, hier verbrannten unschuldige Menschen, die auf Uldyssians naive Versprechen hereingefallen waren.

Etwas in ihm verkrampfte sich, als er jeden seiner Fehler und jede Katastrophe noch einmal durchlebte. Mit einem gepeinigten Schrei versuchte er, sich zu befreien.

Wieder scheiterte sein Bemühen.

»Ich sehe, du möchtest genauso bald in den Tempel zurückkehren wie ich«, spottete Lucion, der das von ihm veranstaltete Blutbad betrachtete. Die feurigen Risse im Boden tauchten sein Gesicht in ein perfektes Licht. »Da es hier nichts gibt, was wirklich von Wert wäre, könnten wir auch jetzt schon aufbrechen. Was meinst du?«

Noch während er sprach, traf ihn ein weiterer Pfeil an der Brust. Er prallte jedoch ab, ohne eine Wirkung zu erzielen.

Aus dem Augenwinkel sah Uldyssian, dass Achilios bereits den nächsten Pfeil anlegte, ohne seinen Blick von dem Dämon abzuwenden.

Lucion rief mit gespielter Entrüstung: »Ich sagte, du würdest einen hervorragenden Morlu abgeben, aber dafür musst du erst einmal sterben!«

Achilios ließ die Sehne zurückschnappen.

»Und das wirst du auch«, fuhr der Dämon fort.

Auf halber Strecke beschrieb der Pfeil plötzlich eine Kurve und

kehrte zum Bogenschützen zurück, der rückwärts stolperte und den Arm zum Schutz hochriss.

Trotzdem traf das Geschoss ihn in die Kehle, so wie der Dämon zuvor getroffen worden war. Aber während Lucion eben ein Dämon war, handelte es sich bei Achilios nur um einen Sterblichen.

Ein Schrei hallte durch den verwüsteten Dschungel. Er kam von Serenthia, nicht von dem Bogenschützen. Während Achilios zusammenbrach, rannte sie zu ihm und konnte ihn gerade noch auffangen, bevor er mit dem Kopf gegen einen entwurzelten Baum schlug.

»Achilios, nein! Nein!«

Der Mann in ihren Armen konnte nichts erwidern, sein Blick war leer. Er war auf der Stelle gestorben, auch wenn es nicht Lucions Absicht gewesen war, sein Leiden so kurz zu halten.

Der Primus streckte nun seine Hand Serenthia entgegen. »Wie köstlich. Komm zu mir, meine Liebe. Lass mich dich trösten.«

Sie versuchte, sich an Achilios festzuhalten, doch die Hexenkunst des Dämons zog sie in seine Richtung. Lucions Macht manövrierte sie zwischen den dampfenden, rotglühenden Rissen im Boden und Flecken verbrannter Erde hindurch zu sich. Schließlich war sie nicht länger in der Lage, sich an dem toten Bogenschützen festzuhalten, und so musste sie den Leichnam hinter sich zurücklassen.

Das Ende war nun zum Greifen nah. Uldyssians Demütigung hatte zum Tod seiner Freunde und seines Bruders geführt – er musste davon ausgehen, dass Mendeln nicht mehr lebte, denn wo sollte er sein? –, und Serry würde so wie er ein weiteres Opfer werden.

Alles hätte anders kommen können, wäre er tatsächlich im Be-

sitz dieser Kräfte gewesen. Dann hätte er zumindest versuchen können, sich zur Wehr zu setzen und seine Freunde davor zu bewahren, sein Schicksal zu teilen. Doch er stellte für Lucion keine Bedrohung dar. Er war nichts ... gar nichts ...

Sein Blick wanderte von der verzweifelten Serenthia zu Achilles' totem Körper und zurück. Mehr als einmal hatten sie alle so tapfer für ihn gekämpft, sie hatten an ihn geglaubt – wie so viele andere auch.

Einer der Parthaner stürmte plötzlich vor, um Serenthia zu helfen. Es war Romus, dessen Gesicht schlimmer entstellt war als zuvor, der mit verbrannten Händen nach ihr griff. Ein anderer Städter schloss sich ihm an, dann noch einer. Gemeinsam konnten sie zwar bewirken, dass sie sich langsamer in Lucions Richtung bewegte, doch aufzuhalten war sie nicht. Der Dämon lachte nur über ihre Bemühungen.

Doch während er lachte, versuchte eine andere Schar Parthaner wieder auf ihn zuzustürmen. Diesmal waren ihre Waffen keine Äxte oder Heugabeln. Sie benutzten etwas, das mancher als Magie beschrieben hätte.

Rund um den Primus entwickelte sich die Luft zu einem Füllhorn heftigster Energien. Aus dem Nichts tauchten Felsbrocken auf, ein Ast flog in Lucions edles Gesicht ... prallte aber wirkungslos ab.

Unter den Angreifern befand sich auch Bartha, die mit Tränen in den Augen und entschlossener Miene vorrückte. Uldyssian bemerkte mit Bestürzung, dass von ihrem Sohn nichts zu sehen war, und er konnte nur hoffen, dass der Junge lediglich in sicherer Entfernung zurückgeblieben war.

»Das Potenzial ist da«, meinte Lucion und nickte anerkennend, obwohl die Ergebnisse der Angreifer bedeutungslos waren. »Aber

ich glaube, ich möchte doch lieber den einen testen und jeden neuen von Grund auf selbst ausbilden. Dann muss ich ihnen nicht erst schlechte Angewohnheiten austreiben.« Den letzten Satz sagte er mit finsterem Blick an die Parthener gerichtet.

Rund um Barthas Gruppe tat sich der Erdboden auf, Lava quoll heraus und umschloss die Menschen. Ihre Schreie schmerzten in Uldyssians Ohren.

»NEIN!«, schrie er aus Leibeskräften. Er kniff die Augen zu, Tränen liefen ihm über die Wangen. Mit den Fäusten schlug er auf den Boden und schrie noch einmal: »NEIN!«

Es dauerte einen Atemzug, ehe Uldyssian bemerkte, dass um ihn wieder Stille eingetreten war. Sofort fürchtete er, das zuvor von Lucion angerichtete Blutbad könnte neben dem, was nun geschehen war, zur Bedeutungslosigkeit verblasst sein. Langsam schlug er die Augen auf.

Zu seinem Erstaunen waren Bartha und die anderen unverehrt. Eine Wand aus zuvor flüssigem Gestein umgab sie, doch es war offenbar erkaltet und erstarrt, da einer der Parthener mit Tritten und Fausthieben einen Teil der Wand einzureißen begann.

Uldyssian dankte für dieses Wunder, erst dann bemerkte er, dass noch zwei weitere geschehen waren. Zum einen bewegte sich Serenthia nicht länger hilflos auf Lucion zu, sondern wurde von Romus und den anderen in Sicherheit gebracht. Das dritte – und für ihn selbst erstaunlichste – Wunder betraf aber ihn selbst. Uldyssian schwebte nicht länger in der Luft, was er erst jetzt begriff, da er auf dem Boden kniete und mit den Fäusten auf die Erde einhämmerte.

All das war *sein* Werk – nicht das von Lucion!, brach sich die Erkenntnis in ihm Bahn. Lilith hatte Uldyssian belogen ... was

ihn nicht wirklich überraschte. Er begann zu ahnen, dass er sich gegen sie nicht zur Wehr hatte setzen können, weil sie seinen Glauben an sie benutzt hatte, um seinen Willen zu brechen.

Uldyssian setzte einen Fuß auf den Boden. Sein Blick nahm einen schrecklichen Ausdruck an, als er zu seinem Peiniger starrte. Der Verrat von Lucion und Lilith vereinte sich in Uldyssians Geist und entfachten seine Entschlossenheit nur noch mehr.

»Genug«, erklärte der einst so simple Bauer und stand auf. »Es reicht!«

Der Primus lächelte nun nicht mehr, sein Gesicht spiegelte mehr als zuvor sein wahres, monströses Selbst wider. »Du solltest mich besser nicht provozieren, Sterblicher. Mein freundliches, zivilisiertes Äußeres ist nur eine Fassade, weiter nichts. Du möchtest nicht das reizen, was darunter verborgen liegt ...«

Kopfschüttelnd erwiderte Uldyssian: »Du irrst dich, Primus ... Lucion ... Bruder von Lilith. Du solltest lieber aufpassen, dass du *mich* nicht länger provozierst!«

Daraufhin setzte der Dämon zu einem heulenden Gelächter an, doch Uldyssian hätte schwören können, dass es mehr aus Verunsicherung geboren war. Dennoch gab es weniger denn je einen Grund für Lucion, seine Kontrolle über den Menschen aufzugeben.

Uldyssian indes hatte sich aus eigener Kraft befreit, was bedeutete, dass die Gabe ... nein, das *Geburtsrecht* und *Erbe*, wie Lilith es bezeichnete ... ihn wahrhaftig durchströmte. So wie er es anfangs schon geglaubt hatte. Vielleicht nicht so stark und formbar, wie er es damals hoffte. Doch Lilith hatte eindeutig gelogen, als sie erklärte, er sei ohne sie ein Nichts, ein Niemand.

»Verschwinde«, forderte Uldyssian ihn auf. »Verschwinde – oder beende es hier und jetzt.«

Lucions Lachen verstummte.

Der Boden brach erneut auf, Lava schoss in die Höhe, und diesmal war alles auf Uldyssian konzentriert. Heiße Asche stieg auf und bedeckte ihn, glühende Erde legte sich auf seinen Körper. Der Untergrund gab nach, und Uldyssian begann, in der Tiefe zu versinken.

Dennoch machte der Bauer einen trotzigen Schritt auf seinen Widersacher zu. Als ihm das tatsächlich gelang, ließ er einen weiteren Schritt folgen. Dabei kümmerte ihn weder die heiße Asche noch der glühende Untergrund ... und genau deshalb konnte ihm nichts von beidem etwas anhaben.

Im Hinterkopf nahm Uldyssian diejenigen wahr, die die Attacken des Dämons überlebt hatten und nun mit neugewonnenem Selbstvertrauen abermals ihre Kraft beschworen. Mehr als geglaubt hatten überlebt und waren wohlauf, was wiederum Uldyssian den Ansporn gab, weiter einen Fuß vor den anderen zu setzen.

Als er die halbe Strecke zurückgelegt hatte, stellte er mit einem Anflug von Belustigung fest, dass Lucion unbewusst einen Schritt nach hinten machte.

»Willst du mir nicht endlich deinen Segen geben, Primus? Einen Segen, wie ihn dein Diener Malic dem guten Meister Ethon, dessen Sohn und anderen erteilte?« Seine Erheiterung wich unverhohlener Verachtung. »Du scheinst das zu bevorzugen ...«

»Ich werde dir meinen Segen geben«, krächzte der Dämon, dessen Stimme nicht länger kultiviert oder gar menschlich klang. »Und dann ... dann werde ich deine Eingeweide verspeisen und dein Blut aus einem Kelch trinken, der aus deinem armseligen Schädel geschaffen wurde ...«

Noch während er sprach, verschwand sein menschliches Er-

scheinungsbild, und er bot einen entsetzlichen Anblick. Auf Uldyssian wirkte er nun *noch* schlimmer, da er Ähnlichkeit mit Lilith hatte.

Lucion war noch einmal um die Hälfte größer als die Dämonin und von deutlich breiterer Statur, doch auch er trug eine Mähne aus Dornen, die ihm bis weit auf den Rücken reichte. Im Gegensatz zu seiner Schwester hatte er aber gleich drei Schwänze, die alle vom Ansatz bis zur Spitze mit dolchartigen Auswüchsen überzogen waren, jeder dieser Auswüchse länger als Uldyssians Hand.

Lucion machte einen Schritt auf ihn zu und ließ dabei erkennen, dass er, wie auch seine Schwester, gespaltene Hufe hatte. Seine Hände waren anders, da er mehr als fünf Finger an jeder Klauenhand vorweisen konnte. Diese Klauen erinnerten an die Krallen eines Dachses. Von den Spitzen tropfte eine Flüssigkeit, die ohne Zweifel Gift sein musste.

Was das Gesicht betraf, waren nur die Augen identisch. Lucion, der den gut aussehenden, gebildeten Kleriker mimte, war in Wahrheit eine Bestie, deren Kopf mehr an den einer Kröte erinnerte. Sein Maul war breiter als die obere Hälfte des Schädels, und als er es öffnete, wurden mehrere Zahnreihen sichtbar. Liliths Bruder besaß keine Nase, nicht einmal Nasenlöcher, und sein Kinn lief zur Mitte hin so spitz zu, dass Uldyssian sich fast vorstellen konnte, wie er es als Waffe einsetzte.

»Nun?«, schnarrte der Dämon, dessen Grinsen buchstäblich von Ohr zu Ohr reichte. Die wiederum waren so hoch und breit, als würden sie zu einem viel größeren Geschöpf gehören. »Komm her, Uldyssian ul-Diomed ... ich werde dir meinen Segen geben. Ein für alle Mal ...«

Obwohl Lucions Erscheinungsbild beeindruckend war, löste es

bei dem Menschen keinerlei Angst mehr aus. Nur Abscheu regte sich in Uldyssian, Abscheu darüber, dass etwas so Widerwärtiges lange genug in dieser Welt existieren durfte, um sie zu beschmutzen. Ganz sicher war es Unrecht, dass Kreaturen wie Lucion sich in den Ländern des Sanktuariums bewegen konnten. Ja, das Sanktuarium ... so lautete der wahre Name der Welt ...

»Dann gib ihn mir«, forderte er den Dämon auf. »Gib ihn mir endlich.«

Fast augenblicklich fühlte Uldyssian ein Ziehen in seinem Magen, als wolle das Organ seinem Körper entfliehen. Ähnliches bemerkte er bei seiner Lunge, dann bei seinem Herzen. Es gab keinen Zweifel, dass sie alle aus seinem Leib herausplatzen würden, wenn er es zuließ.

Er fragte sich, ob Lucion wohl wusste, wie sich dieser Zauber anfühlte. Und ob der Dämon auch darunter leiden konnte.

Als wäre sein Gedanke bereits in die Tat umgesetzt worden, sah er, wie Lucion auf einmal nach seiner Brust griff. Der Dämon machte einen perplexen Eindruck. In seinen furchterregenden Augen war zu erkennen, dass er Schmerz verspürte.

Er starrte den Menschen an, und sofort ließ das Ziehen in Uldyssians Körper nach. Lucion selbst erholte sich ebenfalls wieder. »Lächerliche Spielchen für niedere Kreaturen ...«, fauchte der Dämon.

Uldyssian sah keinen Grund, darauf etwas zu erwidern, stattdessen kam er näher. Was er tun wollte, wusste er noch nicht. Ihm war nur klar, dass er etwas tun *musste*, und zwar schnell.

Sonderbar an dieser Konfrontation war, dass Lucion umso weniger bedrohlich erschien, je näher Uldyssian ihm kam. Der Bauer fühlte, wie seine Kraft Auftrieb bekam und wusste, diese zusätzliche Kraft stammte von den Parthanern und Serenthia. Sie

alle hatten nicht nur die ganze Zeit über weiter an ihn geglaubt, sondern waren sogar mehr als zuvor davon überzeugt, dass er war, wofür sie ihn gehalten hatten.

Seine unerschrockene Attacke verblüffte den Dämon – aber nur für eine Sekunde. Als die beiden zusammenprallten, schossen Lucions Schwänze vor wie bei einem Skorpion und trafen Uldyssian wieder und wieder am Rücken, vor allem an der Wirbelsäule, wo sie sich tief ins Fleisch eingruben. Jedes Mal wurden sie aber sofort abgestoßen, und die Wunden verheilten binnen eines Herzschlags. Uldyssian fühlte ein leichtes Unbehagen, mehr aber auch nicht.

Er bekam einen der Schwänze zu fassen und riss ihn ab, obwohl die Dornen seine Handfläche durchbohrten. Der Dämon schrie gepeinigt und wütend auf, während Uldyssian das Anhängsel verächtlich zur Seite warf und nach dem nächsten griff. Lucion zog die Schwänze zurück, wahrscheinlich um sie erst dann wieder einzusetzen, wenn die Gefahr geringer war, einen oder gar beide zu verlieren.

»Wie war sie, meine Schwester?«, flüsterte der Dämon, als sie beide sich wieder umklammert hielten, um einander zu vernichten. »War sie das, was du dir erträumt hattest? Alles, was du begehrt hattest? Lilith wird von jeder Kreatur begehrt, musst du wissen. Sie hatte so viele Liebhaber außer dir, aber nur einen hat sie wirklich geliebt ... oh, aber nicht dich.«

Uldyssian ließ Lucion reden. Der Schmerz, dass ihre Liebe nur eine Lüge gewesen war, saß immer noch tief. Doch dieser Schmerz genügte nicht, um ihn von dem abzubringen, was er tun musste. Für ihn zählte nur, diesem schrecklichen Ungeheuer Einhalt zu gebieten.

»Sie liebte nur einen, o ja ... und sein Name ist – Inarius! Er-

innerst du dich an ihn? Hat sie ihn im Bett geflüstert, wenn du bei ihr warst? Verbeuge dich lieber vor mir als vor *ihm*, Mensch! Er wäre nicht so barmherzig. Nein, überhaupt nicht ... Du wärest *nichts* für ihn, rein gar *nichts*.«

Nichts. Da war wieder dieses Unwort. Uldyssian war schon immer nichts für diese Wesen gewesen, so wie alle Menschen nichts für sie waren.

Es reicht, dachte er. *Ich ... wir ... wir werden nicht länger nichts für Kreaturen wie diese sein!*

»Ich werde mich vor niemandem verneigen!«, gab er dann zurück und packte den Dämon an der Kehle. Was immer es war, das zu erreichen er sich erhoffte, er musste es jetzt in die Tat umsetzen. Je länger dieser Kampf dauerte, desto wahrscheinlicher wurde es, dass Lucion eine Schwäche fand, die er ausnutzen konnte. »Erst recht nicht vor jemandem, der für mich *nichts* ist!« Liliths Worte kamen ihm ins Gedächtnis zurück, nur dass er sie jetzt in ihr Gegenteil verkehrte. Nicht er war nichts, sondern sie und ihr Bruder waren es. »*Du* bist nichts, Lucion, und mehr hast du auch nicht verdient.«

Der Dämon setzte erneut zum Lachen an, doch daraus wurde ein erstickter Laut. Lucion packte die Hand an seiner Kehle, aber nicht weil Uldyssian sie ihm zudrückte. Der Mensch drückte nur gerade fest genug zu, damit das monströse Ding auf Abstand zu ihm blieb. Ein übermächtiges Verlangen erfasste Uldyssian, das Verlangen, seine Worte Wirklichkeit werden zu lassen.

»*Nichts*, Lucion ... *nichts!*«

Uldyssian stutzte. Ein fahler Schein legte sich über den Dämon. Die kräftigen Farben seines Körpers wurden blasser, als seien sie mit einem Mal verblichen. Lucions Schwänze versuchten einen erneuten wütenden Angriff, doch diesmal gelang es

ihnen nicht mehr, Uldyssians Haut zu durchdringen. Für ihn fühlte sich die Attacke nicht anders an, als würde der Wind ihn berühren ... und nach und nach bewirkten die Dornen nicht einmal mehr diese Empfindung.

Dann fiel Uldyssian auf, dass er *durch den Dämon hindurch* den Dschungel sehen konnte. Das spornte ihn zum Weitermachen an. Er ignorierte Lucions verzweifelt kratzende Krallen, die ihm bestenfalls wie schwache Nadelstiche vorkamen.

Schließlich schrie der Dämon ihn an: »Hüte dich, Uldyssian ul-Diomed! Sie ist mit dir noch nicht fertig! Meine Schwester lässt keines ihrer Spielzeuge in Ruhe, solange noch ein Funken Leben in ihnen ist! Ich kenne ihre Art. Ich kann dir helfen! Ich kann dich führen! Ich werde mich vor dir verbeugen, ich werde dich ›Meister‹ nennen! Hör mir nur zu ...«

»Ich kann nur die Rufe der Dschungeltiere hören«, versetzte Uldyssian kopfschüttelnd. »Und das Flüstern des Windes, das bereits leiser wird. Sonst höre ich *nichts*.«

Lucion bewegte den Mund, aber es kam kein Laut mehr heraus. Unter Uldyssians Griff wurde aus Schuppenhaut Luft. Der Dämon war jetzt komplett durchsichtig. Sein Gesicht war eine Fratze, die seine Angst verriet, da er nicht verstehen konnte, was mit ihm geschah. Was Uldyssian da vollbrachte, war für einen Menschen eine unmögliche Leistung ... für einen Menschen – aber nicht für einen Nephalem.

Schließlich wurde aus dem Dämon das, was Uldyssian gewünscht hatte: *nichts*.

Der Sohn des Diomedes stand da, die Finger immer noch so gekrümmt, als würden sie eine Kehle umschließen. Langsam nahm er seine Hand zurück und betrachtete sie, als suche er dort nach einer bedeutenden Wahrheit.

Er bemerkte nicht sofort, dass sich ihm jemand von hinten näherte, doch er wusste, wer es war. Langsam drehte er sich zu Romus um, der erschreckt aufschrie und sofort mehrere Schritte zurückwich.

»Verzeiht mir, Meister Uldyssian! Ich wollte Euch nichts Übles, nur weil ich mich Euch so genähert habe. Es ist nur so ... aye, es ist so, dass Ihr völlig reglos dagestanden habt ...«

»Es ist gut, Romus, es ist gut.«

»Ist es vorbei?«, wollte der Mann wissen. »Ist der Dämon tot?«

»Nein ... er *ist* nur einfach nicht mehr.«

Romus sah ihn daraufhin nur noch verwirrter an.

Seufzend erklärte Uldyssian: »Der Dämon ist für immer fort. Es ist alles in Ordnung.«

Doch während er diese Worte sprach, wusste er, dass dem nicht so war. Ringsum lag der verwüstete Dschungel, der von den flammenden Rissen im Boden beschienen wurde. Schlimmer noch aber waren die vielen Opfer, die Menschen, die ihm hierher gefolgt waren. Einigen von ihnen war nicht mehr zu helfen, doch einige andere klammerten sich noch an ihr Leben ...

Ohne nachzudenken ging er an Romus vorbei und begab sich zum ersten der Verwundeten. Das Gesicht kam Uldyssian vertraut vor, aber den Namen des Parthaners kannte er nicht. Doch das genügte schon, und der bloße Gedanke daran, was diese Seele hatte erdulden müssen, genügte für Uldyssian, dass ihm wieder Tränen kamen.

Er bückte sich, um den Verwundeten besser auf den Boden zu betten ... als unter seinen Handflächen ein schwaches Leuchten sichtbar wurde.

Der Parthaner rang mühsam nach Luft und schaffte es durch-

zuatmen. Uldyssian hätte schon fast die Hände zurückgezogen, aber dann bemerkte er, wie die Prellungen und Schnittwunden im Gesicht zu verheilen begannen. Die Schulter, die so verdreht war, als gehöre der Arm nicht länger zum restlichen Körper, schien zu heilen.

Uldyssian bewegte seine Hände nicht von der Stelle, bis alle Verletzungen genesen waren und der Mann wieder normal atmete.

Als er sich aufrichtete, bemerkte er zu seiner Überraschung, dass um ihn andere Parthaner standen und ihn gebannt und ehrfürchtig betrachteten. Er streckte seine Hände nach einer Frau mit einem blutigen Schnitt im Gesicht aus und wiederholte den Prozess. Als er die Finger zurückzog, war auch sie geheilt.

So ging er von einem zum anderen, von denen, die ihn umstanden, zu denen, die auf dem Dschungelboden lagen. Uldyssian suchte sich zuerst die heraus, die ihn am nötigsten hatten, um ihnen vor allen anderen zu helfen.

Wie lange er brauchte, wurde ihm erst bewusst, als das erste Tageslicht durch das dichte Blätterdach drang. Uldyssian fühlte sich erschöpft, zugleich aber auch euphorisch. Es war ihm gelungen, allen zu helfen, denen noch zu helfen gewesen war, auch wenn Lilith das Gegenteil behauptet hatte. Dass ihm das möglich war, freute ihn noch mehr als sein Sieg über Lucion.

Doch die Freude verflog in dem Moment, als er sich schließlich Serenthia zuwandte, die immer noch Achilios' Kopf an sich gedrückt hielt.

Uldyssian wäre in der Nacht fast schon einmal zu ihr gekommen, doch er hatte sich zu schuldig gefühlt, weil er wusste, dass sein Freund bei dem Versuch gestorben war, ihn zu retten.

Schlimmer noch aber war das Wissen, dass seine Kräfte nicht

ausreichen, um Achilios wieder lebendig zu machen.

Jemand war bei Serenthia, jemand, den er fast für tot gehalten hätte: Mendeln. Er war so bleich wie der tote Bogenschütze und stand mit finsterner Miene neben den beiden. Als Uldyssian sich näherte, sah er ihn an und nickte einmal kurz.

»Du hast es geschafft. Sie hat gelogen.«

»Sie hat gelogen.« Er wollte Mendeln fragen, welche Rolle er zuletzt gespielt hatte, doch Serenthia wählte diesen Moment, um Uldyssian anzuschauen.

»Gibt es gar nichts, was ...«, setzte sie an.

In Wahrheit hatte er einmal in dieser Nacht das Udenkbare versucht, war aber gescheitert. Uldyssian war sich nicht sicher, ob das wirklich so schlecht war, selbst wenn es bedeutete, dass seine Freunde nicht hoffen konnten. »Es tut mir leid. Nein, es gibt nichts, was wir tun könnten, um es ungeschehen zu machen.«

Sie nickte verstehend, was sein Herz noch ärger schmerzen ließ.

Mendelns Blick war auf die Parthaner gerichtet, die ein großes Feuer vorbereiteten. Ihrer Tradition entsprechend trafen sie die notwendigen Vorbereitungen, um die Toten zu verbrennen. »Sie sollten sie beerdigen.« Sein Blick wurde eindringlicher, als er wieder Uldyssian und Serenthia ansah. »Wenigstens sollten *wir* Achilios beerdigen, findet ihr nicht auch?«

Auch wenn der entschlossene Gesichtsausdruck seines jüngeren Bruders ihn ein wenig beunruhigte, nickte Uldyssian. So wurde es in Seram gehandhabt, wenn nicht eine Krankheit oder Seuche andere Vorgehensweisen erforderlich machten.

Dennoch war es nicht seine Entscheidung. »Du musst sagen, was du möchtest, Serry ... Serenthia.«

Sie zögerte keine Sekunde. »Er hätte sich gewünscht, beerdigt zu werden, um eins zu sein mit dem Dschungel, wenn schon nicht mit dem Wald.«

Mendeln nickte düster. »Ich weiß die perfekte Stelle ...«

Die Brüder trugen Achilios selbst, nur Serenthia folgte ihnen. Und als Romus und die anderen auch mitkommen wollten, untersagte Uldyssian es ihnen. Es ging nur sie drei etwas an.

Er ließ Mendeln den Weg zeigen, und nach einer Weile hatten sie eine üppig bewachsene Stelle gefunden. Ganz in der Nähe war das leise Rauschen eines Baches zu hören, hohe, gesunde Bäume umgaben die Fläche. Uldyssian fand, dass hier eine besondere Ruhe herrschte, und war sofort einverstanden. Auch Serenthia hielt Mendelns Wahl für die richtige.

Mit Schaufeln, die sie sich bei den Parthanern geborgt hatten, hoben die beiden das Grab aus. Zunächst überlegte Uldyssian, das mittels seiner Fähigkeiten anstatt von Hand zu erledigen, doch dann entschied er, dass Achilios mehr Mühe verdient hatte. Der Boden war weich, und es war überraschend leicht, das Grab zu schaufeln. Nach kurzer Zeit war ein Loch entstanden, tief genug, dass kein Aasfresser auf den Toten aufmerksam werden konnte.

Nachdem sie den Leichnam in den Boden gebettet und mit Erde zugedeckt hatten, standen die beiden Söhne des Diomedes und Serenthia schweigend da. Niemand sagte ein Wort, da Worte diesem Moment nicht gerecht werden konnten, zumindest nicht aus ihrer Sicht. Ihre Seelen sprachen zu dem, den sie verloren hatten, und jede verabschiedete sich von ihm auf ihre Weise.

Serenthia war es schließlich, die dem Schweigen ein Ende setzte. Abrupt fiel sie Uldyssian in die Arme und begann zu weinen. Er hielt sie so, wie er seine kleine Schwester in ihren letzten Tagen gehalten hatte.

Mendeln wandte den Blick ab und sprach leise eine letzte Botschaft für Achilios.

Und dann ... dann war es vorbei.

DREIUNDZWANZIG

Die Parthener benötigten den Rest des Tages, um sich ihren Toten zu widmen. Uldyssian war – wie viele andere – ebenfalls anwesend. Dass so viele Menschen gestorben waren, machte ihm schwer zu schaffen. Am härtesten traf ihn der Tod derer, die er besser gekannt hatte.

Auch Bartha, die er unbedingt hatte retten wollen, zählte zu den Opfern. Ihr Herz war gebrochen, als ihr Sohn dahinschied, und danach hatte sie einfach keine Kraft mehr zum Weiterleben gehabt. Man fand sie reglos, den Jungen in ihren Armen. Im Tod war Frieden in ihre Gesichter eingekehrt, ergänzt von der Liebe zueinander, die man ihnen immer noch ansah. Der Junge und seine Mutter wurden zusammen auf den Scheiterhaufen gelegt, wo ihre Körper gemeinschaftlich verbrannten.

Während sie in Flammen aufgingen, wandelte sich Uldyssians Trauer erneut in Zorn. Zorn auf Lilith, auf Lucion, auf alle, die so waren wie die Triune und die Kathedrale, die sich für nichts anderes interessierten als dafür, um jeden Preis zu herrschen.

Sosehr er sich auch bemühte, konnte Uldyssian diese Wut nicht bändigen. Als der letzte Tote zu Asche geworden war und der Tag sich dem Ende neigte, wusste er, dass es für ihn nur einen Weg gab, ein Ziel.

»Die Triune muss gestürzt werden, Mendeln«, sagte er, als sie allein waren. »Ich bin vielleicht verrückt, dass ich so denke, aber ich will alles tun, um ihren Tempel zum Einsturz zu bringen. Sie haben zu vielen von uns zu vieles angetan!«

Er erwartete, dass sein Bruder versuchen würde, es ihm auszu-

reden, doch Mendeln meinte nur: »Wenn es das ist, was du wünschst – ich werde immer zu dir stehen, Uldyssian.«

Uldyssian war ihm dafür dankbar, doch er konnte es nicht einfach dabei belassen. »Mendeln ... Mendeln ... was geschieht mit dir?«

Zum ersten Mal huschte ein irritierter Ausdruck über das Gesicht seines Bruders, der diese Gefühlsregung aber gleich wieder verbarg und erwiderte: »Ich weiß es nicht. Ich kann dir nur sagen, dass ich mich nicht länger davor fürchte ... und dass ich – solange ich es kann – alles tun werde, um dir zu helfen.«

Beim Blick in die Augen seines Bruders fand Uldyssian dort keine Arglist, nur Ehrlichkeit. Er wollte mehr von ihm erfahren, doch ihm war klar, dass sie sich auf ein Terrain begeben würden, für das sie beide noch nicht bereit waren. Als er stattdessen seinem Bruder auf die Schulter klopfte, machte der ein erleichtertes und zugleich dankbares Gesicht.

»Mehr kann ich nicht verlangen«, sagte Uldyssian.

Er rechnete damit, dass Serenthia ihn allein schon dafür verfluchen würde. Immerhin war Achilios' Tod bereits ein zu hoher Preis. Doch diese Tragödie diente sogar als Ansporn für sie. Als er von seinem Plan erzählte, stimmte sie ihm ohne Zögern zu.

»Es ist ihre Schuld, dass mein Vater tot ist – genau wie Achilios, der mich so sehr geliebt hat und dessen Liebe ich nur so kurze Zeit erwidern konnte. Du willst die Triune stürzen und ebenso die Kathedrale. Ich bin dabei, Uldyssian! Ich möchte dich nur bitten, mir so viel beizubringen wie nur möglich, damit ich beim Kampf in der vordersten Reihe stehen und sie für das büßen lassen kann, was sie verbrochen haben!«

Ihre heftige Reaktion beunruhigte Uldyssian, denn er wollte nicht, dass Serenthia sich in Gefahr brachte, nur damit sie über

diesen Weg mit ihrer verlorenen Liebe vereint werden konnte. Er hätte es ihr auch gesagt, doch sie drehte sich abrupt zu den überlebenden Parthanern um und rief: »Uldyssian hat gesprochen! Die Triune muss dafür bezahlen! Wir werden den Tempel niederreißen! Wer von euch ist mit dabei?«

Einen Moment lang herrschte Schweigen, da Romus und die anderen erst einmal begreifen mussten ... dann aber brach begeisterter Jubel aus. »Nieder mit dem Tempel! Tod der Triune!«

»Jemand muss die anderen herbringen«, rief der einstige Dieb. »Sie werden sich uns anschließen wollen!«

Was als Uldyssians verbitterter Gedanke begonnen hatte, entwickelte sich zur Keimzelle eines Aufstands. Er betrachtete, was er ausgelöst hatte, und ein wenig erschrocken wurde ihm bewusst, dass er den Eifer der Menschen, die ihn bei seiner Sache unterstützen wollten, keineswegs bereute. In seinen Augen waren sie nicht seine Anhänger, sondern Gefährten und Kameraden, die so gelitten hatten wie er und deshalb einen Anspruch darauf hatten, Gerechtigkeit zu erfahren ... auch wenn es gegen Dämonen und magische Mächte ging.

»Diese Welt gehört uns«, sagte er leise und machte die anderen wieder auf sich aufmerksam. Sie verstummten, da sie seine Worte verstehen wollten. »Wir sind die Kinder dieser Welt, unsere Existenz ist untrennbar mit ihrem Fortbestehen verbunden!« Nach kurzem Zögern fügte er hinzu: »Vor allem aber sind wir unsere eigenen Herren. Wir kontrollieren unser Leben, niemand sonst! Das ist genauso unser Geburtsrecht wie die Kraft, die stetig stärker in uns wird! Unser Erbe!«

Erneut jubelte die Menge. Uldyssian ließ sie eine Weile gewähren, dann hob er die Hand, damit Ruhe einkehrte. »Romus«, rief er. »Sind immer noch welche unter Euren Leuten, die sich

darin verstehen, Fährten zu lesen?«

»O ja, Meister Uldyssian ... und falls sie es nicht könnten, ich vermag es immer noch!«

»Wir brechen beim ersten Licht des Tages auf. Unser Ziel ist Toraja. Eine Stadt von passabler Größe, Mendeln?«

Sein Bruder überlegte kurz. »Nicht so groß wie Kehjan, aber damit kann ohnehin nichts mithalten. Ich denke, das ist ein gutes erstes Ziel.«

Er wusste, was Uldyssian vorhatte. Um sich gegen den Tempel sowie die Kathedrale und die Magierclans zu stellen, musste ihre Zahl größer werden. Sein älterer Bruder zweifelte anscheinend nicht daran, in Toraja Menschen mobilisieren zu können.

Aber er würde auch auf solche treffen, die sich ihm widersetzen ... und damit war Toraja gleichzeitig der Ort, an dem sich offenbaren würde, ob ihre Rebellion Zustimmung fand ... oder ob man sie dort zu Grabe tragen würde.

»Also ziehen wir nach Toraja«, wandte Uldyssian sich an die anderen. »Die Reiter müssen umkehren und die Parthaner wissen lassen, dass jeder eingeladen ist, sich uns anzuschließen. Sagt ihnen, wohin sie sich begeben sollen.«

»Ich werde die Botschaft persönlich überbringen, Meister Uldyssian!«, erwiderte Romus mit wachsender Entschlossenheit. Drei weitere Männer stießen zustimmende Rufe aus, die nicht minder leidenschaftlich klangen.

»Dann erledigt ihr vier diese Aufgabe. Der Rest von euch denkt daran: beim ersten Tageslicht!«

Wieder jubelten sie, gefesselt von der Vorstellung, welches Ereignis die ganze Welt packen und Heerscharen von Gleichgesinnten zu ihnen führen würde. Uldyssian ließ sie feiern, da er wusste, dass es durchaus auch ganz anders kommen konnte. Immer-

hin war es möglich, dass man sie alle niedermetzeln würde, noch bevor sie die Tore von Toraja erreichten.

»Sie würden dir überallhin folgen«, bemerkte Mendeln.

»Auch in die Brennenden Höllen und den Himmel?«, fragte sein Bruder, der an die mythischen Orte denken musste, von denen Lilith gesprochen hatte. Er konnte sich kaum vorstellen, wie ein ewiger Konflikt zwischen Himmelswesen aussehen sollte. Aber noch weniger vermochte er sich vorzustellen, dass er und die ganze Menschheit nichts zu Sklaven derer degradiert werden sollten, die am Ende siegen würden.

Mendeln nickte grimmig. »Sogar dorthin ... falls es sich als notwendig erweisen sollte.«

Uldyssian sah ihn verdutzt an, da er sich nicht sicher war, ob sein Bruder vielleicht nur scherzte. Aber Mendeln war kein Mann, der spaßte – jedenfalls war er das nicht mehr.

Sie ließen die Parthaner weiter jubeln. Selbst wenn ihnen Himmel und Höllen erspart blieben, gab es noch mehr als genug Dämonen hier im Sanktuarium, allen voran Lilith. In einem Punkt hatte Lucion die Wahrheit gesprochen: Lilith würde einen Weg finden, um in sein Leben zurückzukehren. Und dann würde sie versuchen, dieses Leben entweder zu kontrollieren oder zu zerstören. Was immer sie aber vorhatte, Uldyssian scheute nicht davor zurück, ihr entgegenzutreten. Wenn sie ihn wiederfand, würde sie einen ganz anderen Uldyssian antreffen. Vieles sprach bei diesem anstehenden Kampf für sie, doch er war vorbereitet.

»Mein Geburtsrecht«, flüsterte er, korrigierte sich aber sofort, als er an diejenigen dachte, die hergekommen waren. »*Unser* Geburtsrecht. *Unser* Erbe. *Unsere* Welt.« Seine Entschlossenheit wuchs noch mehr, als seine Gedanken zu Achilios und all denen wanderten, die völlig grundlos hatten sterben müssen. »Unsere

Bestimmung.«

»Ja«, antwortete Mendeln, der ihn verstanden hatte, obwohl die Worte nur leise über seine Lippen gekommen waren. »Das und mehr. *Sehr* viel mehr.«

Uldyssian dachte darüber nach und wusste, dass sein Bruder Recht hatte.

Seit kurzem machte sich Unbehagen im Tempel der Triune breit. Nur wenige begriffen, was die Ursache war, aber ein jeder spürte es. Die Hohepriester taten so, als sei alles beim Alten, doch wer sie genauer betrachtete, der fand selbst in ihren Augen einen Anflug von Besorgnis.

Im Allerheiligsten des Primus hing der Dämon hoch oben in einer dunklen Ecke, wo er vor den Blicken derer verborgen war, die den Raum betreten mochten. Ringsum liefen mehrere acht-beinige Teufel herum, allesamt von einer Angst besessen, die er selbst nicht erkennen ließ.

Unter die Furcht, die umging, mischte sich eine Erkenntnis: Lucion war noch nicht zurückgekehrt. Zwar wusste Astrogha nicht, wohin er gegangen war, doch zu dieser späten Stunde hätte er eigentlich zurück sein müssen. Der Sohn des Mephisto hatte ihm erklärt, wohin er sich begeben musste, doch Astrogha glaubte ihm nicht. Er wusste, Lucion sah in diesem Menschen mehr als bloßes Potenzial für die Legionen der Morlu oder für eine andere Streitmacht der Triune. Lucion war im Begriff gewesen, das Undenkbare zu denken. Vielleicht hatte er überlegt, ob die Nephalem ihm eine Machtposition verleihen konnten, die ihm seinen Vater und die anderen Erzbösen Untertan machte.

Aber Lucion war noch nicht zurück, und Astrogha überlegte, wie er das zu seinem Vorteil nutzen konnte. Vielleicht sollte ja *er* die Position des Primus übernehmen, sollte *er* die Macht über die

Triune ausüben.

Auf keinen Fall konnte die Macht einem solchen Narren wie Gulag übertragen werden. Gulag war nichts weiter als ein Chaot, ihm fehlte der Verstand, um andere zu befehligen.

Plötzlich nahm der Dämon eine Präsenz in der Kammer wahr. Er machte sich bereit zum Sprung, falls es sich um einen Eindringling handelte. Zwar hatte Astrogha erst kürzlich gespeist, doch auf Blut hatte er immer Appetit.

Zu seiner Überraschung war es aber das eine Wesen, mit dem er nicht gerechnet hatte.

»Lucion ist zurück«, verkündete er. »Hat Lucion das erreicht, was er vorhatte?«

»In mancher Hinsicht ja, in mancher Hinsicht nicht«, erwiderte der Primus, ohne eine klare Antwort zu geben.

»Astrogha?« Lucion klang, als sei er sich nicht sicher, wer gesprochen hatte.

Der Spinnendämon beschloss, die Unterhaltung fortzuführen. »Gab es ein Zeichen von ihr? Von Lilith?«

Der Primus schwieg einen Moment lang, dann nickte er. »Das eine oder andere. Aber ich glaube, wir werden vorerst nicht viel von ihr zu sehen bekommen.«

»Gut ... gut ...«

Lucion legte eine Hand auf den Thron, auf dem er bei Audienzen üblicherweise saß. Während Astrogha ihm zusah, ließ er sich darauf nieder, dann blickte er in die Ecke zu dem Dämon.

»Ich wäre gern allein, Astrogha.«

»Wie lange?« Es gab Zeiten, da verlangte der Sohn des Mephisto danach, für sich zu sein. Üblicherweise zog sich die Spinne dann in einen der Türme zurück, bis Lucion mit dem fertig war, was er ungestört erledigen wollte. Als der Dämon, der ausge-

wählt worden war, die anderen zu führen, genoss Lucion Privilegien, um die Astrogha ihn oft beneidete.

»Ab sofort«, antwortete Lucion, dessen Miene sich verhärtete. »Such dir einen anderen Platz für dein Netz. In den Türmen meiner Meinung. Wenn ich dich benötige, werde ich dich schon rufen.«

Er wurde dauerhaft aus der Kammer verbannt? Astrogha hätte fast protestiert, doch Lucion war der Sohn von Mephisto, während er selbst nur ein Günstling des Schreckensfürsten war. Diablo würde ihn nicht gegen Lucion verteidigen.

»Wie es gewünscht ist«, murmelte die schattenhafte Spinne. »Wie es gewünscht ist.«

Astrogha rief seine Kinder zu sich, dann hauchte er auf das Netz, damit es sich auflöste. Und mit einem letzten Blick voller Wut verschwand er.

Die Gestalt auf dem Thron bediente sich der Hexerei, um den Raum abzusuchen und sich zu vergewissern, dass sie tatsächlich allein war. Und in der Tat war niemand mehr anwesend, auch nicht die allzu neugierigen Schoßtiere der Spinne. Die Kammer war nun gegen jeden magisch versiegelt.

Der Primus lachte leise. Sein Lachen hatte etwas ... *Feminines*.

»Komm zu mir, Liebster«, flüsterte Lucion mit der Stimme seiner Schwester. »Ich warte schon auf dich ...«

Und in der Kathedrale des Lichts nickte der Prophet zufrieden. Alles entwickelte sich genauso, wie er es befohlen hatte.

ENDE DES ERSTEN BUCHES

ÜBER DEN AUTOR

Richard H. Knaak, der regelmäßig in der Bestsellerliste der *New York Times* zu finden ist, hat über 30 Fantasy-Romane und mehr als ein Dutzend Kurzgeschichten verfasst. Zu seinen Arbeiten gehören *The Legend of Huma* aus der *Dragonlance*-Serie oder die epische Saga *War of the Ancients* für die *Warcraft*-Reihe. Neben seinen vielen Arbeiten für *Warcraft*, *Diablo* und *Dragonlance* machte er sich auch mit der *Dragonrealm*-Reihe einen Namen, die aus zehn Romanen und sechs Online-Novellen besteht. Außerdem schrieb er die *Sunwell Trilogy*, einen *Warcraft*-Manga für Tokyopop. Seine *Aquilonia Trilogy*, die auf den Welten von Robert E. Howards *Conan* basiert, erscheint demnächst bei Penguin/Ace. Momentan arbeitet er am zweiten und dritten Band der Trilogie *Diablo: The Sin War*, am ersten Roman seiner *Ogre Titans*-Saga (dem Nachfolger seines Erfolgstitels *Minotaur Wars*) und an anderen Projekten. Wer mehr darüber erfahren will, findet umfassende Informationen im Internet unter www.sff.net/people/knaak.

Besessen davon, die Menschen für ihre eigenen Zwecke unter Kontrolle zu bekommen, fechten die Mächte von Gut und Böse einen geheimen Krieg um die Seelen der Sterblichen aus. Dies ist die Geschichte des Sündenkrieges – des infernalten Konfliktes, der die Geschicke der Menschheit für immer verändern sollte.

DIABLO®

3000 Jahre bevor das Grauen nach Tristram kam, war Uldyssian, Sohn des Diomedes, ein einfacher Bauer aus dem kleinen Dörfchen Seram. Doch sein ruhiges und idyllisches Leben endet abrupt, als er unter Mordverdacht gerät. Er soll zwei Missionare bestialisch ermordet haben. Uldyssian setzt alles daran, seinen Namen rein zu waschen, doch dann nimmt er eigenartige Veränderungen an sich wahr. Er besitzt plötzlich beängstigende Fähigkeiten, über die kein Sterblicher jemals verfügen sollte ...

GEBURTSRECHT

**Ein spannender Roman aus der Welt der Magie,
der finsternen Mächte und der epischen Schlachten
zwischen Gut und Böse! Basierend auf dem
preisgekrönten Videogame-Bestseller
von Blizzard Entertainment.**

© 2007 Blizzard Entertainment, Inc. All Rights Reserved.



www.blizzard.de



ISBN 978-3-8332-1553-7

€ 9,95 (D)

panini BOOKS

www.paninicomics.de/videogame